KUNSTVEREIN FÜR DIE RHEINLANDE UND WESTFALEN

33754

2 vols.

C

Der Kunst-Verein für die Rheinlande u. Westfalen

Seinen Mitgliedern zur Erinnerung an die hundertjhr. Vereinigung der Rheinlande mit d. Krone Preußen gewidmet

Düsseldorf 1915/1916

Die Baukunst am Nieder-Rhein

≈ Erster Band ≈
Von der Baukunst
des Mittelalters
bis zum Ausgange
des siebzehnten
Jahrhunderts ≈

von Richard Klapheck

Gedruckt von A. Bagel in Düsseldorf.
Verlegt vom Kunst-Verein für die Rheinlande und Westfalen.

Zum Geleit.

In den Monaten, die dem Weltkriege vorausgingen, kam der Gedanke dieser Jubiläumsgabe. Während des gewaltigen Ringens unseres Volkes um Sein oder Nichtsein ist sie entstanden.

Daß es möglich war, wie mitten in tiefstem Frieden die Denkmälerwelt unserer Heimat am Niederrhein aufzunehmen, danken wir dem deutschen Heere unter Preußens Führung, das den Feind von unserer bedrohten Westmark fernhielt. So ist das Werk, das der hundertjährigen Vereinigung der Länder am Rhein mit der Krone Preußen gewidmet ist, auch ein Denkmal der Segnungen des Landes am Niederrhein unter Preußens Szepter.

In dieser Zeit des Völkerringens an unseren Landesgrenzen sollen unsere Blicke in ernster Einkehr weilen bei all dem Teuren, das uns die Heimat hat vermacht. Mit inniger Liebe wollen wir bewahren, was aus Väter Zeiten als Erbteil der Westmark unseres Reiches am Rhein geblieben ist.

So überreichen wir hiermit unseren Mitgliedern den ersten Band der „Baukunst am Niederrhein". Er will uns zeigen Bilder aus mittelalterlicher Vergangenheit, unsere alten Landesburgen und Städte und die heimischen Backsteinbauten; Bilder aus den Jahrhunderten Wilhelms des Reichen von Cleve, Jülich und Berg und des Großen Krieges.

Der zweite, folgende Band führt uns durch die große Zeit des Kunstmäzens Jan Wellem, über die lang anhaltende Kunstepoche Karl Theodors zu den Meistern des Klassizismus.

Mögen beide Werke die Liebe zu den Stätten unserer Heimat mehren und uns anregen, das überkommene Erbe ferneren Geschlechtern in treuer Hut zu erhalten!

Düsseldorf, im Sommer 1916.

Der Verwaltungsrat
des Kunst-Vereins für die Rheinlande und Westfalen.

Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes.

I. Das Land vom Niederrhein. Seite

1. Der Charakter der Landschaft. Die Abtei Camp und der Viktorsdom zu Xanten . . . 5
2. Die Aufgabe des Jubiläumswerkes „Die Baukunst am Niederrhein“ 25

II. Die mittelalterliche Landesburg, Stadtbefestigung und öffentliche Bautätigkeit der Städte.

1. Die Schwanenburg zu Cleve und das Clever Kastell 33
2. Die kurkölnischen Landesburgen zu Hülchrath, Linn, Zons, Kempen, Zülpich, Lechenich und die jülichsche Landesburg zu Hambach 46
3. Das Raubritternest Krakau und die Kaiserpfalz zu Kaiserswerth 66
4. Die mittelalterliche Stadtanlage, Stadtbefestigung und Stadttore 71
5. Der städtische Monumentalbau. Das alte Rathaus und das Tanzhaus Gürzenich zu Köln. Die Rathäuser zu Calcar, Rees und Wesel 90
6. Anfänge des niederrheinischen Backsteinbaues 96

III. Das Jahrhundert Wilhelms des Reichen.

1. Die politische Vereinigung der niederrheinischen Herzogtümer. Alessandro Pasqualinis Stadtplanregulierung in Jülich. Die Zitadelle und das Herzogschloß. Meister Joist de la Court 103
2. Die Entwicklung der niederrheinischen Edelsitze. Das Burgmannshaus im Issumer Turm zu Linn. Burg Liedberg. Die Schlösser Harff, Loersfeld, Kellenberg, Haag, Wissen, Trips. Die Vorburg der Frenzer Burg (Düren). Die alte Burg Frens (Bergheim). Die Gymnicher Burg (Nörvenich). Haus Reviren. Die Harffsche Burg (Nörvenich). Burg Conradsheim. Schloß Ringenberg. Die Häuser Alsdorf, Caen, Terworm, Fürth, Bergerhausen (Bergheim) und Stockum (Neersen). Die Renaissanceerker an der Harffschen Burg und an den Burgen Nothberg, Burgau, Gymnich (Nörvenich) 115
3. Der Einfluß flandrischer Renaissance. Der Erker am Haus Elmpt (Rees). Meister Arndt Johannssens Schloßbau zu Horst (Essen). Der „Kerkbog“ zu Nymwegen. Der Ausbau auf Horst von Joist de la Court und auf Schloß Frens von Arndt Johannssen. Der Giebel an der Deutsch-Ordens-Kommende zu Siersdorf. Das Kornhaus zu Düren 142
4. Der Einfluß des französischen Schloßbaues. Burg Nothberg. Die Deutsch-Ordens-Kommende zu Siersdorf. Schloß Neersen. Haus Rath. Die Arkadenhöfe der Schlösser Binsfeld, Rheydt, Bedburg und Millendonck. Der Einfluß des Joist de la Court . . 157
5. Köln und seine kulturellen Verhältnisse im 16. Jahrhundert. Die Nachwirkung gotischer Baukunst. Das Fischkaufhaus und die Jesuitenkirche. Wilhelm Vernukkens Rathausvorhalle. Der Einfluß südniederländischer Renaissancekunst. Der Ausbau des alten Rathauses. Der „Windeltorn“ und die Patrizierhäuser 174

Seite

6. Düsseldorf seit seinen ersten Anfängen. Die alte Grafenburg. Das Rathaus. Der Humanismus am Hofe Wilhelms des Reichen. Monheims Gelehrtenschule. Die geistigen Kämpfe. Die Tragödie der Jacobe von Baden. Das Grabmal Wilhelms des Reichen. Das Ende der Dynastie 185

IV. Das Jahrhundert des Großen Krieges.

1. Die Erbfolge- und Religionskriege 205
2. Herzog Wolfgang Wilhelm von Jülich-Berg und seine künstlerischen Beziehungen. Die Jesuitenkirche und das Kolleg zu Düsseldorf. Der Jesuitenstil am Niederrhein. Die Benediktinerabtei zu München-Gladbach. Die neuen Ordenskirchen in Köln. Der wachsende Einfluß belgischer Barockkunst 213
3. Die bürgerliche Baukunst am unteren Niederrhein. Der Fachwerkbau, seine einstige Vielfarbigkeit, Überbauten und Arkaden. Der Backsteinbau, seine Giebelformen. Der Einfluß des Utrechter und Gelder Landes. Hofanlage und Reihenhaus. Die farbige Innengliederung der Backsteinfassaden. Der innere Aufbau und Ausstattung. Der Einfluß belgischer Barockdekoration in Köln 227
4. Die Baukunst im Lande Aachen-Jülich. Enge Beziehungen zu den südlichen Niederlanden. Die rhythmische Aufteilung und die farbige Gliederung der Bürgerhausfassaden. Das Rathaus zu Venlo. Die Schlösser Schaesberg, Leerodt, Hoensbroeck, Raesfeld (Westfalen), Merode. Die Torbauten zu Meerssenbroeck, Cortenbach, Hausen, Birgel. Die symmetrischen Vorburgen auf Neuburg (Gulpen), Müllenarck, Burgau und Reimersbeck (Heerlen). Der Arkadenhof auf Geysteren (Venlo). Die Vorburgen der Schlösser Heltorf (Düsseldorf) und Palandt (Weißweiler). Die Innenausstattung der jülich-limburgischen Schlösser. Schloß Dyck 267
5. Das Clever Land unter dem Statthalter Fürst Johann Mauritz von Nassau-Siegen. Enge Verbindungen mit Amsterdam. Der Einfluß des holländischen Klassizismus. Der Prinzenhof und Tiergarten in Cleve. Die Raumausstattung. Das Bürgerhaus. Die Festungstore zu Wesel 310
6. Düsseldorf unter Herzog Philipp Wilhelm. Das alte Lustschloß zu Benrath. Die Stuckdecken in der Orangerie 333

Das ausführliche alphabetische Sach-, Orts- und Personen-Nachschlageverzeichnis, eine Zusammenstellung der Literatur über die Baukunst am Niederrhein, Ergänzungen und Nachträge befinden sich am Ende des zweiten Bandes.

Abb. 1. Die Calkumer Mühle.

I.

Das Land vom Niederrhein.

So kam er in ein lieblich Land,
Zu beiden Seiten ebener Strand.
Weit war und breit und tief der Strom,
Weit oben auch des Himmels Dom,
Denn rings auf den gestreckten Auen
War nirgends mehr ein Berg zu schauen.
Gottfried Kinkel, Otto der Schütz.

Aber das liebliche Land ist einsam und schweigsam. Selten ein Fremder, der sich dorthin verirrt. Die reiche Rheinreiseliteratur vom Ausgange des 18. Jahrhunderts weiß nichts von dem Niederrhein um Cleve, Calcar, Xanten und Rees. Goethes Rheinreise begann im Jahre 1814 in Köln und führte stromaufwärts nach Bonn, Neuwied, Coblenz und Mainz. Und George Forsters „Ansichten vom Niederrhein" vom Jahre 1791 begleiten den Leser stromabwärts von Boppard nach Köln. Die glänzende Pinakothek der Herzöge von Jülich und Berg lockte Forster wohl noch nach Düsseldorf. Dann ging die Reise nach Amsterdam über Jülich, Aachen, Brüssel, Antwerpen und den Haag. Der eigentliche Niederrhein fesselte den Rheinreisenden nicht mehr.

Und heute? Ist es anders geworden?

Die Tausende und aber Tausende, die jährlich den Rhein von den Quellen bis Mainz und von Mainz stromabwärts mit dem Dampfer bereisen, vorüber an Bergen, Burgen und Rebenhügeln, verlassen meistens in Köln das Schiff. Tagelang waren sie beisammen wie alte Bekannte, bei Wein, Lied und Tanz, begrüßten bergaufwärts fahrende Schiffe mit Tücherschwenken und Gesang. In Köln aber trennen sie sich und werden einander wieder fremde Menschen, die nur die Romantik des engen Rheintales, der Rheinwein und das lebenslustige Volk der Rheinländer auf einige Tage zusammengeführt hat.

In eilendem Tempo bringt sie der Schnellzug jetzt in die Heimat wieder, nach dem Osten des Reiches, nach Frankreich und Belgien oder den Nordseehäfen Hollands, wo schon die Dampfer schweigend für die Überfahrt nach den englischen Inseln warten.

In Köln endigt die Rheinreise.

An Stelle der lustigen Bergeslinie tritt die weite, tiefe Ebene. Die unruhige Eisenbahn, die den Mittelrhein auf beiden Seiten, bedrängt von den Bergen, lärmend, ratternd und knatternd begleitete, meidet nun den Strom und durchkreuzt nach allen Richtungen das flache Land. Städte, die bis dahin den Fluß wie eine enggeschnürte Perlenkette einfaßten, berühren selten noch seine Ufer.

Abb. 2. Zons. Partie am Rheintor, Ansicht von den Rheinwiesen.

Aus Weiden und Pappeln heraus grüßt wohl noch einmal ganz verschlafen und verträumt das malerische Zons mit seiner Stadtumwallung (Abb. 2) und der alten Burg der Erzbischöfe von Köln. Aber die Bahn hat die sich weitenden Ufer ja verlassen und kümmert sich nicht um den kleinen Ort. Auf dem linken Ufer haben die Rheinberge sich schon längst verlaufen. Auf dem rechten Ufer sind sie bescheiden zurückgetreten, bis die letzten Ausläufer des Bergischen Landes von Grafenberg noch einmal zum endgültigen Abschied nach Düsseldorf herübergrüßen.

Auch an dem altehrwürdigen Kaiserswerth und seiner Kaiserpfalz, von der im Jahre 1062 der kluge und baulustige Erzbischof Anno den jugendlichen Kaiser Heinrich IV. nach Köln entführte, geht die geschäftige Eisenbahn in großem Abstande minachtig vorüber. Sie nimmt auch keinerlei Notiz von dem abseits am Niederrhein gelegenen Rees, dem einsamen, verlassenen und kleinen Städtchen, dessen alte Stadtmauern und Wehrtürme noch immer bis an den schmalen Leinpfad reichen, dicht bis an den Strom, und das noch immer keinen modernen, breiten Rheinkai hat (Abb. 3). Kein Berg kann jetzt die Eisenbahn mehr zwingen, den launenhaften Windungen des Stromes noch zu folgen. Sie nimmt den geraden und kürzeren Weg, und wichtiger als die verträumten Nester am Niederrhein sind ihr die landeinwärts

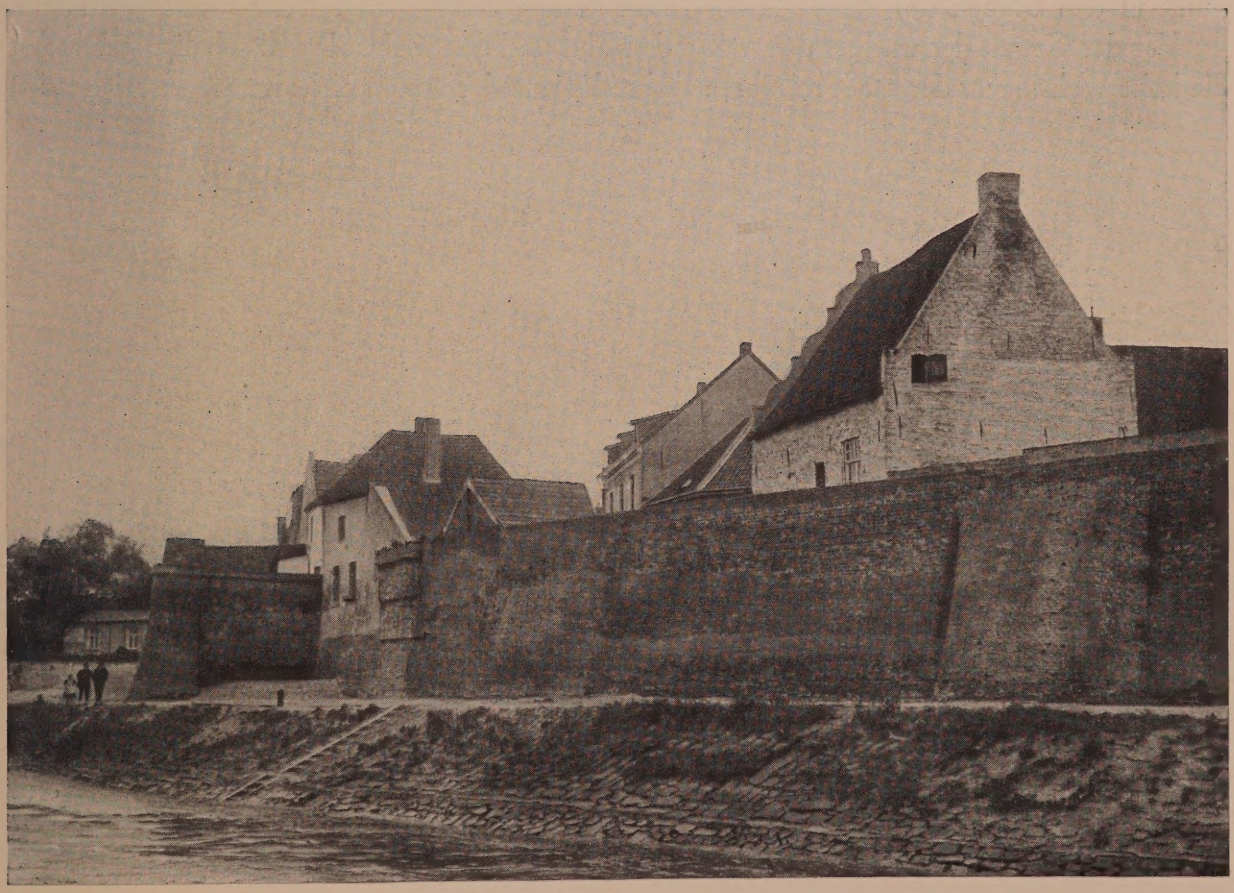


Abb. 3. Rees.

gelegenen Städte der rheinisch-westfälischen Industrie, die niemals schlafen gehen und denen zum Träumen auch keine Zeit gelassen ist.

Es sind nur wenige Städte noch, die den Rhein berühren. Düsseldorf, dann Duisburg und Ruhrort mit ihren gewaltigen Hafenanlagen, Wesel, Rees und Emmerich unterbrechen, aber in großen Abständen, die Stille, die den Fluß begleitet. Sonst aber öffnet sich auf viele, viele Meilen das echte niederrheinische Landschaftsbild. Weite, unabsehbare, stille Weiden. Der Strom, aus dem Prokrustesbette der Rheinberge entlassen, sucht nicht mehr mühsam und eingeengt seinen Weg. Er ist weit und breit geworden und wälzt einsam seine wachsende dunkle Flut dem Meere zu. Kribben, in den Fluß gebaut, und Dämme an den Ufern sollen die unbändigen Wellen zügeln. Denn im Frühjahr, wenn die Schneeschmelze kommt und der Fluß aus der Fülle der Gewässer aus den Bergen unheimlich, lawinenhaft wächst, ist der Damm, auf dem hier und da unter dem Schutz der Pappeln ein vereinsamtes niedriges Bauernhaus Deckung gegen die Stürme sucht (Abb. 4, 6), der letzte Schutz der Ebene. Reißt der Damm, so wird der Strom zum weiten See. Weiden und Bauernhäuser sind verschwunden. Zu Tode gehetzt recken die Kronen der Pappeln ihre dünnen, entlaubten Zweige gespenstig wie Ginstergebüsch und Weidenruten aus dem Wasser heraus. In den Städten quillt in den Stuben das steigende Naß, und in den Straßen rudert die Jugend im Kahn.

Vor der Gewalt der wachsenden, reißenden Flut und den treibenden Eisschollen gab selbst die hohe Wehrmauer der Stadt mit ihren Eisbrechern und Türmen nicht immer ausreichenden

Abb. 4. Die Schnellenburg bei Düsseldorf.

Schutz. In Emmerich zog einst sich von Westen nach Osten, vom Eingang zum Chore, das Münster längs dem Strome, direkt an die Stadtmauer gelehnt. Mit elementarer Wucht stürzten, es war um das Jahr 1230, die Fluten sich auf die Südwestecke der Kirche. Der ganze Westteil brach über dem steigenden Wasser zusammen. Und seine Trümmer trug der Rhein weit mit sich fort. Er hat das überschwemmte Terrain nie wieder freigegeben und das Gotteshaus gezwungen, nach Norden ein neues Langhaus zu bauen. Und, seltsam genug, seitdem liegt die alte Krypta nicht mehr unter dem Ostchor, sondern dem östlichen Querschiff (Abb. 5). In Wesel, wo der Anprall der Fluten die Festungswerke ebenfalls bedrohte und jeder Eisgang an den Fundamenten rüttelte, hat man mit einem Abzugskanal die Wucht des Stromes brechen wollen. Die Festungswerke wurden so gesichert. Aber bald durchwühlte der Eisgang derart den Kanal, grub sich tiefer und breiter in ihn ein, daß dieser das Hauptbett des Stromes wurde. Der Rhein mied von jetzt ab einfach die Stadt und ließ seinen alten Lauf versanden.

Das ist das Schicksal, das nicht Wesel allein ereilte. Denn oft hat der Fluß, wenn die Flut nachließ, sein altes Bett nicht mehr zurückgefunden und einen neuen Weg sich durch das Land gegraben. Einst zog er stolz an der hochgelegenen Schwanenburg der Herzöge von Cleve vorüber. Heute sucht er sechs Kilometer landeinwärts die Meeresufer zu erreichen,

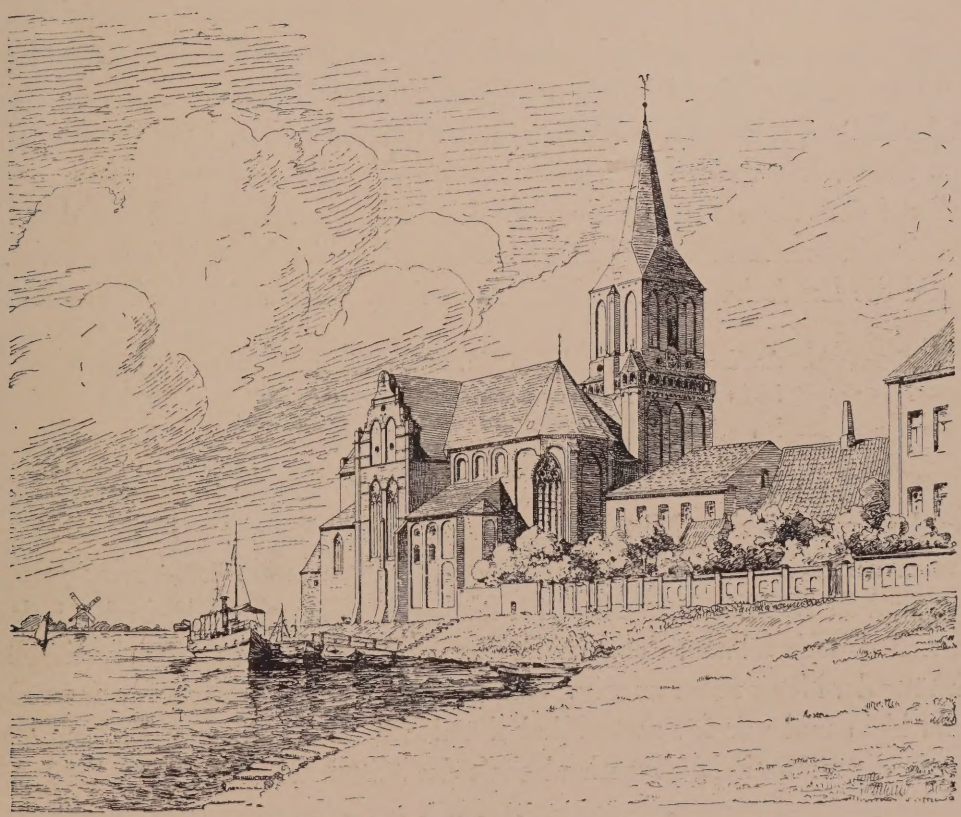


Abb. 5. Das Münster in Emmerich.

Abb. 6. Hamm bei Düsseldorf.

und Cleve liegt, wie Rheinberg und Xanten, an einem toten schmalen Rheinarm. Es ist der schläfrig müde Spoykanal. Auch Neuß lag ehemals am Rhein, in dessen Wasser sich der herrliche Dom des heiligen Quirinus widerspiegelte. Kaiserswerth ist heute kein Werth, d. h. keine Insel mehr mitten im Strome, wie Nonnenwerth, umspült von den Wellen. Es ist an das eine Ufer getreten. Ruhrort ist keine Halbinsel mehr, die sich vom linken Ufer aus in den Strom hinausstreckte. Es ist ebenfalls an das rechte Ufer getreten. Am launigsten aber hat der Fluß Städte wie Kellen, Griethausen und Brienen im Clever Land behandelt, die von dem rechten auf das linke Ufer geraten sind. Dem kleinen Örtchen Bürgel, dem alten Römerkastell, Zons gegenüber, ist es umgekehrt ergangen.

Jetzt, wo Berge, Eisenbahn und Städte den Strom verlassen haben, gilt eine Weiterfahrt von Köln ab auf dem alten Vater Rhein nicht lohnend mehr. Das Lied von den Domen am Wasser, von den Stromnixen, von Wein und Gesang hat hier keine Geltung mehr. Still wie der Strom und die Landschaft sind auch die Menschen. Keiner singt hier das Lied:

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein!
Mein Sohn! Ich rate dir gut.
Da geht dir das Leben so heiter, so frei,
Da wächst dir so freudig der Mut!

Wer von dem romantischen Mittelrhein in unsere niederrheinische Heimat kommt, glaubt, aus einem reichen Lande voller Städte, Kirchen und Burgen in ein ärmeres zu gelangen. Aber er irrt! Das Land ist allerdings nur etwas für feinnervige Menschen, die in den freien Stunden des Lebens sich danach sehnen, dem schaffenden Erdgeiste und dem geheimnisvollen Weben in der Werkstätte der Natur näher zu sein. War es nicht kleines Spielzeug, für unsere Menschenhände fast zu klein und nur für zarte Kinderhändchen bestimmt, was die Kunst an Burgen und Kirchen in die romantische Bergeslandschaft des Mittelrheins gezaubert hat? Am Niederrhein aber wird alles groß und bedeutsam. Wie sich der Himmel weitet, der Wolkenzug, das

Land, der Sturm, der in kühlen Vorfrühlingstagen mit elementarer Gewalt über es hinweg fegt, so erscheinen auch ein einsamer Baum, ein Haus, ein Turm urweltlich und gigantisch in ihren Formen. Die Schwanenburg zu Cleve wächst wie ein Riese aus der stillen Ebene auf.

Wer zum ersten Male das Land am Niederrhein durchwandert, ist geradezu erstaunt ob des reichen Wechsels seiner Landschaftsbilder. Da steht in der weiten Niederung ein Haus. Das rote Dach, das fast hinunter bis auf den Acker reicht, leuchtet glühend gegen den sattblauen Himmel, auf dem der Wind vom Niederrhein phantastisch weiße und graue Wolkenballen vor sich her treibt. Unter dem hohen Dache duckt sich das Haus zusammen. Die schlanken Pappeln biegen sich im Sturm zur Seite. Und unser Auge wandert in die Weite über die wellenbewegten grünen Weiden. Ein Bild, wie es so oft ein Eugen Kampf in Flandern ähnlich wiederfand.

An den stillen Altwassern des Rheines, in dessen Schilf einsam ein Kahn ruht, träumt die Schönheit dahin. Aus silbergrauem Dunst der Ferne schillern seltsam feierlich und geheimnisvoll die schmalen Pappeln. Ein Kirchlein oder eine Windmühle glaubt man aus dem Schleier zu erkennen. Und träge spielen die schläfrigen Wellen des Wassers mit dem Licht der Sonne, das hier und da die zart gewobenen Dunstnebel mit seinen Leuchtgarben durchdringt. Man sieht an solchen Tagen kein Rot, kein Blau, kein Grün mehr, nein, unendliche Zwischentöne von Farbenharmonien. Man muß wie Helmuth Liesegang verträumter Sohn des

Abb. 7 Moorlandschaft an der Schlot in der Niederung der Niers.

Abb. 8. Die Keiser-Buche in Schwafheim.
Nach den Mitteilungen des Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz.

Niederrheines sein, das stille Weben der Natur an den Kanälen kennen, um die geheimnisvolle Poesie zu schildern.

Pappel- und Birkenalleen begleiten die alten Straßen, auf denen Roms Legionen schon das Land durchzogen (Abb. 29). Linden und Buchen sind oft von gewaltigem Durchmesser, Formen und Alter, daß sie allein schon eine Fußwanderung lohnen. Kopfbuchen gibt es zahlreiche mit wuchtig untersetztem Stumpfe und zwei knorrigen Armen, die sich von ihm abrecken und auf denen ein kleiner Wald aufwächst. Was diese Recken erzählen könnten von Stürmen, die in den letzten Jahrhunderten über das Land dahinbrausten. Wenn es zum Spätherbst geht und uns der Weg durch Schwafheim bei Moers vorbeiführt, steht da ein einsamer Prediger, hat beide Arme nach oben gehalten und redet auf die sterbende Natur ein: Tut Buße, geht endlich in euch, das Ende naht! Der Dohlen krächzendes, schwarz gefiedertes Volk sucht unter seinen Armen Schutz. Der Herbststurm tobt um ihn herum, als wolle er alle lebende Natur vernichten. Aber der Riese steht da, festgewurzelt, nur seine predigenden Arme bewegen sich im Winde. Es ist die gespenstige seltsame Buche im Garten des Maurers Keiser, die jedem Wanderer bisher aufgefallen ist (Abb. 8). So viel urwüchsige Kraft kennt gar nicht die Romantik am Mittelrhein! Steht da im Garten von Haus Rath in der Gemeinde Traar im Kreise Krefeld eine Eibe, die in ganz Mitteleuropa nicht wieder ihresgleichen

findet. Oft freilich müssen die Hunderte von Jahren alten und über sechs Meter im Umfange dicken Bäume Eisenringe und Seitenstützen halten. Aber der knorrige Kerl, dessen Leib schon so morsch ist und an allerlei Krankheiten leidet, Ameisen-, Wespen- und Vogelnester birgt, schmückt doch alle Jahre wieder, wenn der Frühling kommt, sein Haupt wie eine eitle Maid.

Drei Flüßchen schlängeln sich durch die Niederungen des linksseitigen Niederrheins, Roer und Erft durch das Oberland, die Niers durch das Unterland. Jedes der drei Flüßchen hat seine eigene Natur und Poesie. Die Niers läuft durch Bruchland mit satten Weiden (Abb. 10, 11). Es ist ob des Reichtumes seiner Herden das rheinische Friesland. Bruch oder Broich und Donck nennen sich die kleinen Orte, Flecken und Schlösser. Korschenbroich, Neersbroich, Kleinenbroich und Millendonck, Gastendonck, Wachtendonck. Donck heißt der höher gelegene und geschütztere Punkt im Bruchlande.

Das Oberland ist das Getreideland. Im Erfttale plätschert die Wassermühle (Abb. 9). Hochragende, schlanke Bäume begleiten den Lauf des stillen Flusses und rahmen die Weidestrecken ein. In dem zittrigen Laub der Erlen, Espen und Pappeln regt sich der leiseste Hauch. Durch silbrig graue Baumstämme lugen niedrige Häuschen, mit Schindeln bekleidet oder mit Brettern verschalt; und nicht selten setzt das Dach seinen Ziegelpfannenschmuck über die Hauswände fort. Andreas Achenbach liebte dieses Land. Unweit der alten kurkölnischen Landesburg Hülchrath stand sein Haus. An den Wassermühlen saß er und beobachtete, wie das große Schaufelrad Wellen warf und die tanzenden Wassertropfen zerstäubte. Seine

Abb. 9. Die Gustorfer Mühle.

berühmte „Erftlandschaft", jenes tonig herrliche Bild vom Jahre 1866, hat die anspruchlose und stimmungsvolle Schönheit des Landes verewigt; seine Erftbilder die Reize der niederrheinischen Landschaft entdeckt. Die Romantik des Mittelrheins, die Bergstaffage der Alpen, die heroischen Theaterkulissen Italiens verloren die Gunst des Düsseldorfer Landschaftsmalers. Düsseldorf wurde der Ausgangspunkt einer Heimatkunst. Und die auf Achenbach folgten, sind bis heute der beste Ruhmestitel der Düsseldorfer Kunst geblieben.

Neben den Flüßchen sind die Hügel die wichtigsten Faktoren, die die niederrheinische Landschaft so abwechslungsreich gestalten. Das mag den meisten ganz seltsam klingen. Berge am Niederrhein! Denkt doch wohl jeder nur an ein Land, das immer dieselben Bilder zeigt, endlose flache Weiden mit Pappeln und Rinderherden. So wie das Land sich gibt, wenn man zu Schiff talabwärts fährt. „Denn rings auf den gestreckten Auen war nirgends mehr ein Berg zu schauen." Aber Gottfried Kinkels „Otto der Schütz" kannte halt nur die nächste Umgebung des Stromes.

Unter Niederrhein muß man indes das Land verstehen, das von den Toren der alten Kaiserstadt Aachen und von Köln aus sich bis über das Clever Land hinaus erstreckt, das Land

Abb. 10. Kanallandschaft in der Niersniederung.

zwischen Maas und Rhein, das im Westen nach Holland, im Osten nach dem Münsterlande übergeht. Mitten durch dieses Gebiet läuft eine Kette von Inselbergen. Mit dem Egels- und Hülserberg bei Crefeld beginnt das Land Wellen zu werfen, die über Vluyn, Camp und Xanten sich weiter bewegen als Gülix- und Rayenerberg, Eyllert- und Dachsberg, Camper- und Niersenberg, dann mit der überraschend schönen Bönninghardt und den Balberger Höhen abschließen.

Wer diese Hügelkette zum erstenmal aufsucht, ist ganz erstaunt ob ihrer Höhe. Denn ganz unvermittelt in der weiten Ebene steigen sie auf bis zu 80 Metern. Als vor tausend und aber tausend von Jahren ein vorzeitliches Geschlecht von Riesen von den Alpen bis zum Meere die Rheinrinne durch das Land gruben, blieben, je tiefer sie schaufelten und das Wasser durchzusickern begann, an den Holzschuhen der Flußbauer schwere und dicke Erdklumpen kleben. Die wurden den Riesen bei der mühsamen Arbeit lästig. Sie kratzten sie mit der Schaufel ab. Und wo die Erdmassen hinfielen, ragte plötzlich ein Berg in der Landschaft auf. So erzählt es die alte Muhme den Kindern.

Die Berge sind nicht etwa Ausläufer der hohen Erhebungen vom Mittelrhein. Sie bestehen aus Sand und Kiesel und entstanden, als in Urzeiten die große Überschwemmung von Maas und Rhein nachließ. Es sind nichts anderes als Ablagerungen des Rheines.

Der schönste der Berge ist die Bönninghardt. Wer einmal das Land am Niederrhein mit seinen überreichen und eigenartigen Bildern kennen lernen möchte, sollte die sandige Hochfläche aufsuchen. Man ist dort mit der Natur ganz allein, lernt in der Einsamkeit die Sprache der Tiere verstehen und das geheimnisvolle Leben der Heide und des Waldes. Denn kein anderer Wanderer kreuzt meinen Weg und stört mich in der Betrachtung der

Abb. 11. Bruchlandschaft bei Schiefbahn an der Niers.

Dinge. Es gibt hier viele einsame Wege. Am besten aber nimmt man den, der in Camp beginnt, dem alten Kloster, das heute von Moers oder Rheinberg ja so leicht zu erreichen ist. Aus dem großen Platz vor dem Kloster, das auf der abfallenden Höhe sich angebaut (Abb. 18), führt die üppige Lindenallee an dem alten, prächtigen Kruzifixus vorbei, den Abt Stephan Broichhusen 1730 mitten auf dem breiten Wege errichtete. Wenn man den Wald der Camper Höhe verlassen und wieder hinunter in die Ebene steigt, liegt vor uns die Bönninghardt ausgebreitet. Ihre Ränder fallen scharf ab.

Steil hinauf führt der Sandweg in die hochgelegene Heide. In den Böschungen hat die Sandschwalbe ihr Nest gebaut. Niedriger Schälwald, denn auf dem sandigen Boden kann das Holz nicht gedeihen, rahmt die Heideflächen ein, die launisch und eitel wie junge Frauen alle Monate sich in einem neuen schmucken Kleide zeigen. Im Sommer in leuchtendem, blühenden Ginstergewande. Wenn es zum Herbst geht, in dem stumpferen Violett der Erika. Weidenröschen, Bärlapp, die dornige Hauechel dazwischen, und die kleine lustige Blauwaldbeere. Schön ist das Kommen und Wiedergehen von immer neuen Farben mit ihren reizvollen Übergängen. Über der Heide duftet der Thymian.

Je mehr wir uns dem kleinen Städtchen Alpen nähern, desto mehr schwindet die Heide. An Stelle des niedrigen Zwergwaldes tritt der hochstämmige Laub- und Nadelwald. Aber der reiche Wechsel der Farbe schwindet nicht. Da ist Eichwald. Zu Füßen seiner knorrigen Stämme Ginstergebüsch. Oder, von Heidelbeersträuchern umgeben, die braunroten Stämme der Fichten und Kiefer. Hellgrüner Maiwuchs, der allmählich dunkelt, hebt von den stahlgrauen alten Trieben sich ab. Und die Kiefer schmückt sich mit leuchtenden Kerzen. Dann Strecken von Buchenwaldungen. Zu ihren Füßen ganz und gar umgarnt mit üppig wucherndem Adlerfarn, in dessen Dickicht sich das Reh versteckt. Diese reiche Fülle von Grün und warmem Braun in wunderbaren Tonabstufungen. Doch niemals bunt und regellos durcheinander. Immer zu großen Flächen gebunden. Diese Landschaft hat Stil in ihren großen Formen.

Abb. 12. Alpen.

Es gibt Stellen, von denen das Auge das ganze Land bis zum Rhein überschauen kann. Mitten in der breiten Ebene sieht man Teiche, nicht selten kleine Binnenseen. Reste von alten Rheinbetten längst verklungener Zeiten. Und wenn man heute hier und dort im Lande den Erdboden ausbaggert, um Eisenbahndämme bauen zu können, so sammelt sich bald wieder ein neuer See. Weiter am Horizont Bauernhäuser und Äcker schützende Winterdeiche, die die Hochflut des Rheines bannen sollen. Dann hinter den Winterdeichen weites Weideland. Dem Strom zu niedrigere Dämme, die Sommerdeiche, die oft

noch überflutet werden. Auf den Inselbergen mitten im Lande glaubt man auf einem letzten, einem dritten und ganz sicheren Damm zu stehen.

Unser Weg führt weiter über die Hochfläche wieder hinunter in die fruchtbare Ebene.

Alpen liegt reizvoll zwischen zwei Höhenzügen eingebettet, eingeschlossen von zwei schützenden Armen. Am Eingang in die kleine Stadt rückt neugierig die evangelische Kirche von 1716 ihren barock geformten Turm in die Straße vor. Und ihre elegant gegliederte Haube ragt weit über die Dächer der kleinen Bürgerhäuser hinaus (Abb. 12).

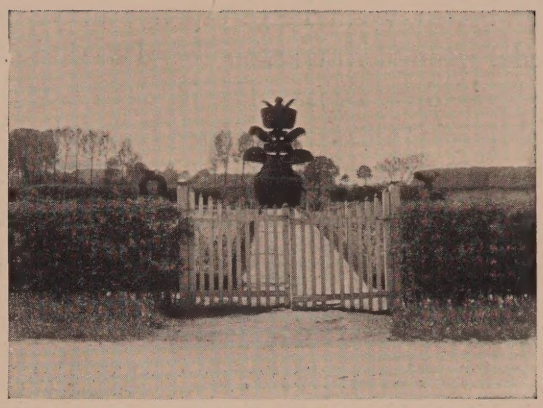


Abb. 13. Garten auf der Landstraße von Labbeck nach Sonsbeck.

Am Abhang der Bönninghardt schlängelt der Weg sich nach Sonsbeck. Wieder ein anderes Bild. Wallhecken schließen die Bauernhäuser und Weiden ein. Oft sind die Häuschen ganz schlichte Katen nur, aus Backstein, getüncht, zwei Fensteröffnungen bis an das Dach reichend und dieses gedeckt noch mit Stroh. Fernblicke hat man hier selten. Denn meist bleibt das Auge am nahen Horizont an den Baumgruppen haften. Die Gärten sind wohlgepflegt. Ein hell gestrichenes Lattentörchen mit leicht geschwungenem oberen Rande zwischen der Wallhecke (Abb. 13). Die Wege gerade gezogen, mit Kies bestreut, die Grenze scharf von Taxus eingehalten. Laubengänge und Tordurchgänge ebenfalls aus Taxus oder Buchsbaum. Ganz phantastisch ist oft der immer wieder von neuem beschnittene Baum am Ende des Hauptweges. Und auf den gepflegten Hecken sind allerlei Vögel und Tiere aus dem Taxus geschnitten. Kanäle ziehen durch das Land. Man glaubt in Holland oder im Münsterlande zu sein.

Eine breite und tiefe, steil ansteigende Schlucht — ganze Bataillone könnten sich hier verbergen — führt durch den Sandberg von Sonsbeck nach Labbeck, voll und voll überwuchert für einige Wochen des Jahres von dem leuchtenden Rot der giftigen Fingerhutsblüten.

Dann wieder bergab, an uralten, verdorrten Eichbäumen vorbei, die ganz vermorscht und die seltsamsten Formen zeigen. Das ist wohl das eigenartigste Landschaftsbild der Inselberggegend. Die Stämme sind ausgehöhlt. Aus einer sah ich eine weißstämmige schlanke Birke aufwachsen. Andere hatten in den breiten Ästen oder auf dem Kopfe einer ausgelebten Eiche Wurzel geschlagen. Ganz phantastische Gebilde. Auf den hochgelegenen Punkten der Inselberge klappern vergnügt die Flügel der Mühle im Winde. Und wenn man hinunter in die Ebene schaut, sieht man den Horizont weit und breit mit den eigenartigen Silhouetten der Mühlen belebt. Ihre Lebensdauer ist nur noch beschränkt. Dampfkraft und Elektrizität werden sie bald verdrängen. Eine neue Windmühle wird kaum noch am Niederrhein gebaut. Man wird sich mit dieser Zukunft abfinden müssen, die unvermeidlich ist und leider der Landschaft einen der charakteristischen Akzente raubt. Denn kein anderer ist mit dem Landschaftsbilde so eng verwachsen wie dieser phantastische Bau. Seine eigenartige Note zeigt sich

am besten, wenn die gespenstige dunkle Silhouette sich gegen den hellen Mondhimmel abhebt, oder wenn Herbststürme über das Land dahinfegen. Die Windmühle am Niederrhein hat zwei verschiedene Typen. Die hölzerne Bockmühle (Abb. 15), ein viereckiges Untergebäude, das oben spitz zuläuft, auf dessen Sattel, dem Bock, der Oberbau, die eigentliche Mühle, ruht. Von dem Oberbau läuft der sogenannte Sterz, weit abstehend über den Unterbau, zur Erde und wird dort an einem Pflock befestigt. Ebenso die hölzerne, schmale, ebenfalls abstehende Stiege. Mit dem Sterz dreht man die Mühle über dem Bocksgestell, so wie gerade der Wind kommt. Und die Stiege dreht sich dann mit. Man hat diese Bockmühlen häufig mit Schindeln bekleidet, oft auch durch einen Wechsel der Lagen mit geometrischen Mustern gezeichnet.

Die Turmmühle, der andere Typ, steht fest, und nur seine Haube mit den Flügeln ist drehbar. Es ist ein Steinbau, rund oder achteckig und von abwechslungsreichen Formen. Meistens ein Backsteinbau. Bei dem einen reichen die Flügel fast bis zur Erde (Abb. 16). Der andere hat noch einen besonderen Unterbau, um dessen Stirn eine Galerie hinläuft (Abb. 17). Die Turmmühle ist in den Niederlanden gebräuchlicher denn die Bockmühle. Man redet daher auch am Niederrhein von Bergholländer und meint die galerielose Turmmühle; oder von Bockholländer und meint die mit Unterbau und abstehendem Laufgang. Oft hat man auch, wie in Xanten (Abb. 17), Calcar, Sonsbeck und Zons (Abb. 56), einen alten Stadtturm als Windmühle verwandt. Aus dem Straßenbilde ragt dann der Bau gigantisch auf, und man glaubt, wenn das Flügelkreuz sich dreht, daß es die kleinen Häuser zerschlagen müsse*.

Abb. 15. Mühle bei Wachtendonck.

Das einsame Land am Niederrhein mit seinen verträumten, weit abseits gelegenen Nestern kann nur derjenige lieben, der es wirklich kennt, der dort groß geworden, das Land durchwandern und seine ganze Poesie belauschen konnte. Eigentlich nur die niederrheinischen Landschaftsmaler, der große Schülerkreis des Altmeisters Eugen Dücker von der Akademie zu Düsseldorf, die der

* Die charakteristischen Windmühlen, gesammelt bei Quedenfeldt: Einzelbilder vom Niederrhein. Nr. 107, 213, 269, 368, 369, 686.

außerordentlich fein gewobene Dunst, das Wolkenspiel am Horizont bezaubert hat, die große feierliche Stille, der geheimnisvolle Erdgeist, der über dem Lande schwebt, der Reiz der anspruchslosen Backsteinhäuser, die mit dem Grün der Landschaft, dem Blau des Himmels und dem zarten Duft der Ferne sich zu einem stimmungsvollen Ganzen einen. Es sind die Clarenbach, Hambüchen, Hardt, Hermanns, Jernberg, Liesegang, Lins, Mühlig, Otto, Stern, von Wille, Wansleben u. a. Wer kommt sonst noch an den Niederrhein? Viehhändler, die auf die großen Märkte wollen, und schlichte Katholiken, die gläubigen Herzens nach dem Gnadenbild zu Kevelaer pilgern. Es ist ein eigener Zauber, der von dem stillen Lande ausgeht, dem Niederrhein von Cleve, Calcar, Xanten, Emmerich und Rees. Natur und Kunst, Landschaft und Menschenschlag sind zu einer unlösbaren Harmonie verbunden.

Hinter den breiten Dämmen eines Bauernlandes, auf dem meilenweit das schwarzgefleckte Volk der Rinder grast, liegen abseits von Handel und Verkehr die Abtei Camp und die Dome von Calcar und Xanten.

Zwölf fromme Mönche aus Morimund hatten im Jahre 1122 die Abtei Camp gebaut, die bald weit und breit am Niederrhein das reichste Kloster war. Krieg und Raub haben sie zwar oft heimgesucht. Aber mit zäher Geduld hat sie immer wieder die Spuren der Zerstörung durch Neu- und Ausbauten beseitigt. Sie ist heute längst kein Kloster mehr. Aber der lichte und hochgelegene Punkt in der weiten Landschaft ist sie geblieben (Abb. 18). Mauern schließen die Terrasse oben auf dem abfallenden Gelände ab. Die schlanken Türme zu beiden Seiten des Chores ragen über sie hinaus. Rechts die schön geschwungene Haube der Sakristei. Links die prächtige Prälatur mit dem backsteinernen Giebel. Und an die Wehrmauer lehnt sich in dem tiefer gelegenen Garten des Abtes das reizvolle Gartenhäuschen.

Abb. 16. Mühle bei Mehr.

Unter den hohen Wölbungen von St. Viktor in Xanten und St. Nikolai in Calcar stehen die farbenprächtigen Tafeln der Jan Joest van Calcar, Joos van Cleef und Barthel Bruyn und die virtuos geschnitzten Altarbauten der Meister Arnt, Johannes van Goch, Dierick Boegaert, Loedewich, Dierick Jaeger, Hans van Haldern, Dries Holthuys,

Heinrich Holt, Heinrich und Johannes Douvermann und Arnold van Tricht, jener Meister, die man die Schule von Calcar nennt. Man kennt sie und ihren guten Ruf draußen sehr wohl. Aber selbst dieser beste Ruhmestitel vom Niederrhein konnte den fremden Kunstfreund nicht bewegen, unsere Heimat einmal aufzusuchen. Eine Rheinreise beginnt halt wie zu Goethes Tagen erst in Köln!

Die eigentliche Schatzkammer am Niederrhein war immer der herrliche Dom des heiligen Viktor zu Xanten (Abb. 19). Und ein Ereignis, das wie ein Schicksal über die benachbarten Niederlande hereinbrach, Emmerich und Wesel noch in Mitleidenschaft zog, hat die Stadt und den Dom zu Xanten verschont. Der unheilvolle Bildersturm. Seitdem steht das stolze Gotteshaus da wie ein Magnet niederrheinischer und niederländischer Kunst.

Es ist die sechste Kirche schon, die auf demselben Grund und Boden sich erhebt.

Abb. 17. Xanten. Mühle auf der alten Stadtmauer

Der erste Bau, den die Sage einer Gründung der heiligen Helena zuschreiben möchte, fand im 5. Jahrhundert seinen Untergang. Als die Normannen im Jahre 864 den ganzen Ort zerstörten, ging die zweite Kirche, die man zu Ehren des heiligen Viktor, eines der Führer der Thebaischen Legion, errichtet hatte, in Flammen auf. Deutsche Kaiser beschenkten den Neubau mit kostbaren Schätzen, Geräten und Reliquien. Aber der Brand vom Jahre 1080 legte den dritten, der Brand vom Jahre 1109 den vierten Bau in Asche. Doch immer herrlicher als zuvor erstand wie ein Phönix aus dem Bauschutt der Brandstelle ein neues Haus. Um 1200 sah Meister Berthold seine beiden, heute noch erhaltenen stolzen Türme gen Himmel aufwachsen. In jahrzehntelanger Tätigkeit baute Magister Jacobus weiter an dem großräumigen Gotteshause. Aber dem Sturm der Herren von Moers und von Erkel auf die Stadt im Jahre 1373 folgte ein verheerender Brand, der auf die Kirche übergriff. Über die Trümmer des Ortes ragten die Mauern des zerstörten Domes.

Abb. 18. Die ehemalige Abtei Camp.

Es begann ein sechster Bau. Meister Konrad von Cleve stellte die Türme wieder her. Meister Gerard von Köln und Meister Konrad Kregelin leiteten von 1396 den Ausbau der Schiffe. 1406 ist ein Meister Gisbert von Kranenburg auf der Baustelle. Es folgt ihm Meister Gerhard Loemer, dann Heinrich Blankenbyl aus Wesel und Johann Frankenberg, der damalige Dombaumeister aus Köln, Meister Wilhelm Backerwerd aus Utrecht und Johannes Langenberg aus Köln. Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts ist der Dom vollendet. „Ein Kompendium der niederrheinischen Baugeschichte durch vier Jahrhunderte", wie Paul Clemen den Bau nennt, der in der Rheinprovinz nur vom Dom zu Köln noch übertroffen wird.

Zum Schmuck der Viktorskirche hat fast jeder der sogenannten Meister von Calcar einen Beitrag liefern müssen. Daher die Fülle von geschnitzten Holzaltären und Steinplastiken. Maestricht gab mit dem Leuchterbogen das umfangreichste und glänzendste Werk der Dinanterie, Viktor und Heinrich Dünwegge, die beiden westfälischen Maler, und Barthel Bruyn ihre besten Tafelbilder. Über den reichgeschnitzten Chorstühlen, in deren Krabben Hunde und Affen, Vögel und Drachen ihren Unfug treiben, hängen die kostbar gewebten Teppiche immer noch an derselben Stelle, für die sie bestimmt gewesen, und die für ein und ein halbes Jahrhundert dem Besucher eine vollendete Entwicklungsgeschichte der Teppichweberei vorführen. Um die Leuchter, Pulte und Reliquiengefäße mag das ganze Land am Niederrhein den Dom beneiden. Nur der Schatz der Münster in Essen und Aachen kann den Vergleich noch aushalten. Doch mit dem Reichtum an kostbaren Paramenten kann keine rheinische Sammlung wetteifern. Auch sonst kein Kirchenschatz Mitteleuropas!

Abb. 19. Xanten. St. Viktor mit der Michaelskapelle. Vgl. Abb. 20 und Situationsplan Abb. 21.

Abb. 20. Xanten. St. Viktors Dom. Vgl. Situationsplan Abb. 21.

Der Dom des heiligen Viktor ist mit der Immunität und den Stiftshäusern eine Stadt für sich, auch einer Stadt gleich von Mauern und Toren eingeschlossen (Abb. 21). Das Tor der Michaelskapelle (Abb. 19, 20) führt, wie der schöne Kerkbog von St. Stephan in Nymwegen (Abb. 157), aus der Viktorstadt auf den Marktplatz des größeren Xanten, das diese umgibt. Auf dem Domplatze rauschen die mächtigen Kronen alter Linden. Niedrige Stiftshäuser schließen ihn ein, und ihr Maßstab läßt die Domtürme so gewaltig aufragen. Einzelne der kleinen Häuschen haben nach dem Marktplatze und den Straßen zu, um das Leben und Treiben dort in Muße behaglich betrachten zu können, sich kleine reizvolle Erker vorgebaut (Abb. 24), andere im Zuge der Immunitätsmauer ein schlichtes Gartenhäuschen (Abb. 22) oder auch einen stattlichen Pavillon (Abb. 23). Friedlichere Zeiten haben diese intimen Schmuckbauten hier an Stelle abweisender, mittelalterlicher Wehrtürme, wie auf der Stadtmauer von Calcar, errichtet*. Und wieder andere Häuser der Immunität haben nach dem Domplatz zu sich mit Epitaphien und frommen Szenen geschmückt (Abb. 27). In den Nischen der Strebepfeiler haben die Bildhauer vom Niederrhein die realistisch naiven, niederländisch verwandten Stationsbilder gearbeitet. Zu Stein gewordene mittelalterliche Mysterienszenen. Und in den stimmungsvollen, stillen Kreuzgängen (Abb. 25, 26) erzählen die Epitaphien, ein Museum für die Geschichte der Renaissanceplastik am Niederrhein, von der Geschichte der Viktorstadt und von dem Ausgange der Calcarer Meisterschule.

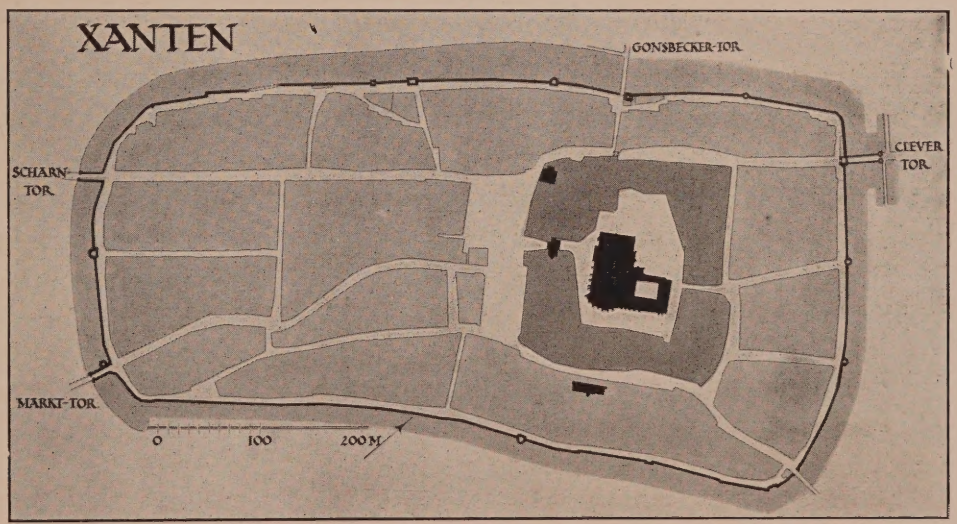


Abb. 21. Xanten. Stadtplan mit der alten Stadtmauer. Die Immunität um St. Viktor ist dunkel angelegt. Aufnahme des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz.

* Quedenfeldt: Einzelbilder vom Niederrhein. Nr. 221.

Abb. 22. Xanten. Gartenhaus an der Immunitätsmauer von St. Viktor. Vgl. Situationsplan Abb. 21.

Auf einer hohen Säule steht der heilige Schutzpatron, mit Panzer, Schild und Lanze bewaffnet, unter einem breiten Baldachin, gleichsam einem Schilderhäuschen, und schaut auf seine Stadt herab (Abb. 28). Er darf schon stolz auf sie sein! Konnte doch der Dom seit dem Ausgange des 12. Jahrhunderts mit allen Kirchen Kölns an Ausstattung, Pracht und Ausdehnung wetteifern.

Dô gie ze eime münster
vil manec rîcher Kneht
und manec edel rîter.

In dem Viktorsdome ward Siegfried zum Ritter geschlagen. In Xanten, der Hauptstadt der Niederlande, stand seine Stammburg. So beginnt die „II. Âventiure von Sîfride“ in „Der Nibelunge Nôt“.

Dô wuohs in Niderlanden
eins edelen Küneges Kint.
des vater der hiez Sigemunt,
sîn muoter Sigelint.
in einer bürge rîche,
wîten wol bekant,
niden bî dem Rîne.
diu was ze Santen genant.

Weiter stromabwärts, nicht weit der heutigen Reichsgrenze, ragt in das Land hinaus die Schwanenburg zu Cleve (Abb. 31). Wir sind am Schauplatze einer anderen deutschen Volkssage angelangt, auf der Burg des Schwanenritters Elias Grail, bei Lohengrin und Elsa von Brabant. Hochelten hält auf der anderen Rheinseite mit ihr Schildwache dort, wo der Rhein unsere Heimat verläßt und fremdes Land aufsucht. Aber man merkt kaum, daß uns der Fluß in ein anderes Land getragen hat. Eine Grenze kennt nur die Landkarte. Die Wirklichkeit nicht. Hier wie dort dasselbe Landschaftsbild. Derselbe Menschenschlag.

* *
*

Die Düsseldorfer Landschaftsmaler haben mich gereizt, das Land vom Niederrhein aufzusuchen.

Auf der einsamen Pappel-Landstraße (Abb. 29) waren Viehhändler und wandernde Trödler meine Reisegefährten. In den schmucken, sauberen Gasthöfen plauderte man mit Kleinkrämern und Handwerkern. In der Gaststube saßen der reiche Tabaker und Viehhändler und am Stammtisch der Doktor, der Pfarrer, der Sekretär und der Apotheker. Wenn man mich nicht für einen Viehhändler gehalten hat, dann sicherlich für einen Tabaker. Was könnte man auch anderes sein, wenn man in einem niederrheinischen Gasthaus absteigt?

Ich habe auf meinen Wanderungen aber einen verständnisvollen Gefährten gefunden. Wir saßen oft an kalten Vorfrühlingstagen vor dem Kamin des Gasthauses, auf dem altvererbtes Zinnzeug stand und an den Wänden kupferne Kessel und bunt bemalte Teller und Krüge mit Inschriften vom Niederrhein. „De Werld is en Schautoneel, elk spelt sin rol, elk kregt sin deel", stand auf dem einen Krug. „Olle Böck un junge Hippen, datt gewe Lamers öwer Lamers" auf dem anderen. Oder „Geld, watt rond ös, meck grad, watt kromp ös." Oder an den Wänden hingen alte Stiche von Bruyn und Merian, von Pieter Schenck und Jan de Beyer, Ansichten von Cleve (Abb. 32, 33, 38 ff.), Calcar, Goch und Rees oder von den Kastellen Boetzelaer (Abb. 45), Winnenthal (Abb. 42) und Moyland (Abb. 44)*. Man plauderte wohl zusammen. Aber man kannte sich weiter nicht. Wenn der letzte Schoppen Wein getrunken war, sagte man sich Gute Nacht. Und am anderen Morgen ging jeder seine eigenen Wege weiter durch das Land.

Bis endlich der bescheidene Wandersmann mir erzählte, daß er seit Jahren mit seiner Kamera das Land durchreise zu den verschwiegensten Nestern, um seltsame Baumarten und Naturdenkmäler, die charakteristischen Landschafts-

Abb. 23. Gartenpavillon an der Immunitätsmauer von St. Viktor. Vgl. Situationsplan Abb. 21.

* Zur besseren Orientierung gibt das alphabetische Nachschlageverzeichnis im zweiten Bande die genaue geographische Lage der einzelnen Orte und Häuser und deren Besitzer an.

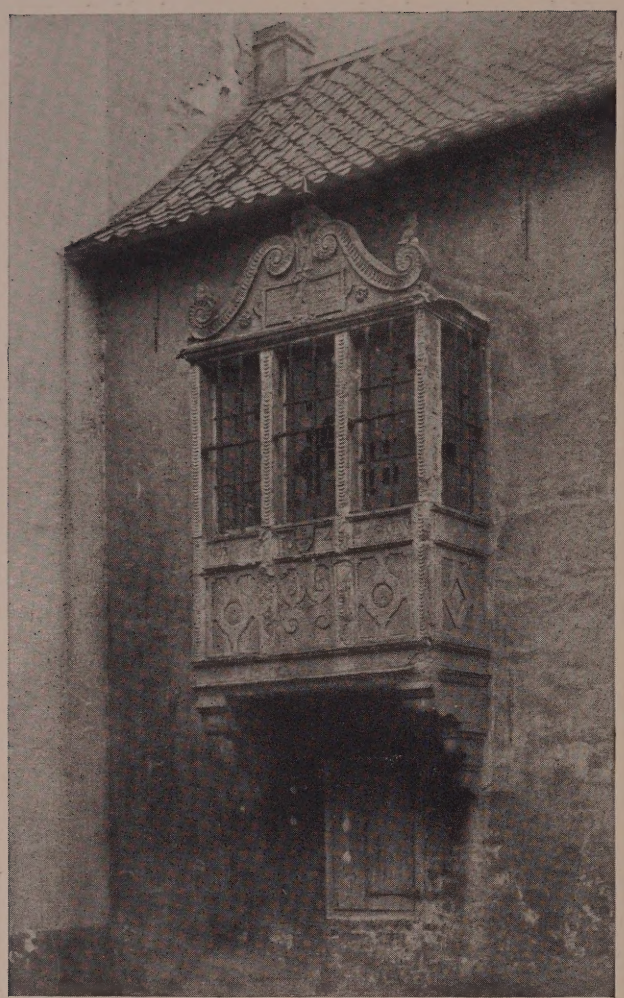


Abb. 24. Xanten. Renaissanceerker an einem der Immunitätshäuschen von St. Viktor.

bilder und Bauten aufzunehmen, denn, meinte er, einige Jahre noch, und so vieles ist schon ganz verschwunden, und einige Jahre später, wenn erst die Industrie das ganze Land erobert hat, gibt es weder eine niederrheinische Landschaft mit niederrheinischen Bäumen noch mit niederrheinischen Bauten.

An jenem Abend war das Buch von der „Baukunst am Niederrhein" beschlossene Sache! Mein Reisegefährte war der Photograph Dr. Erwin Quedenfeldt aus Düsseldorf. Seine Geschicklichkeit hat zu diesem Buch den größten Teil der Abbildungen geliefert*.

Aber ohne die Weitherzigkeit seines Patrons, des Kunst-Vereins für die Rheinlande und Westfalen, wäre das Buch von der Baukunst am Niederrhein in der vorliegenden Ausstattung und Form immer ein frommer Wunsch nur geblieben!

Der Verein wollte zur Feier der hundertjährigen Vereinigung der Länder am Niederrhein und in Westfalen mit der Krone Preußen seinen Mitgliedern eine besondere Erinnerungsgabe widmen. Da aber im Jubiläumsjahre so viele Städte und Korporationen von den Errungenschaften unter Preußens Szepter reden werden, hieße es Bier nach München, Mostert nach Düsseldorf oder Denkmäler nach Berlin tragen, wenn der Verein nun eine ähnliche Veröffentlichung vorbereitet hätte. Er hatte dafür den schönsten Einfall, nämlich: einmal zu zeigen, was unsere niederrheinische Heimat im Jahre 1815 als Mitgift der Krone Preußen mit in die Ehe brachte. Und dieser Einfall gab dem Buche, das mir so lange, wenn auch nur als bescheidenes Wanderbuch, vorschwebte, erst das Leben.

---

* Die eigens für dieses Buch hergestellten photographischen Abbildungen sind, soweit nicht anders angegeben, auf gemeinsamen Reisen von Dr. Quedenfeldt und dem Verfasser für den Kunstverein gefertigt worden. Daneben ist aber auf die Fülle eigener älterer Aufnahmen von Dr. Quedenfeldt in dem höchst wichtigen Tafelwerk der „Einzelbilder vom Niederrhein" zu verweisen, welche im Selbstverlag erschienen und die in solcher Vollständigkeit von über 2000 Aufnahmen kein anderes Land aufweisen kann.

Ich kenne ein Wort von William Morris: „Die Beispiele edler Baukunst zu ehren und den Zusammenhang ihrer Geschichte zu verstehen und zu wahren, heißt den Urquell aller Kunst und Kultur behüten."

Es hat indessen lange Zeit gekostet, bis jene künstlerische Bewegung des Kunstgewerbes und des Heimatschutzes, die in England mit Morris begann, bei uns in Deutschland auch heimisch wurde. Sie hatte, gottlob, ganz andere Tendenzen als die aus dem Geiste der Romantik geborene Denkmalpflege am Rhein. Man hat in England über Stilfragen, über Stilreinheit und Restaurationen viel weniger debattiert. Die Morris, Webb und Shaw reizten viel mehr die schlichten, anspruchlosen, die „stillosen" Land- und Bauernhäuser, die schmucklosen Bürgerhäuser des 17. und 18. Jahrhunderts. Der künstlerisch praktische Sinn des Engländers suchte wieder Bild, Hausrat und Zimmereinrichtung mit dem Hause auf eine gleiche Klangfarbe zu stimmen. Praktische Wohnbedürfnisse gaben dabei den wichtigsten Ausschlag. Denn „Von allen unnötigen Dingen," meinte Morris einmal, „die heute vorhanden sind, ist das unnötigste das Ornament." Haus und Landschaft suchte man wieder als eine Harmonie zu gestalten. Bei uns in Deutschland aber bestimmte das Ornament, die historische Formenlehre, den

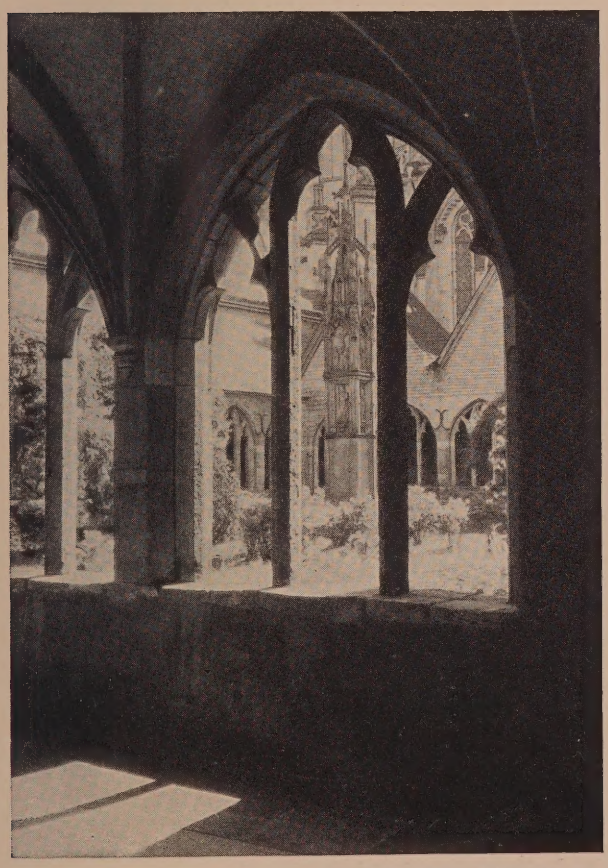


Abb. 25 und 26. Xanten. Kreuzgang von St. Viktor

Charakter der Bautätigkeit. Und der Inbegriff alles künstlerischen Schaffens war das von der Architektur emanzipierte Tafelbild geworden*.

Man wird indes in dem Bestreben des Kunst-Vereins für die Rheinlande und Westfalen, den alten Zusammenhang von Malerei und Baukunst wiederzugewinnen, einen der ersten Versuche in Deutschland anerkennen müssen. Alfred Rethels Fresken im Rathaussaale in Aachen, die Malereien im Chore der Liebfrauenkirche in Trier, die Wandgemälde im Düsseldorfer Rathause, in der Universität zu Münster, im Kreishause zu Aachen-Burtscheid und auf Schloß Burg an der Wupper danken doch ihr Entstehen in erster Linie der Anregung und finanziellen Unterstützung des Vereins. Wenn der Erfolg nicht der Tendenz entsprach, so lag das halt an zeitlichen Verhältnissen! Heute sind Morris' Anschauungen bei uns in Deutschland ein Allgemeingut geworden. Die Baukunst hat ihre alte Stelle wiedergewonnen. Die dekorativen Künste suchen sich ihr wieder anzupassen.

Ein Verein, der selbst an diesen architektonischen Zielen mitarbeiten wollte, der „dem Zwecke dient, die Kunst zu fördern .... den Schmuck des öffentlichen und Privatlebens durch Werke der Kunst zu erleichtern", hätte seine aktuelle Aufgabe verkannt, wenn er nicht heute in seinen künstlerischen Bestrebungen der Baukunst den Platz einräumen wollte, der ihr mit Recht zusteht! War nicht in allen Zeiten einer künstlerischen Kultur die Baukunst die Mutter der bildenden Künste? Die Malerei war doch in erster Linie Schmuck für eine fest bestimmte Wand und stand daher im Dienste eines architektonischen Gedankens. Der Plastik diktierte die Baukunst des Hauses oder des Straßenbildes die Formen und Gestaltung. Und Kunstgewerbe war ganz selbstverständlich nichts anderes als Teil der Architektur! Heimische Kunst fördern, kann heute nicht mehr heißen, nur Düsseldorfer Tafelmalerei verbreiten. Das Tafelbild ist eben nicht mehr für uns der Inbegriff des künstlerischen Schaffens. Es darf nichts anderes sein als ein Schmuck für eine heimische, dem landschaftlichen Charakter angepaßte neue Bau- und Wohnkultur!

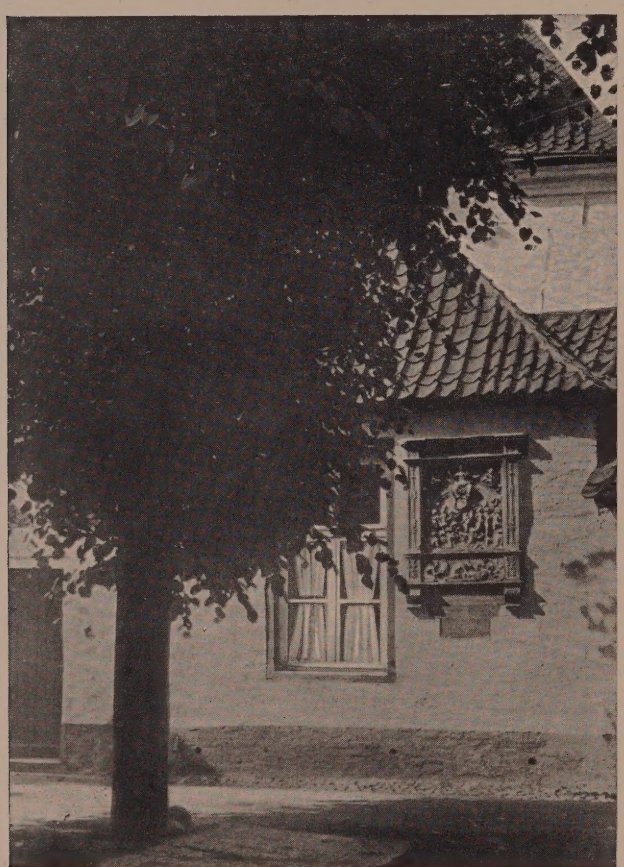


Abb. 27. Xanten. Partie am Domplatz von St. Viktor.

* Vgl. Richard Klapheck: Die Baukunst der Rheinprovinz im 19. Jahrhundert in „Die Rheinprovinz 1815—1915", herausgegeben von Joseph Hansen. Bonn 1915.

Das Schicksal hat uns im 19. Jahrhundert zu Nomaden gemacht. Wir haben kein festes Heim mehr, in das hinein wir unsere Bilder malen lassen und dem wir unseren Hausrat anpassen könnten. Wir haben keine engere Heimat mehr. Wir wandern. Wir suchen an anderen Orten unsere Lebensverhältnisse zu verbessern. Wir werden „versetzt" und wissen, daß dort, wo wir zurzeit wohnen, uns in den meisten Fällen doch kein dauerndes Heim beschieden ist.

Dieses Wanderleben ließ aber eine alte Sehnsucht wieder in uns wach werden. „Ist doch die allererste Tat," meinte John Ruskin einmal, „die ein Mensch zu vollbringen hat, sich einen Ruheplatz zu suchen; einen Ort, wo sein Fuß rasten kann; ein Haus, sein Heiligtum; und er halte es so heilig und fühle sich darin so glücklich, daß er daraus nur mit bitterstem Schmerze scheiden würde, sollte man ihn einst zwingen, es zu verlassen."

Aber zu dieser neuen Bau- und Wohnkultur bedarf es der Pflege und Wiederbelebung der altheimischen Bauweise. „Ich bin nicht so einfältig, vorauszusetzen," sagt Morris, „daß wir aus der traurigen Leere, in die wir geraten sind, plötzlich einen neuen Stil aufbauen könnten, ohne dazu die Hilfe vergangener Kunstzeiten in Anspruch zu nehmen." Und Ruskin: „Wenn unsere Häuser so gebaut werden, dann werden wir die echte Hausarchitektur haben, den Anfang aller Architektur und Kunst überhaupt."

Die Landschaft muß wieder der Grundakkord werden, auf dem die Baukunst sachlich sich entwickelt. Klima, heimisches Baumaterial und Wohnbedürfnisse stellen ihre fest bestimmten Forderungen an einen Bau. Und bis zu den Tagen, als das polytechnische Wissen der Architekten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine babylonische Sprachverwirrung auch über unsere niederrheinische Heimat brachte und mit schrillen Dissonanzen die alte, klangvolle Harmonie

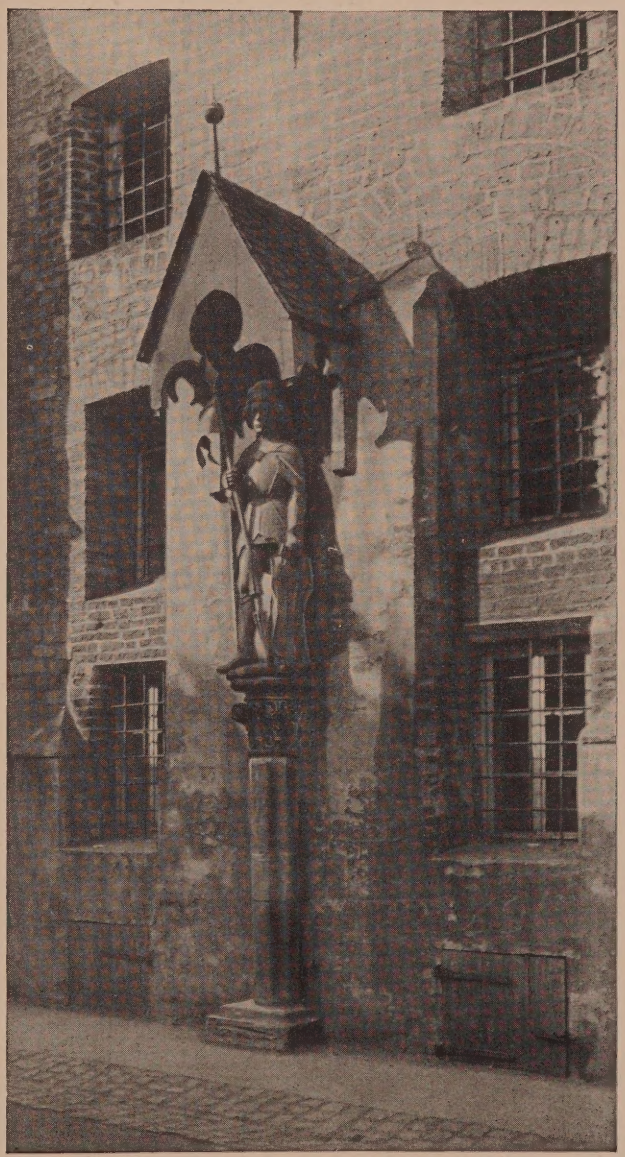


Abb. 28. Xanten. Statue des heiligen Viktor

von Landschaft und Architektur jäh unterbrach, bis dahin war der Backsteinbau am Niederrhein die natürliche, altvererbte und heimische Bauweise.

Ich möchte in diesem Buch vom niederrheinischen Backsteinbau erzählen, vom Hausteinund vom Schieferhause nur, soweit es den Zusammenhang berührt. Aber auf politische Grenzen werde ich kaum Rücksicht nehmen können. Es sind ja Zufallsgrenzen politischer Ereignisse. Das Oberquartier Geldern, das seit 1715 als neuer leuchtender Stein in der Krone Preußen glänzte, 1801 herausgebrochen wurde und 1815 eine dauerhaftere Einfassung erhielt, reichte bis 1801 weit über die Maas hinaus. Holländische Städte und Schlösser, wie Venray, Kessel, Geisteren, Well, Afferden, Gennep und Middelaar, waren bis dahin preußisch. Arnheim war die Hauptstadt des Unterquartiers Geldern. Das preußische Herzogtum Cleve reichte mit Zevenaar und Huissem bis in seine nächste Sehweite. Trägt uns das Schiff an Nymwegen vorüber, so grüßt uns vom Valkhof herab die alte deutsche Kaiserpfalz Karls des Großen und Friedrich Barbarossas. Der Backsteinbau verlangt es, daß wir von Zeit zu Zeit in diesen Darstellungen die niederländische Grenze überschreiten und das benachbarte Stift Münster aufsuchen. Das holländische Gelderland und das preußische Münsterland bilden mit dem Niederrheine eine große Kunstprovinz.

Abb. 29. Pappel- und Birken-Allee bei Calcar.

Die „Baukunst vom Niederrhein" ist nicht bestimmt für den gelahrten Kunsthistoriker. „Wir wollen weniger erhoben, doch fleißiger gelesen sein." Und noch aus einem anderen Moment: wer möchte es denn unternehmen, heute schon über ein Neuland der Kunstgeschichte eine kritisch-historische Arbeit schreiben zu wollen, da doch noch alle Vorarbeiten fehlen und sich bei jedem Satze neue, noch ungelöste Fragen aufdrängen?* Nein,

* Paul Clemen: „Kunstdenkmäler der Rheinprovinz" Düsseldorf 1891 ff. müssen natürlich als eine Vorarbeit genannt werden, die vor allem für die historischen Daten und das Quellenstudium außerordentlich wichtig sind. Die ersten drei Bände

dieses Buch ist für den schlichten Kunstfreund und den Wandersmann bestimmt, für den Künstler, den Maler und Architekten. Es soll erzählen von den landesherrlichen Burgen und Schlössern der Herzöge von Cleve, Jülich und Berg und der Erzbischöfe von Köln am Niederrhein; von den alten Stadtbefestigungen und Toren; von der Entwicklung des altheimischen Backsteinbaues und den Edelsitzen auf dem flachen Lande; von Herzog Wilhelm V., der Herr zu Cleve, Jülich, Berg, Mark, Zütphen und Ravensberg war, und der Entfaltung echten Renaissancegeistes an seinen Höfen zu Cleve, Jülich und Düsseldorf; von Johann Wilhelm, dem kupfernen Potentaten auf dem Marktplatze zu Düsseldorf und seiner großen Künstlerschar; von Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz und Herzog von Jülich-Berg, und seinem schönen Schloß zu Benrath; vom Wiederaufbau der freien Reichsstadt Aachen nach dem Brande vom Jahre 1656; und weiter dann von den klassizistischen Meistern, die die Ereignisse von 1815 bei der stillen Arbeit überraschten.

Wenn aber die Berge am oberen Niederrhein beginnen, die Eifel und das Bergische Land, und wenn der Backsteinbau allmählich schwindet, dann wird auch meine Erzählung endigen.

---

beziehen sich auf unser Gebiet. Aber eine Inventarisation will ja nicht die geschichtliche Entwicklung vorführen, sondern in erster Linie eine Statistik sein. Die drei niederrheinischen Bände sind schon zwischen 1891 und 1895 erschienen. Im Rahmen der Zeit ist das größere Interesse der kirchlichen Baukunst und den Monumentalbauten gewidmet worden, während die „Baukunst vom Niederrhein" sich mehr der bürgerlichen Profanbaukunst zuwenden möchte. Das Buch des Kunstvereins ist aber dem Verfasser der „Kunstdenkmäler der Rheinprovinz", Herrn Geheimen Regierungsrat Prof. Dr. Paul Clemen, Bonn, und seiner dauernden Anteilnahme zu Dank verpflichtet

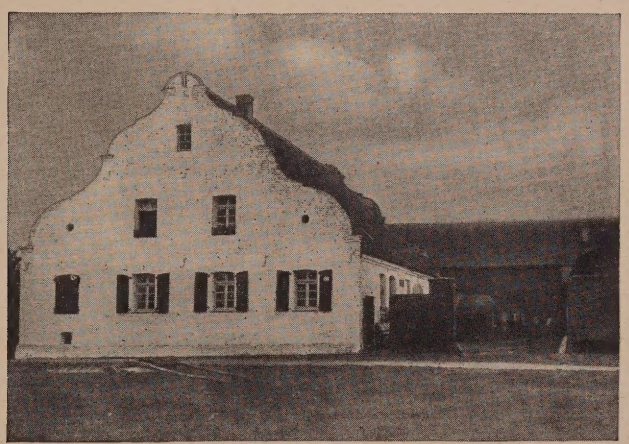


Abb. 30. Lank. Altes Bauern-Backsteinhaus bei Haus Hamm.

Abb. 31. Cleve. Die Schwanenburg.

II.

Die mittelalterliche Landesburg, Stadtbefestigung und öffentliche Baukunst der Städte.

Am Himmel treibt wieder der Seewind die Wolken wie eine wilde Jagd vor sich her, und mühsam kämpfen die Wellen des Rheines, als wolle man ihm den Eintritt nach Holland verwehren. Stromabwärts fahrende Schiffe, die sonst mit dem Flusse dahineilen, fauchen und schnauben, daß ihnen der Atem ausgeht. Und kaum, daß sie von der Stelle kommen.

Und durch den Sturm hindurch hallt über die Lande, lang gezogen, klagend und stöhnend ein Schrei. Hoch oben, irgendwo in den Lüften. Aber man weiß nicht, woher er kommt. Der Sturm wächst, und je ungestümer er um den Bergfried der Schwanenburg zu Cleve tobt, desto heulender und unheimlicher wird der Laut in den Lüften. So heult geängstigt ein Tier, das seinen Verfolgern nicht mehr entrinnen kann und seine letzten verzweifelten Ängste in markerschütternde, gellende Schreie ausstößt.

Es ist auch ein Tier. Es ist der Sturmvogel vom Niederrhein.

Er ist uralt. 462 Jahre sah er an sich vorüber in das Land ziehen. Und wenn er mit dem Sturme heult, so ist es keine Angst! Denn erst im Sturmwinde fühlt er sich zu Hause. Es ist ihm wie dem Menschen, der aus der Schutzhütte eines Berges in Wind und Wetter den Aufruhr in der Natur überschreien möchte, einem Menschen, dem die entfesselte Leidenschaft der Elemente das herrlichste Schauspiel ist, den es packt, und der dem Sturmwinde zujubelt.

Hoch oben auf der höchsten Spitze des Schwanenturmes zu Cleve hat er sich im Jahre 1453 niedergelassen, nachdem der 1439 unter Herzog Adolf von Cleve begonnene Turm vollendet war. Seitdem schaut er hinaus ins weite Land. Es ist der Schwan von Cleve, ein kupferner Schwan, aber versilbert und im Glanz der Sonne hell leuchtend. Unter den Flügeln hat er Schallöcher. Und nur, wenn der Seewind von Westen oder Norden über das Land fegt, heult er mit ihm. Es ist das Werk von Meister Arnt. Sein Herzog gab ihm vier und einen halben Reichstaler dafür.

Der Schwan thront oben auf einer schmalen, achtseitigen Pyramide, von der aus, wenn der Sturm den feuchten Dunstschleier vom Niederrhein verscheucht hat und keine Ferne mehr besteht, wenn alles in greifbare Nähe gerückt ist, an jenen Tagen, wenn es den Maler nicht mehr reizt zu malen, man das ganze Land überschauen kann. Im äußersten Südosten ragen die Türme des heiligen Viktor zu Xanten und des heiligen Willibrordus, der den Männern am Niederrhein im 7. Jahrhundert das Evangelium predigte, aus Wesel, dem eigentlichen Herzen des Clever Landes, dem alten Stapelplatz am Niederrhein, herüber. Noch deutlicher

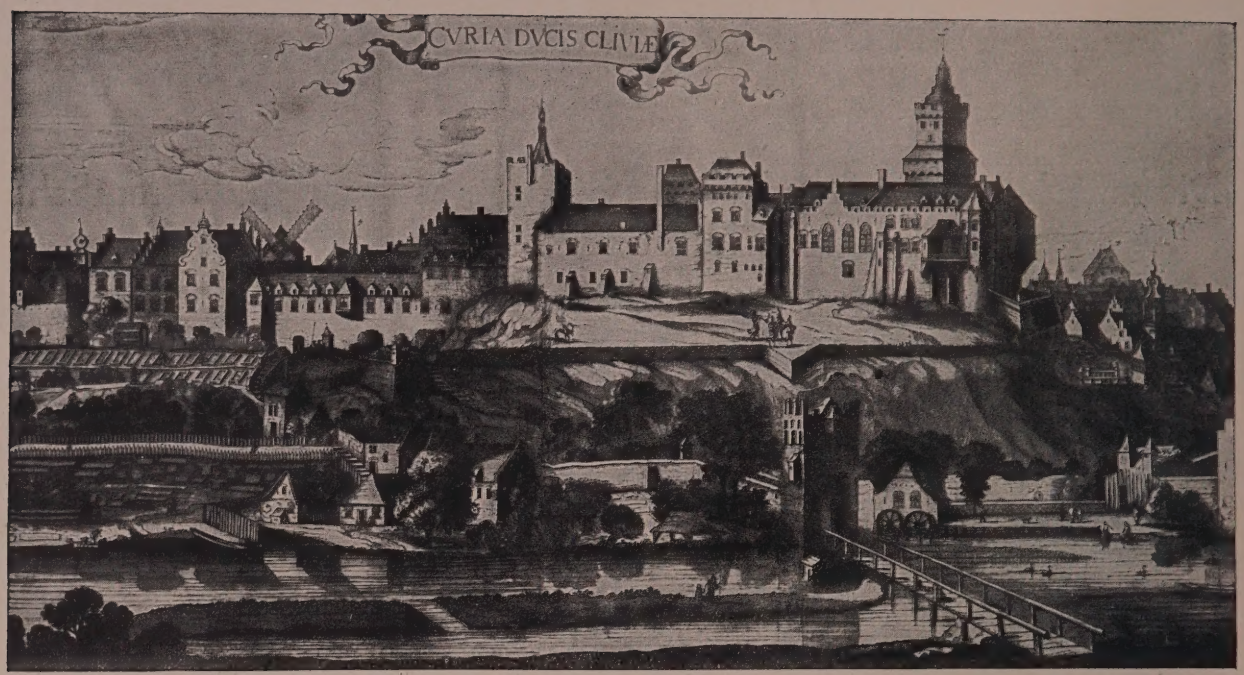


Abb. 32. Cleve. Die Schwanenburg. Nach einem Stich von Jacobus van Biesen vom Jahre 1653.

heben sich vom Firmament ab die Türme von St. Nikolai in Calcar, von St. Aldegundis und dem Münster in Emmerich und der Stiftskirche in Hochelten.

Im Nordwesten grüßt aus den benachbarten Niederlanden der Valkhof von Nymwegen herüber. Bis dahin begleiten die mächtigen Kronen des Reichswaldes die bewegten Wellen des Landes. Es ist uralter Jagdgrund der alten Bataver, der fränkischen Gaugrafen und Grafen von Cleve. Der Rest eines undurchdringlichen Urwaldes, der einst das ganze Gebiet zwischen Maas und Niers bedeckte.

Von dort bis hinauf gen Calcar zieht eine ununterbrochene Kette altgermanischer Gräberfelder aus der Menapier- und Bataverzeit sich hin. Und mitten im Reichswalde war auf dem Devenberg bei Kessel, heute noch erkennbar, als letzter Zufluchtsort bei drohender Gefahr, eine ausgedehnte germanische Wallbefestigung angelegt. Auf niederländischem Gebiete setzt sich der Ring der Wallbefestigungen längs der Maas fort. Es sind die Hunnenschanzen auf dem Heimenberg bei Reenen, bei Dorenwerd und am Udeler Meer. Und nach Süden im Flußgebiet der Niers, die ja das Maastal aufsucht, bis Nieukerk, Wankum und Brüggen.

Roms Legionen legten durch das Land von Xanten nach Nymwegen, von Castra Vetera nach Noviomagus, ihre gepflasterten Heerstraßen an und auf den höchsten Punkten ihre Warten. Auf dem Teufelsberg bei Nymwegen, auf dem Eltenberg, der heute noch den 72 m tiefen Drususbrunnen zeigt, auf dem Monterberg bei Calcar, dem Fürstenberg bei Xanten und auf dem Burgberg von Cleve. Fragmente einer Venusstatue, Altäre, Grabsteine, Ziegel der legio sexta victrix und einen dem Merkur gesetzten Votivstein hat der Spaten

auf dem Clever Schloßberge dem Leben wieder zurückgegeben. Auf dieser Römerwarte hatte Graf Rüttger von Flandern aus dem Hause St. Antoing an der Schelde im Hennegau, 1121 von Kaiser Heinrich II. nach dem Reichstage von Nymwegen als erster Graf nach Cleve gerufen, sich eine Burg errichtet (Abb. 34). Hier weilte wenige Jahrzehnte später Heinrich von Veldeke.

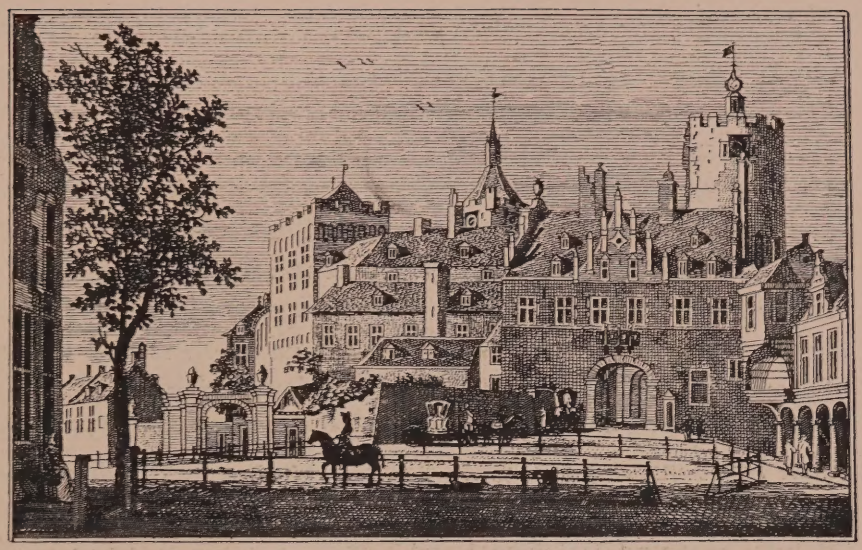


Abb. 33. Cleve. Schwanenburg. Blick auf das Torhaus.
Nach einem Stich von J. de Beyer. 1745. Vgl. Abb. 34, 38—40.

Wie sein Gönner, der Graf von Cleve, war auch er aus den benachbarten Niederlanden an den Rhein gezogen. Bei Maastricht stand seine Wiege. Französischen Minneliedern und Heldengesängen hatte seine Jugend gelauscht. Er gab ihnen eine deutsche Form und wurde der Vater deutscher höfischer Dichtung. „Er impfte das erste Reis in deutscher Zunge, von dem dann die Äste und Blumen für die Späteren entsprangen", wie Gottfried von Straßburg von ihm rühmt. Die Schwanenburg ward durch Heinrich von Veldeke eine Stammburg mittelalterlicher deutscher Heldendichtung.

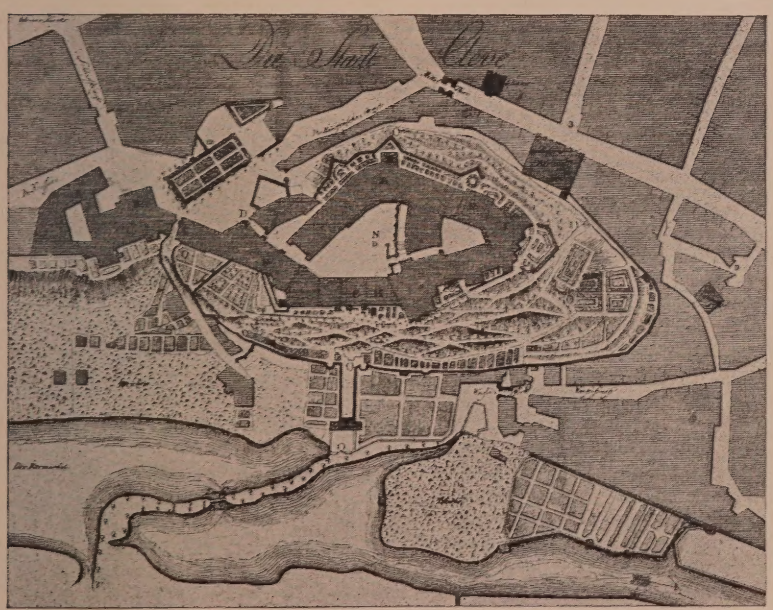


Abb. 34. Cleve. Schwanenburg nach Buggenhagen. 1795.

Vor dem Kamine lauschte schweigend im Rittersaale des Burgherrn Familie seinen Erzählungen, wenn er vom Heiligen Gral berichtete und von dem sagenhaften flandrischen Schwanenritter Elias Grail, in dem die Clever Grafen ihren Stammherrn sahen.

Her liess er einer frouwen
ze lesene und ze schouwen
ê danne mans wol schreve
das was diu grâvinne van Cleve,
diu milde und diu gûte
mit dem frîen mûte
diu konde hêrliche geben
vil tugentlich was ir leben
als es frouwen wol gezam.

Auf Rüttgers von Flandern Schwanenburg zu Cleve hat Heinrich von Veldeke den größten Teil von seiner „Eneide" gedichtet.

Später schaute angstvoll bekümmert eine Mutter von den Zinnen der Burg auf das Schlachtengetümmel von Cleverham herab, wo ihr Sohn Adolf von der Mark mit ihrem Bruder Gerhard von Geldern erbittert um den Besitz von Cleve kämpfte. Adolf siegte in dem verzweifelten Ringen um Sein oder Nichtsein und hielt das Erbe seines kinderlos heimgegangenen Oheims, des Grafen Johann von Cleve, jetzt fest in seiner Hand. Von 1417 ab durfte sich seine neu erworbene Grafschaft Herzogtum nennen, und die Geschicke seiner alten Grafschaft Mark blieben mit denen des Herzogtumes am Niederrhein von nun ab eng verbunden.

Der Zahn der Jahre hatte an der Burg der flandrischen Grafen in Cleve genagt. Die Stürme am Niederrhein hatten an ihren Grundfesten gerüttelt. 1439 stürzte der Bergfried ein. Herzog Adolf baute ihn neu auf, prächtiger als zuvor, und vergrößerte seine Landesresidenz, aus der seitdem neben dem Schwanenturm noch drei andere Türme in das Land hinauslugten.

Für Cleve und das Clever Land begann nun unter Herzog Adolf eine herrliche Zeit. Er hatte Maria, die Tochter des Herzogs Johann von Burgund, in zweiter Ehe heimgeführt. Sein Sohn Johann I. († 1481) war am burgundischen Hof erzogen worden und warb um die schöne Elisabeth, die Erbtochter des Grafen Johann von Estampes und Nevers aus dem Hause Burgund. Beider Sohn Johann II. († 1521) fand ebenfalls am Burgunder Hofe seine Erziehung.

Abb. 35. Cleve. Schwanenburg. Oberer Burghof. Vgl. Abb. 34.

Die Prachtliebe der Herzöge von Burgund übertrug sich auf das Leben am Clever Hofe. Die Schwanenburg ward eine Schatzkammer am Niederrhein, angetan mit kostbaren flanderischen Stoffen und kunstgewerblichen Arbeiten. Niederländische und burgundische Künstler waren hier oft Gäste der Herzöge Adolf und der beiden Johann. Rauschende Feste durchhallten die Säle, das Waffengeklirr ritterlicher Spiele den Schloßhof. Und aus den Fenstern sah ein Kranz schöner Damen dem bunten Treiben zu.

Herzog Wilhelm V., der Reiche, (1539—1592) ließ um 1560 und 1580 weitere Bauten auf dem Burgberg errichten. Eine dritte Umgestaltung sah die Schwanenburg im Jahre 1664, als hier, im Namen des neuen Landesherrn, des Kurfürsten von Brandenburg, Fürst Johann Mauritz von Nassau-Siegen die Statthalterschaft führte.

Heute ist es einsam und still um den Schloßberg von Cleve geworden, und statt festlicher fürstlicher Gäste sind es Bauern der Nachbarschaft, welche die alte Landesburg aufsuchen, um eines Kuhhandels oder eines Kalbes wegen sich vor dem Kadi im Amtsgericht zu streiten. In dem anderen Flügel büßen die traurigen Gestalten der Gefangenen ihre Strafe ab. Eine kahle, überaus häßliche Mauer schließt den Gefängnishof nach außen. Und ein Haus, zu schauerlich, um Haus noch zu heißen, erhebt sich freistehend mitten im Hofe als „Verwaltungsgebäude". Auch im Inneren ist alle Erinnerung an die Herzöge Adolf, Johann und Wilhelm und den Statthalter Johann Mauritz geschwunden. Schmucklos und kahl wie der Bau außen, ist auch sein Inneres, häßliche, winkelige Gänge und Stuben.

Wenn der zinnen bekrönte schlanke Bergfried auch heute noch so beherrschend über die Stadt in das Land hinausragt, so ist die Burg, die sich zu seinen Füßen lagert, doch nur noch ein dürftiger Rest einer einst ausgedehnten Schöpfung. Was heute von ihr erhalten, ist nicht die Hälfte! Der Johannes- und der Cäcilienturm sind längst geschwunden. Wo heute die mächtigen Linden vor dem Schloßplatze im Winde rauschen, stand früher der altehrwürdige Rittersaal mit der Statue

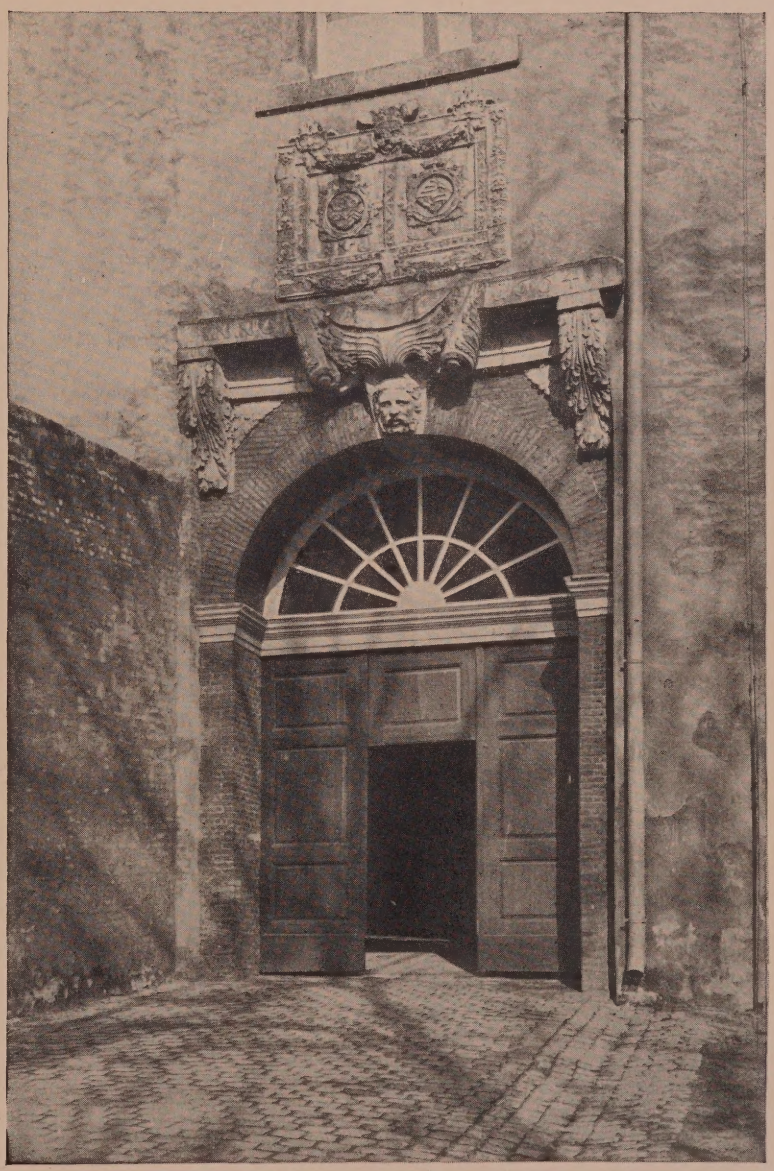


Abb. 36. Cleve. Schwanenburg. Portal zum oberen Hof. Vgl. Abb. 34 u. 39.

des Eumenius rhetor, der romanische Palas. Über dem Portale der einen Schmalseite, die in den Antiquitätensaal, die bedeutendste rheinische Sammlung römischer Altertümer, führte, erzählte ein Wandgemälde von dem Kampfe zwischen Adolf von Cleve und Gerhard von Geldern. Der alte Kammerdirektor von Buggenhagen, der Vorgänger des späteren Ministers von Stein in der clevischen Regierung, hat den alten Rittersaal der flanderischen Grafen und Heinrich von Veldeckes noch gekannt und, als der Bau fallen sollte, ihn in allen Einzelheiten aufgezeichnet.* Die alten romanischen Portale vom Rittersaale hat man im Jahre 1828 im oberen Burghof als Eingänge zu den Gerichtssälen in die Arkadenwände eingebaut (Abb. 35).

Es ist eine lange Leidensgeschichte, bis die Burg die heutige traurige Gestalt annahm. 1702 wurde sie von den Franzosen geplündert; 1748 wurden die „unbrauchbaren und unnützen Möbel und Hausgeräte" verkauft; 1771 wurde der Rittersaal abgetragen, „um die notwendigen Reparaturen zu ersparen" (!!); 1784 wurde der Johannisturm niedergelegt, „weil er füglich unter die lästigen Gebäude gerechnet werden könne, welche viel Unterhaltungskosten erforderten und keinen wesentlichen Nutzen hätten" (!!!); 1794 plünderten die Franzosen von neuem die Burg und holten das Blei von den Dächern herab; von 1805 ab wurde vor und nach dann der größte Teil der stark beschädigten Baulichkeiten abgetragen; 1817 stürzte der Antikensaal ein. Seine Schätze wanderten nach Bonn. Und dann? Was sollte die preußische Regierung auch mit den vielen Landesburgen in den Rheinlanden anfangen? Die kurfürstlichen Schlösser zu Trier und Ehrenbreitstein wurden Kasernements, die herrlichen Abteien zu Werden, Brauweiler und Siegburg Straf- und Zuchthäuser. Und so fand auch die preußische Regierung die Schwanenburg zu Cleve, umrauscht von einer Poesie von Schönheit, vortrefflich geeignet als Asyl lichtscheuer Staatspensionäre!

Abb. 37. Renaissanceportal am Fuß der Schwanenburg am Burgvorhof. Vgl. Abb. 33, 38.

Was auch die Zeit, Raub und Krieg, die Anschauung von „lästigen Gebäuden, welche viel Unterhaltungskosten fordern und doch keinen wesentlichen Nutzen hätten", und der Nützlichkeitsstandpunkt der Regierung im 19. Jahrhundert aus unserer Landesburg am

* Nachrichten über die zu Cleve gesammelten teils römischen, teils vaterländischen Altertümer und andere vorhandene Denkwürdigkeiten von Buggenhagen. Berlin 1795

Niederrhein gemacht haben mögen, so bleibt sie doch das ehrwürdigste und historisch bedeutsamste profane Bauwerk unserer Heimat! Germanische Grabhügel und Wallburgen, die weit im Lande den Burgberg umgeben; das römische Kastell, das ehemals sein Rücken trug; die Erinnerung an Heinrich von Veldeke und an den Schwanenritter Elias Grail aus trojanischem Heldengeschlechte, zu denen unsere Gedanken wandern, wenn von den Fundamenten des ehemaligen Rittersaales unter den rauschenden Linden vor dem heutigen Schloßplatze wir hinunter auf den toten Rheinarm schauen; das festliche Treiben unter den Herzögen Adolf und den beiden Johann; dann später die Schwanenburg als bevorzugter Aufenthalt des Großen Kurfürsten, der seinen neu erworbenen brandenburgischen Landen so viel Liebe und Verständnis entgegenbrachte; — Sage und Geschichte haben die Schwanenburg zu Cleve, mehr noch als Siegfrieds Xanten, zu einem geweihten Ort am Niederrhein gemacht!

Und um so mehr bleibt das Auge voller Wehmut an dem entstellten heutigen Zustande haften, da Ausgrabungen vom Jahre 1909 das Bild der ehemaligen ausgedehnten Anlage wieder vor unser Auge gezaubert haben.* Nicht, daß man nun einer Wiederherstellung, einem Ausbau der Schwanenburg das Wort predigen wollte! Aber man sollte die schauerliche und unwürdige Gefängnismauer niederreißen! Und ebenso die neuen Zwischenbauten! Man sollte die vermauerten Arkaden nach dem Hofe wieder öffnen, Gefängnis und Gericht entfernen! Die niederrheinische Landesburg ist mehr denn wert, ein „monument mort" zu sein, wie der Franzose, voller Stolz auf seine große baugeschichtliche Vergangenheit, die alten Denkmäler nennt, wenn auch die französischen Könige, der Adel, Äbte und Klöster längst sich das Hausherrenrecht verscherzt haben!

Alte Aufnahmen müssen dem Auge die einstige Anlage ergänzen.**

Das wuchtige, eindrucksvolle Backsteinportal vom Jahre 1664, mit der Maske im Scheitel, darüber der kraftvoll gegliederte hausteinerne Überfang, der heutige Eingang zur Burg, war ehemals nur das Portal, das von dem unteren größeren Hof in den oberen kleineren führte (Abb. 36, 34, 39). Eine Ansicht der Schwanenburg, unten vom Wasser her, von Jakob van Biesen vom Jahre 1653, zeigt die ganze Anlage nach dem Ausbau unter Herzog Adolf und Wilhelm (Abb. 32). Schwanenturm rechts, in der Mitte der Cäcilienturm, ihm gegenüber der Spiegelturm und am Eingange der Johannisturm sind deutlichst sichtbar. Die links abfallenden Gebäude schlossen einen Vorplatz ein.

Die grundrißliche Aufnahme von Buggenhagen, der ja den alten Zustand noch gekannt, zeigt beide Burghöfe, davor das Torgebäude, dann weiter auf der Höhe des Berges nach der Stadt zu vor dem Torgebäude den Flügel der einstigen Kanzlei und den Garten (Abb. 34). Bastionen umgaben nach allen Seiten die Burg. Am Fuße des Berges war nach dem Fluß zu

* Paul Clemen: Untersuchungen und Ausgrabungen der Schwanenburg zu Cleve. Bericht über die Tätigkeit der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in der Rheinprovinz. XIV. 1909. Düsseldorf. L. Schwann 1910. S. 4 ff.

** Vgl. auch Bodo Ebhard: Die Schwanenburg zu Cleve. Sonderdruck aus „Der Väter Erbe". Berlin, Franz Ebhard u. Co. 1909. Dort genaues Verzeichnis der alten Aufnahmen.

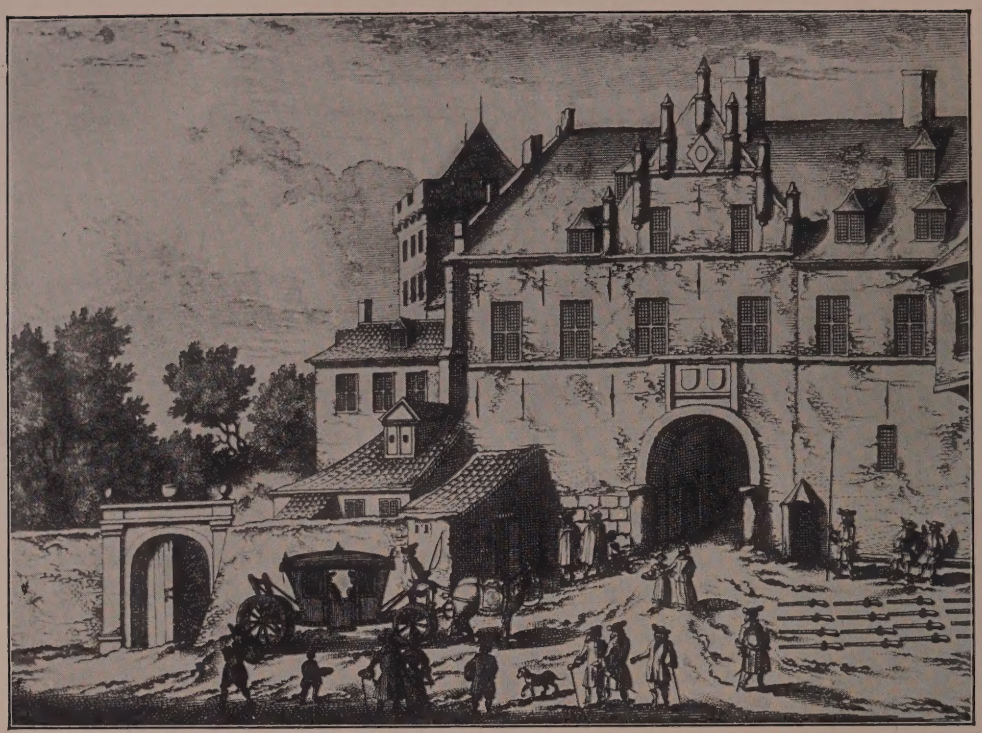


Abb. 38. Cleve. Schwanenburg. Torgebäude. Nach Petrus Schenk. 1770.
Rechteckig daran anschließend Abb. 40. Vgl. Abb. 33.

Abb. 39. Cleve. Schwanenburg Der erste Burghof. Nach einem Stiche von J. de Beyer. 1745.

Abb. 40. Cleve. Das ehemalige Kanzleigebäude vor der Schwanenburg. Nach einem Stich von Petrus Schenk. 1770. Vgl. Abb. 38 u. 33.

eine Wehrmauer gezogen. Wer über die Brücke sich dem Schlosse nähern wollte, hatte den Torbau auf dem Brückenkopfe zu passieren, die sogenannte Wasserpforte, neben der die Räder der Mühle lustig in den Wellen plätscherten (Abb. 32).

Wilhelm V. hatte 1560 das sechsachsige Torgebäude aufführen lassen (Abb. 38, 33) und daran anschließend in den Jahren 1579 und 1580 durch seinen Hofbaumeister Alessandro von Pasqualini die Kanzleigebäude mit offener Galerie im Erdgeschoß (Abb. 40, 33). Stiche aus dem 18. Jahrhundert nach Pieter Langendyck, Jan de Beyer und Petrus Schenck zeigen die Anlage des Schloßvorplatzes.* Aber das einzige, was davon heute noch erhalten, ist das schlichte Renaissanceportal, das zu dem schmalen Weg hinführt, am Fuß der Burg entlang (Abb. 37).

Durch das Portal des Torgebäudes schaute man ehemals in den ersten Hof (Abb. 39), sah links, unter dem Spiegelturm beginnend, die Arkaden, die der Große Kurfürst bauen ließ, die heute leider vermauert und nur noch im oberen Hofe in ihrer eindrucksvollen Schlichtheit erhalten sind (Abb. 35). Aus diesem oberen Burghofe schaut auch der Schwanenturm noch

* Pieter Langendyck: De Stad Kleef. Haar Gezondheidbron en de omlegende Landsdouwen. Haarlem 1747. — Verlag Isaac Buyn: Kleefsche Waterlust ofte Beschrijving van de lieflijke Vermaekelijkheden aen de Wateren te Kleef etc. Amsterdam 1752. — Petrus Schenck: Gezichten van Kleef. ca. 1770. — J. de Beyer: Het verheerlijkt Kleefschland; of Kabinet van Kleefsche oudheden en gezichten, van steden, dorpen, slotten, adelijke huizen, kerken, torens, porten, en andere voorname stad- en landgebouwen in Kleefschland. Amsterdam 1792.

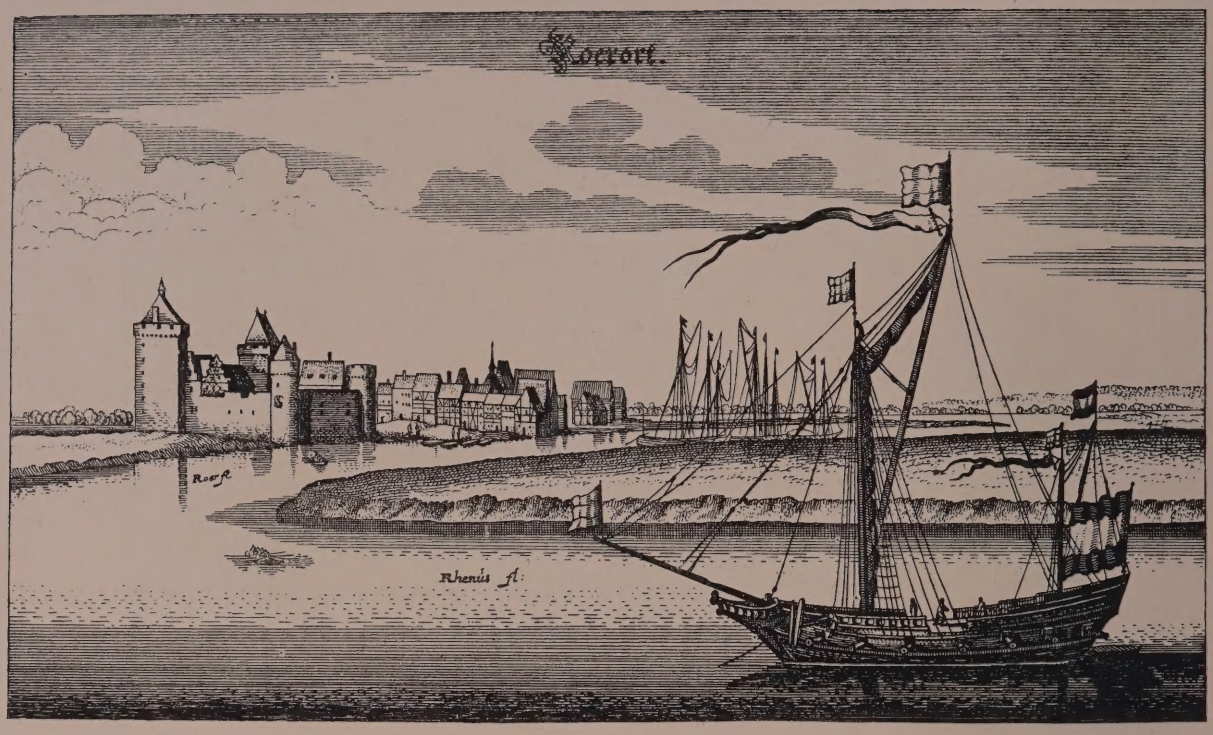


Abb. 41. Ruhrort. Das ehemalige clevische Kastell. Nach Merian.

mit seiner Haube in den unteren Hof herüber. Und durch den heutigen Haupteingang (Abb. 36), das Portal rechts im Hintergrunde des Hofes auf dem Stiche von Jan de Beyer vom Jahre 1747 (Abb. 39), düstern im Halbdunkel die Arkaden des oberen Hofes. Hier, links neben dem Portal, beginnt die schaurige Gefängnismauer.

Es war eine baulustige Zeit im Clever Lande, als Herzog Adolf auf der Schwanenburg Hof hielt. In Orsoy, Ruhrort, Zevenaar, Büderich, Sonsbeck, Griethausen, Isselburg und Schermbeck wurden ebenfalls landesherrliche Burgen aufgeführt. In Dinslaken und Huissem die alten Anlagen wieder instandgesetzt. In Calcar und Wesel Palatien gebaut.

Aber über diesen Schöpfungen hat ein noch ungünstigerer Stern als über der Schwanenburg gestanden. Burg und Stadtbefestigung von Griethausen wurden bei dem Brande vom Jahre 1594 übel heimgesucht. Spätere Kriegswirren und Brände haben dann die letzten Erinnerungen an Herzog Adolf beseitigt. Von der Schermbecker Burg steht nur noch im Nordosten einsam trauernd der niedrige Rest eines Turmes. Die Burg zu Isselburg wurde im Jahre 1624 von den Spaniern niedergebrannt, und 1672 die Ruinen von den Franzosen zerstört. Heute sind nur zwei Türme noch erhalten. In Orsoy hatten die Franzosen in demselben Jahre Burg, Basteien, Tore, Türme und das Zollhaus unterminiert und in die Luft gesprengt. Aus den Trümmern der zerstörten Stadt ragten nur das Kuhtor und der Pulverturm heraus. Der Raubzug der französischen Scharen unter Marschall Turenne erreichte auch Büderich,

dessen Schloß und Festungswerke vollständig vernichtet wurden. Das Verwüstungsregister der Franzosen weist am Niederrhein noch viele weitere Kapitel auf.

Bei der Schwanenburg zu Cleve war die Anlage und der Aufbau durch die Gestalt des schmalen Berghügels bedingt. Sonst aber liegt in den meisten Fällen den Adolfinischen Landesburgen und den gleichzeitigen clevischen Edelsitzen, den Burgen in Dinslaken, Ruhrort (Abb. 41), Winnenthal (Abb. 42), Boetzelaer (Abb. 45) und Moyland (Abb. 44) eine regelmäßigere Plangestaltung zugrunde. Wie weit hier das rheinisch-römische Kastell und französische und burgundische Burganlagen — burgundische Baumeister darf man am Hofe der Adolf und Johann von Cleve schon vermuten — den Bau der niederrheinischen Schlösser beeinflußt haben, muß vorderhand eine offene Frage bleiben, bis eine Spezialuntersuchung darauf die Antwort gefunden hat.

Das Kastell zu Dinslaken, ehemals der Sitz der Dynasten gleichen Namens, bis Dietrich VI. von Cleve es durch seine Ehe mit der Erbtochter an sein Haus brachte, hat die Stürme der Zeiten in seinen Hauptteilen glücklich überdauert. Aber spätere Jahrhunderte haben so oft an diesem Bau geändert, daß nur die grundrißliche Gesamtanlage uns eine Vorstellung der Adolfinischen Landesburg entwerfen kann.*

Für das Kastell zu Ruhrort liegt eine alte Aufnahme in Merians „Topographia Westphaliae" mit Grundriß vor (Abb. 41). Leider hat Georg Wilhelm von Brandenburg den Bau schon 1640 abtragen lassen, der an jener Stelle einst sich erhob, wo die Ruhr sich dem Rhein vermählt. Das Blatt von Merian ist sehr wichtig, zeigt eine regelmäßige rechteckige Anlage von bedeutenden Dimensionen. Zwischen zwei wuchtigen quadratischen Ecktürmen, denen von Cleve nicht unähnlich, stieg einst der Palas auf. Auf den gegenüberliegenden Ecken antworteten zwei kleinere runde Wehrtürme. Die Zwischenmauern dienten als sogenannter „hoher Mantel" lediglich Verteidigungszwecken. Und zwischen dem östlichen runden und dem quadratischen Wehrturme war das Porthaus angebracht.

Ähnlich war das Kastell zu Winnenthal (Abb. 42), der Lieblingssitz von Adolfs Erben Johann und seiner Gattin Elisabeth von Burgund. Der Vater hatte es

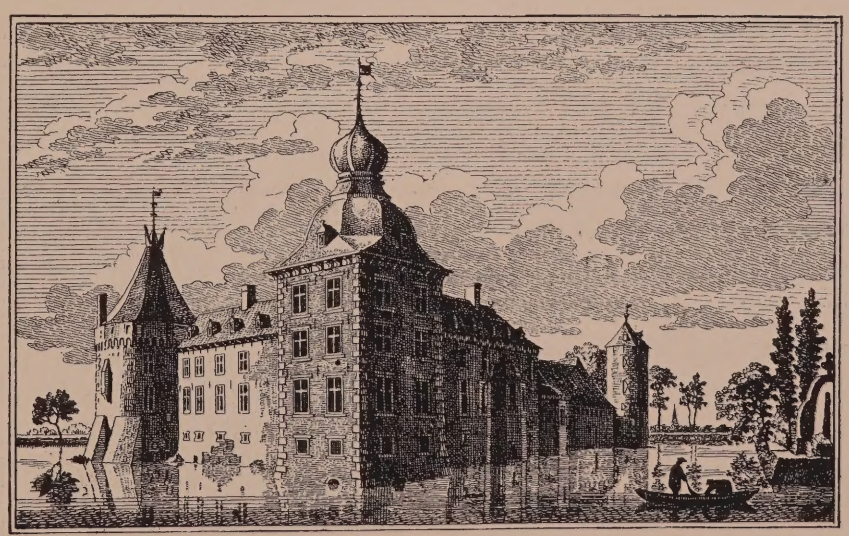


Abb. 42. Kastell Winnenthal. Nach J. de Beyer. 1745.

* Ansicht und Grundriß vom Kastell zu Dinslaken bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Ruhrort. Düsseldorf 1893. Abb. 17 u. 18.

Abb. 43. Schloß Winnenthal. Heutiger Zustand. Vgl. Abb. 42.

für das Paar ausbauen lassen. Er würde heute freilich die Burg wohl nicht mehr wiedererkennen. Schon die Aufnahme bei J. de Beyer vom Jahre 1746 zeigt einen neuen quadratischen Eckturm mit einer barocken Haube und einem Mantel, die erst aus späteren Zeiten stammen können. Heute ist von der rechteckigen Anlage nur noch ein einziger Flügel erhalten (Abb. 43).

Das Vorbild Herzogs Adolf und seiner ausgedehnten regen Bautätigkeit konnte auf die niederrheinischen Edelgeschlechter nicht ohne Einfluß bleiben. Aber auch hier schimmert das Bild der reichen baulichen Unternehmungen nur aus alten Zeichnungen und Berichten, und aus diesen nicht immer ganz klar, in unsere Gegenwart herüber. Erbstreitereien und blutige Fehden der angestammten Dynastengeschlechter und später die Spanier- und Franzosenkriege haben das Land im Laufe der Jahrhunderte immer von neuem unterwühlt. Anbauten, Wiederherstellungen und auch vollständige Neubauten haben den ursprünglichen Charakter der Burganlagen aus adolfinischer Zeit geändert und wiederum geändert. Vieles ist übrigens nicht mehr erhalten.

Auf Haus Boetzelaer (Abb. 45) bei Appeldorn saß einst das mächtige Geschlecht der Herren von Boetzelaer, das nach der Zerstörung der Burg vom Jahre 1351 unter der Herrschaft Herzogs Adolf einen Neubau aufführen ließ. Der imposante Burgturm steht leider nicht mehr. An seine Stelle hat die Zeit um 1800 eine reizvolle Fassade errichtet. Auf Moyland (Abb. 44) saßen die verschiedensten Geschlechter, die Moylands, Hagedórns, Amstels, Wisches, Culenborgs, Schonenveldts, Zülnharts, Wylichs, Gymnichs, Wickedes,

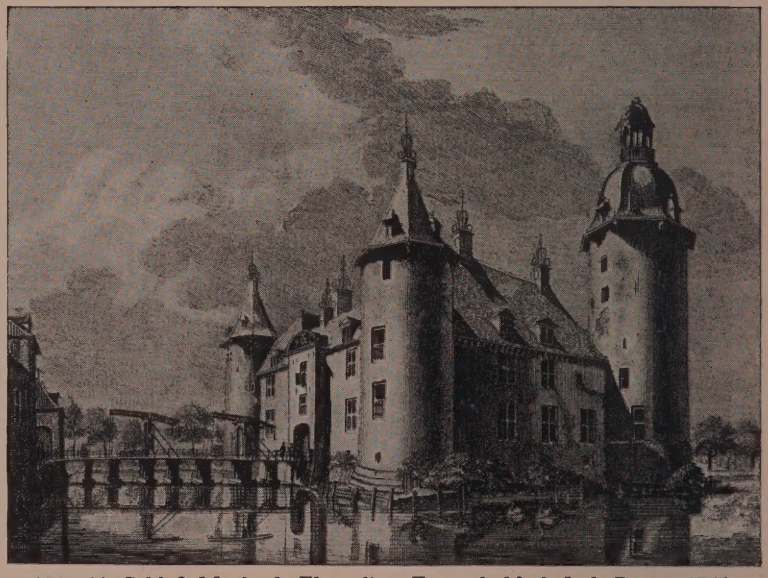


Abb. 44. Schloß Moyland. Ehemaliger Zustand Nach J. de Beyer. 1745.

Bronckhorsts, Croys und Spaens. Der Große Kurfürst zählte ebenfalls zu den Herren zu Moyland, das im Besitz der Hohenzollern blieb, bis Friedrich II. die Burg an die van Steengracht weiterverkaufte.

Das heutige Moyland ist ganz und gar nach dem Vorbilde von Windsor Castle und Hampton Court vercastlet und seines monumentalen urwüchsigen Charakters beraubt, seit Zwirner, der Kölner Dombaumeister, ihm im Jahre 1854 zahme Kränze der Romantik um seine Zinnen und Portale gewunden hat. Der alte Stich bei Jan de Beyer vom Jahre 1745 mag erzählen, wie stolz und reckenhaft früher die Anlage in das Land ausschaute (Abb. 44).

Ein zweites Mal ist dem Clever Land nicht wieder eine so reiche Bautätigkeit beschieden worden wie unter Herzog Adolf. Um seinen Namen sammelt sich eine in sich geschlossene Baugruppe, die man die Gruppe des clevischen Kastells nennen möchte. Ganz anderen Charakters ist die Landesburg im Oberlande, die in dem Erzbischof von Köln ihren Bauherrn hatte.

* *
*

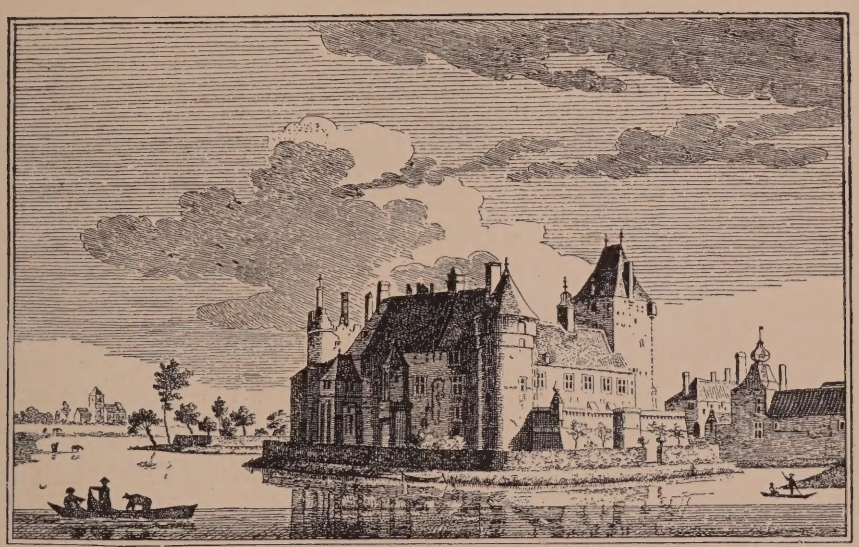


Abb. 45. Boetzelaer. Ehemaliger Zustand. Nach J. de Beyer. 1745.

Die politische Geschichte des Niederrheins im Mittelalter entwirft ein buntes und verworrenes Bild endloser Fehden, blutiger Erbstreitereien und brutaler Interessenkämpfe. Die Hoheitsrechte der einzelnen Dynasten waren nie genau bestimmt. Daher entstanden bald Konflikte um den Besitz der die Grenze schützenden Städte. Kurköln und Jülich kämpften um Zülpich; Kurköln und Cleve um Xanten, Rees und Linn. Die geld- und landeshungerige Politik des Erzbischofs von Köln, des mächtigsten Herrn am Niederrhein seit dem Ausgange des 12. Jahrhunderts, wollte ein Aufblühen der benachbarten Dynastengeschlechter nicht dulden. Es gab schließlich kein Territorium mehr am Niederrhein, das nicht einmal mit Kurköln die Klinge hätte kreuzen müssen.

Vor allem waren die Grafen von Jülich dem Erzbischof Engelbert von Falkenberg (1261—1274) ein Dorn im Auge. Es wiederholte sich der Kampf, den schon der heilige Anno mit dem Pfalzgrafen Heinrich führte.

Im Jahre 1261 fiel Engelbert in das Jülicher Land ein. Die folgenden vier Jahre hatte er freilich dafür in der Gefangenschaft auf der Burg zu Nideggen zu büßen. Währenddessen versuchten seine Genossen, das reichsfreie Köln in die erzbischöfliche Gewalt zu bringen. Durch Verrat gelang es ihnen, in die Ulrepforte einzudringen. Aber an dem verzweifelten Widerstand des Patriziates und der Zünfte, die wohl wußten, was auf dem Spiele stand, scheiterte der Gewaltakt.

Engelberts Mißerfolge reizten erst recht seinen Nachfolger, den streitbaren und baulustigen Siegfried von Westernburg. Er wartete ja nur auf eine Gelegenheit, um an dem verhaßten Jülicher Rache zu nehmen für Engelberts Gefangenschaft. Als Graf Wilhelm von Jülich im Jahre 1278 den vergeblichen Überfall auf Aachen unternahm, in dessen Straßen ihn der Tod begrüßte, fiel Siegfried sofort in das Jülicher Land ein und brachte es in seinen Besitz, bis zehn Jahre später seine Angriffspolitik ein jähes Ende fand.

Man stritt damals um das Erbe von Limburg. Der letzte Herzog war 1280 heimgegangen und hatte nur eine Tochter Irmgard hinterlassen, die Rainald von Geldern zum Gatten hatte. Als diese vier Jahre nach des Vaters Tode kinderlos das Zeitliche segnete, beanspruchte Adolf von Berg als nächster Agnat die Erbfolge. Aber Rainald wollte nicht weichen. Er hatte in Siegfried von Westernburg und dem Grafen von Luxemburg mächtige Bundesgenossen gefunden, die ihm den Besitz von Limburg sicherstellten.

Gegen diese Macht war Adolf zu schwach. Er trat gegen eine Entschädigung seine Erbansprüche an Herzog Johann von Brabant ab. Der Haß gegen Kurköln machte die freie Reichsstadt Köln und die Grafen von Jülich, von der Mark und von Berg zu Johanns natürlichen Verbündeten. Sollte denn die Nadelstich- und Raubpolitik der Kölner Erzbischöfe nie ein Ende nehmen, die mit ihren Zollstationen am Rheine und auf den Hauptlandstraßen dem Kaufmanne und Bauern das Leben so erschwerten?

In Worringen fand 1288 die Entscheidung statt. Hohnlächelnd sah Siegfried von Westernburg von seinem Streitrosse auf die Brabanter herab, die immer und immer wieder vergeblich

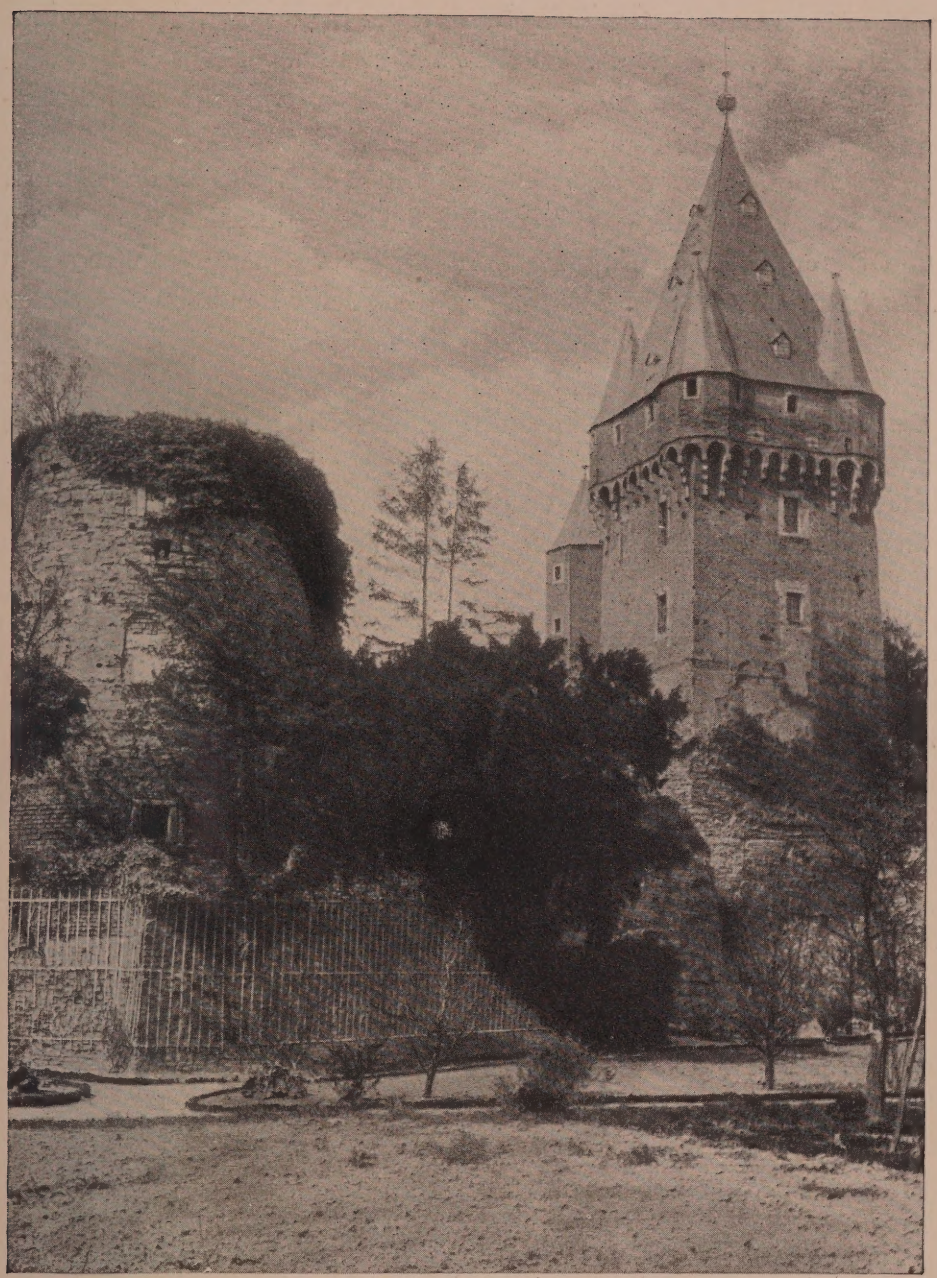


Abb. 46. Die ehemals kurkölnische Landesburg Hülchrath. Vgl. Grundriß Abb. 47.

gegen seine Reihen ansprengten und zurückgeschlagen wurden. Der Sieg Kurkölns war schon entschieden. Eine bange Zukunft dämmerte am politischen Horizonte für Siegfrieds Gegner. Ihr und der freien Reichsstadt Köln Ende schien gekommen. Aber ein wilder Ruf, der von Westen aus zu den Kämpfenden hindrang, erst zage wie ein fernes Gewitter, dann immer lauter und mächtiger, bis er wie Sturmgebraus das ganze Schlachtfeld durchhallte, verscheuchte Kurkölns ehrgeizige Träume. Heia, berge romerike! Wie eine Lawine wälzten sich die Scharen bergischer Bauern, die ein Ordensgeistlicher, der Dominikaner Walther Dodde, anfeuerte, gegen den Wall der Westernburger. Derbe Bauernfäuste schlugen mit Keulen, Sensen, Dreschflegeln und Morgensternen Bresche in die Mauer der Westfalentreue der kurkölnischen Truppen, vor der vorher die Brabanter mit blutigen Köpfen abgeschlagen waren. Und hinter den fliehenden Kurkölnern heulte das Sturmlied weiter: Heia, berge romerike! Der Westernburger war gefangen.

Der Sieg bei Worringen ist die Geburtsstunde der Freiheit der Stadt Köln, der Gründung Düsseldorfs. Die Jülicher Grafen waren wieder Herren ihres Landes.

Mit dem Jahre 1288 beginnt gleichsam ein neues Kapitel der niederrheinischen Kunstgeschichte.

Das Erzbistum Köln, von Cleve, Jülich und Berg eingeschlossen, errichtete unter Siegfrieds Nachfolgern, den Erzbischöfen Heinrich von Virneburg (1304—1332), Walram von Jülich (1332—1349) und Friedrich von Saarwerden (1370—1414) zum Schutze gegen die Nachbarterritorien, teilweise an Stelle alter Anlagen, eine Fülle neuer Landesburgen, denen ein besseres Geschick im Sturm der Zeiten beschieden blieb als den clevischen landesherrlichen Schöpfungen.

Die kurkölnischen Landesburgen stellen zwei Grundtypen dar. Die polygonale Rundburg und die rechteckige oder auch quadratische Anlage.

Die Burgen von Hülchrath und Linn, heute noch in ihren Grundformen erhalten, sind die glänzendsten Repräsentanten der alten Rundburg. Wie alt ihre erste Anlage sein mag? Schon im 12. Jahrhundert saßen auf der einen Burg die Dynasten von Hülchrath, und auf der anderen werden seit 1186 die Ritter von Linn genannt. Aber die erste Anlage wird weit älter noch sein und geht vielleicht über karolingische Zeit hinaus, war ursprünglich wohl eine runde Wallbefestigung germanischer Zeit. In den ausgehobenen Gräben der Ebene sammelte sich dann von selbst das Wasser.

Hülchrath war später im Besitz der Grafen von Jülich, der Herren von Heinsberg und dann der Grafen von Cleve, bis im Jahre 1314 Erzbischof Heinrich von Virneburg die Burg erwarb und einen Neubau begann, der dem Erzbistum gegen seine zahlreichen Widersacher einen neuen Stützpunkt schaffen sollte. Linn, der ewige Zankapfel zwischen Cleve und Kurköln, früher in heinzbergischem, dann in clevischem Besitz, kam 1385

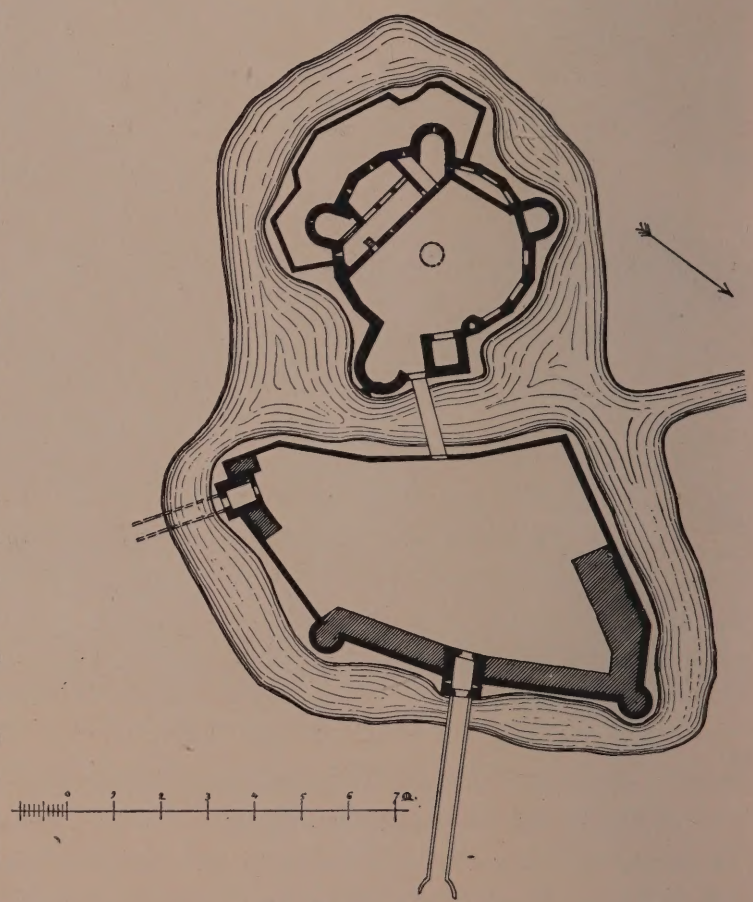


Abb. 47. Burg Hülchrath.
Nach Clemens Kunstdenkmälern der Rheinprovinz

durch Kauf an Erzbischof Friedrich von Saarwerden, der auf dem strategisch wichtigen Platze eine stark befestigte neue Grenzveste errichtete. Das Vorbild war Heinrich von Virneburgs Hülchrather Burg.

Hülchrath hat seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts unter den ewigen Kriegswirren viel zu leiden gehabt. Die Festungswerke wurden 1658 geschleift. Heute ist die Burg Ruine, die aber immer noch ein Bild von eindrucksvoller Kraft in die Landschaft zaubert (Abb. 46).

Wenn das Portal der Unterburg, dessen Front an den Ecken zwei Wehrtürme schützen, durchschritten ist*, dann fesselt der wuchtige Bergfried das Auge. Wie eine gewaltige Faust reckt sich der Turm aus dem Lande auf.

Er hatte den Eingang zur Oberburg zu decken. Kahl sind seine Wände, an jeder der vier Seiten nur je eine schmucklose Fensterachse. Hoch oben dann, von Konsolen getragen, der schützende Wehrgang mit den lauernden Augen, die, wie aus einem Visier, an den Seiten- und Ecktürmchen ins Land ausschauen. Man liest seltsame hebräische Inschriften auf den Konsolen der Turmgalerien. Heinrich von Virneburg war um passendes Baumaterial nicht verlegen. Er sah in den Judenfriedhöfen der Nachbarschaft geeignete kurkölnische Steinbrüche. Aus den Grabsteinen ließ er Konsolen meißeln. In derselben Weise profanierten die kölnischen Erzbischöfe Walram von Jülich und Wilhelm von Gennep nach den Judenverfolgungen von 1349 und 1351 mitleidslos die Friedhöfe zum Bau der Lechenicher Burg.

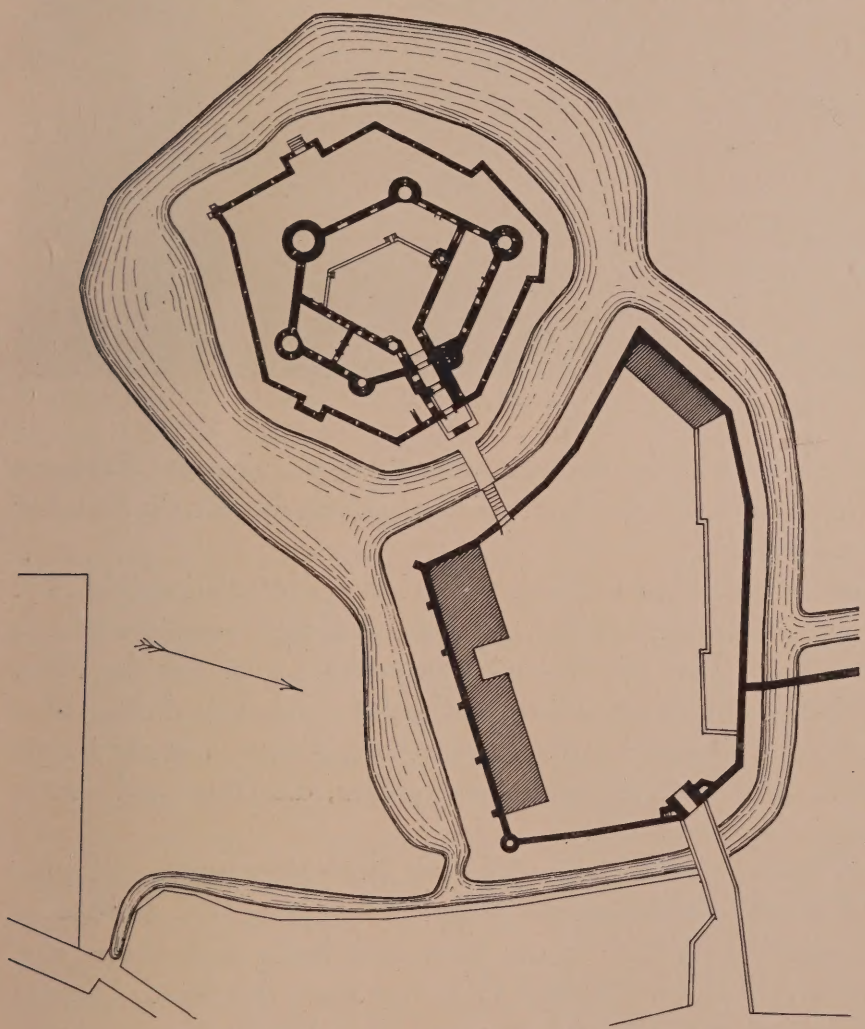


Abb. 48. Grundriß der ehemals kurkölnischen Landesburg Linn. Nach Clemens Kunstdenkmälern der Rheinprovinz.

* Ansicht bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Grevenbroich. Düsseldorf 1897. Fig. 21 und 22.

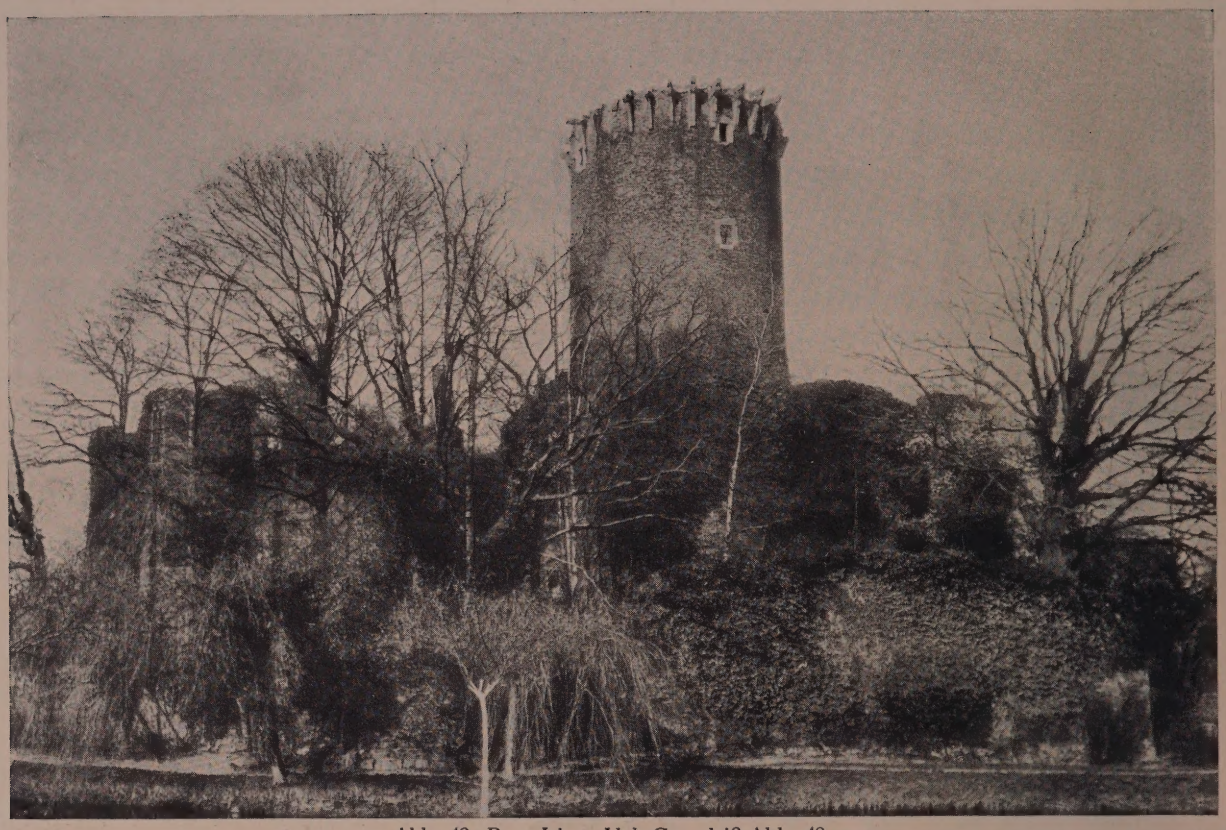


Abb. 49. Burg Linn. Vgl. Grundriß Abb. 48.

Ein gedrungener Turmhelm krönt wie ein mittelalterlicher stumpfer, niedriger Stahlhelm den Aufbau des Bergfrieds. Ein schlanker Treppenturm schmiegt sich an ihn, um die Besucher in die einzelnen Stockwerke zu geleiten.

Vier nach dem Burghofe offene Halbtürme schmückten den hohen Mauerbering (Abb. 47). Aber nur der südlich gelegene Teil des Mauerzuges, vor dem in Gestalt einer dreiteiligen Bastion noch ein Vorwerk gelagert, war mit Wohnräumen besetzt. Hier war der Palas. Der größere Teil des Mauerringes, den heute außen märchenhaft malerisch dichter Efeu umrankt, und den nach dem Burghof zu eine doppelte Bogenstellung gliedert, war nur für die Verteidigung bestimmt. Schade, daß heute die alten Wassergräben, die Ober- und Unterburg als getrennte Inseln umgaben, versiegt sind.

Linn, die jüngere Burg, ist ebenfalls heute Ruine (Abb. 49). Nach einer langen und qualvollen Leidensgeschichte schoß das Bombardement der Alliierten vom Jahre 1702 den Bau in Brand. Trotzdem hat er mit seinen Trümmern in der Ebene sich heute noch immer eine eindrucksvolle Wirkung erhalten. Aus dem wuchernden Grün ragt gegen den blauen Himmel der runde backsteinerne Bergfried auf und zeigt noch an seiner Stirn den alten hausteinernen Konsolenfries, der ehemals den Wehrgang zu tragen hatte. Über die übrigen Türme und Mauern

schleichen wuchernd Efeu, Moos und allerlei Schlingpflanzen. Im Hochsommer ist alles, außer dem oberen Bergfried, verhüllt von den Kronen der Bäume, auch der kleine innere Burghof (Abb. 50).

Burg Linn ist in der ganzen Anlage reicher entwickelt als Hülchrath, das noch im Grundriß so viele Erinnerungen an die altgermanische runde Wallburg mitbringt. Linn zeigt eine regelmäßige sechseckige Anlage (Abb. 48). An jeder Ecke steigt ein runder Wehrturm auf, und die Seiten- und Ecktürme begleiten außen, um den ganzen Bau laufend, Bastionsterrassen. Wie in Hülchrath, kreiste früher das stille Wasser der Burggräfte um die Insel der oberen Wohnburg und der Unterburg, die landwirtschaftlichen Zwecken diente. — Von Friedrich von Saarwerden, dem Bauherrn von Linn, stammen auch noch die landesherrlichen kurkölnischen Burgen zu Zons und Kempen. Die von seinen Vorgängern begonnenen Anlagen in Zülpich und Lechenich hat er erst vollendet. Zons, Kempen, Zülpich und Lechenich repräsentieren den anderen Burgtypus.

Zons ist das besterhaltene Beispiel mittelalterlicher Burg- und Befestigungsanlagen am Niederrhein. Man hat es einmal ein „rheinisches Rothenburg" genannt, um Freunde für die Erhaltung der alten Türme und Stadtmauern zu gewinnen, da Zons eine so einzigartige Stelle am Niederrhein einnimmt wie Rothenburg in Franken. Das Wort wurde leider bald eine Gasthausreklame, und man verband Vorstellungen mit Zons, die dem Charakter des niederrheinischen Landschaftsbildes ganz fremd sind! Der Fremde wird von dem neuen Rothenburg enttäuscht sein! Er erwartet farbenlustige Putzhäuser mit hohen roten Ziegeldächern und reich geschnitzten Erkern, ein lieblich belebtes Gelände, auf das man von der Höhe hinabschauen wird, weit ins Land. Nichts aber von alledem!

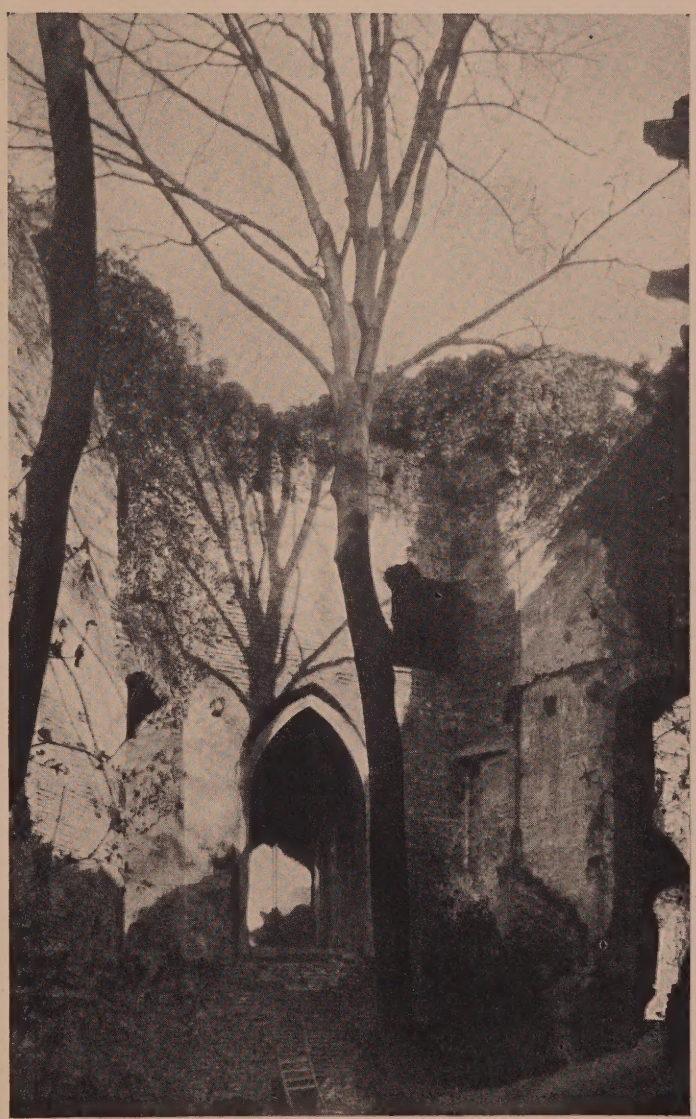


Abb. 50. Hof des Herrenhauses auf Burg Linn.
Vgl. Grundriß Abb. 48.

In Zons wohnt eine ganz andere Schönheit. Sie ist ernster, schwerer, herber, weltverlassen und voll mittelalterlichen Geistes noch. Statt des heiteren blauen fränkischen Himmels dichte graue Wolkenzüge, die die Nähe der See ins Land treibt. Sie hängen am Firmament wie schwere Stoffbehänge (Abb. 51, 52, 56, 57, 60).

In dieses Land paßt keine fränkische und schwäbische Architektur! Daß man am Eingang zur Stadt, unmittelbar vor dem Stadttor, für die Fremden ein „altdeutsches" Gasthaus „Zur Rothenburg" errichtet hat, zeigt nur, wie wenig wir selbst die eigene Schönheit unserer Heimat am Niederrhein kennen! Wir tun ja wie Bettler, sind glücklich, vom Franken- und Schwabenland uns Bauten und Namen zu borgen, anstatt uns des Reichtumes zu freuen, den frühere Zeiten über die Niederlande, über den Niederrhein und das Münsterland mit vollen Händen ausgeteilt haben. Der Schönheit der herben und anspruchlosen Landschaft und seiner Backsteinbauten!

Alfons Paquet hat den richtigeren Ton gefunden als die, die von einem rheinischen Rothenburg erzählen:

Zons, du gebrechliches altes Mauernest, stehen geblieben in einem Sumpf sturmloser Vergangenheit. Mit deinen stummen Gassen, die in enge Tore endigen. Mit deinen Toren, die lallen über jeden Schritt. Dem Schritt des Fremden lauschen deine Winkel und höhnen. Geh weiter! sagen die verschlossenen morschen Türen. Wie Zwerge schauen engbrüstig schmale Häuschen trüb sich an aus alten kleinen Fenstern wie aus Insektenaugen. Zerbrochen sind die ausgetretenen Stufen, die Kiesel in der Gasse halb versunken. Hinter der Mauer, die die Stadt umsperrt, stehen schwarze und starre Bäume ganz entlaubt und Büsche streng wie Rutenbüschel.

Die Kölner Erzbischöfe hatten in Zons schon im 13. Jahrhundert ein befestigtes Schloß, das aber die Wut der Kölner Bürger nach der Schlacht bei dem benachbarten Worringen bis auf den Grund zerstörte. Der Westernburger hatte kaum die Freiheit wieder erlangt, als er mit einem Aufbau begann. Von diesem zweiten Schlosse ist nichts mehr erhalten. Friedrich von Saarwerden baute 1372 eine neue Burg und befestigte von neuem die Stadt. Von da ab war Zons eine der stärksten Festungen im Erzstifte Köln.

Die ganze Anlage ist aus einem Guß. Spätere Zeiten haben an ihr nichts geändert. Das ist der Reiz und die baugeschichtliche Bedeutung, die Zons für uns heute hat.

Der große Stadtbrand von 1620 hat zwar nur fünf Häuser verschont gelassen und die wohlhabenden Familien zum Fortzug gezwungen. Das Bombardement des hessischen Obersten Rabenhaupt im Jahre 1646, dem aber die Stadt nicht erlag, und die abwechslungsreiche Besatzung französischer, brandenburgischer und holländischer Truppen in den Kriegen Ludwigs XIV. haben Zons arg mitgenommen. Nur die Rheinstraße hat von dem alten Städtchen ein malerisches Straßenbild gerettet (Abb. 51, 58). Aber keines ihrer Häuser reicht über das Jahr 1620 hinaus. Sonst füllen nur armselige Häuschen den Ort, das nicht einmal die alte Kirche gerettet hat und sich mit einem unschönen Neubau der siebziger Jahre des dahingegangenen

Abb. 51. Zons. Rheinstraße mit Blick auf das Rhein- oder Zolltor. Vgl. Abb. 54, 55, 58, 60.

Abb. 52. Zons. Partie am Judenturm im Herzen der Stadt. Vgl. Situationsplan Abb. 55.

Jahrhunderts begnügen muß. Aber die Burg und die Stadtbefestigung sind noch im großen und ganzen erhalten. Das verdankt Zons dem alten Vater Rhein, der sich ein neues Bett gegraben hat. Er fließt schon seit Jahrhunderten nicht mehr an der Seite der Burgeinfahrt entlang. Und mitten in Weiden liegt, parallel vor dieser Stadtmauer, nutzlos der Zwinger und an dessen einem Ende der Eisbrecher (Abb. 55). Seitdem hatte Zons seine ursprüngliche Bedeutung verloren und verfiel der Vergessenheit.

In der südöstlichen Ecke der Stadt liegt Friedrich von Saarwerdens Burg Friedestrom, lehnt sich mit zwei der Flügel der Oberburg an die Stadtmauern an und läßt sich von deren rundem Wehr- und Eckturm schützen, während tiefe und breite, aus Basalt- und Trachytquadern gemauerte Gräben die beiden anderen Flügel bewehren (Abb. 55). Noch stehen die alten Trakte der Burg, aus schweren Basaltpfeilern aufgetürmt. Ziegel füllen die freien Ecken der Blöcke. An deren Köpfen, die in dem Mauerwerk horizontal nebeneinander liegen, konnte der Feind sich den Kopf einrennen. An den Ecken der Flügel ruhen Wehrerker auf Konsolen. Und nach dem Hofe der Unterburg führt aus der rechteckig angelegten Oberburg der herausragende Torturm, dessen Stirn noch die Reste eines Wehrganges mit Schießscharten und Ecktürmchen über einem Spitzbogen- und Konsolenfries zieren (Abb. 53). Ähnlich das Tor, das von der Feldseite in die Unterburg leitet. Auch die alte Wehrmauer dieser Unterburg ist noch erhalten und paßt sich dem rechteckigen Zuge der Hochburg an. Dem Burg- und Stadtmauerturm in der äußersten Schloßecke im Südosten entspricht gegenüber in der Diagonale der sogenannte Judenturm, der aus der Ecke der Unterburg wohl erhalten nach der Stadt zu aufsteigt (Abb. 52).

Aber nicht etwa ein Judenturm, der an die Judenverfolgungen im 14. Jahrhundert erinnern soll und pietätlos wieder aus Grabsteinen jüdischer Friedhöfe sich seinen Konsolenfries gemeißelt hätte. Eine Familie Judde nannte den Turm später ihr eigen. Aus Juddenturm ist dann Judenturm geworden.

Es ist der äußerste Punkt der Schloßbefestigung nach dem Inneren der Stadt zu und als höchster Punkt auch deren Wahrzeichen geworden, das nach der anderen Rheinseite mit seinem schlanken Wuchse und der leicht geschwungenen spitzen Haube über dem Wehrgange, dem Konsolenstirnbande des Turmes, weit sichtbar hinübergrüßt.

Abb. 53. Zons. Eingang in Schloß Friedestrom. Vgl. Situationsplan Abb. 55.

Abb. 54. Zons. Blick vor der Stadt auf das Rheintor und den Rhein- oder Zollturm.

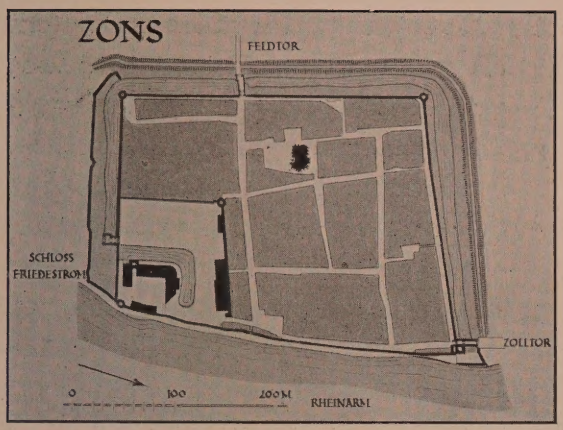


Abb. 55. Stadtplan mit Schloß Friedestrom.
Nach den Mitt. des Rhein. Vereins für Denkmalpflege.

Hochburg, Unterburg und Stadt sind drei ungefähr rechteckige Anlagen, die eine Ecke gemeinsam haben. Die beiden Mauern der Oberburg nach der Feldseite zu werden in der Fortsetzung Wehrmauern der Unterburg und dann Stadtmauern. Und entsprechend den nach der Stadt gerichteten Mauerzügen der Ober- und Unterburg schließt sich der Mauerbering der Stadt.

An seinen vier Ecken steigt je ein wuchtiger Wehrturm auf. Der eine hat später sich eine Haube zugelegt und ein großes Laufbrett auf abstehenden Balken in der Höhe der Stadtmauern um sich gezogen, als friedlichere Zeiten aus ihm eine Windmühle machten (Abb. 56). Ein seltsames Bild, die klappernden Flügel an dem alten, schier unverwüstlichen Wehrturm, der sich aus 35 Basaltschichten aufbaut. Zwei horizontale Trachytbänder sind sein einziger Schmuck.

Die Stadttore sind leider gefallen. Von dem Nordtor ist nur der innere Torbogen erhalten. Vor seinem äußeren Torbogen, der 1860 dem Neubau einer Kapelle weichen mußte, stehen die drei verknorrten, mächtigen Kastanien, deren Wurzeläste wie Polypenarme ineinander gewachsen und einen Boden fest wie Stein oder uralten Estrich geschaffen haben (Abb. 54). Wenn der Sommer ins Land gezogen, hüllen die mächtigen Kronen, die tief hinunter reichen, den Kruzifixus wie eine Kapelle ein. An ihrem hohen grünen Gewölbe leuchten blühende Kastanienkerzen. Und sie leuchten noch lange, wenn das Grün längst in das Dunkel der Nacht versunken. Es ist ein stimmungsvoller Ort für fromme Pilgerseelen.

Über den inneren Torbogen des abgetragenen Stadttores ragt der Rheinturm hinaus.

Abb 56. Zons. Alter Stadtturm Vgl. Situationsplan Abb. 55.

Abb. 57. Zons. Rhein- oder Zollturm von den Rheinwiesen aus gesehen.

Er dient heute den stillen Schwestern als Wohnung und bildet mit den beiden anstoßenden Häuschen und der gegenüberliegenden Kapelle ein Klösterchen. Der sechsstöckige Turm wirkt in seiner Schmucklosigkeit noch wuchtiger als der Bergfried von Hülchrath. An den Kanten starke Eckverklammerungen schwerer Trachytquader. Der Unterbau ist aus Basaltblöcken. Darüber bis zu dem Konsolenfries Tuff- und Backstein mit vereinzelten Basalten (Abb. 57).

An der Kapelle und dem Rheinturm vorbei gelangt man über holperiges Pflaster in die Rheinstraße, die unmittelbar hinter der Stadtmauer sich hinzieht. Zur Rechten stehen die alten Putzbauten des 17. und 18. Jahrhunderts mit überkragenden Stockwerken, von elegant geschwungenen Konsolen oder auch wohl von einer Säule getragen (Abb. 58); zur Linken die schlichten Backsteinhäuschen, deren Giebel im Gegensatze zu dem ernst gestimmten Rheinturme in lustige Schwingungen gerät (Abb. 51). Am Ende des letzten niedrigen Häuschens steigt ein schmales, achteckiges Wachttürmchen auf (Abb. 51). Einige zehn Meter weiter unterbricht ein anderes nochmals die breite Ruhe der Stadtmauer. Und ein Treppchen, an den inneren Mauerbering gelehnt, führt zu ihm hinauf (Abb. 58 u. 60). Diese einzelnen Bauten der Rheinstraße gruppieren sich so geschickt zueinander, daß das Straßenbild hinter der Mauer, wie das Bild von den Rheinwiesen aus, eine abwechslungsreiche, malerische Silhouette zeichnet (Abb. 2).

Hinter den anderen Mauerzügen aber wohnt noch der Ernst des mittelalterlichen Festungsbaues. Über schwer gewölbten Rundbögen zieht der Laufgang sich hin*. Hier war der hölzerne Wehrgang. Armselige Häuschen, einstöckig nur und nicht einmal bis an den Wehrgang reichend, ducken sich, Schutz suchend, hinter dem Mauerbering. Und von Zeit zu Zeit ragt über die Mauer hinaus, nach außen von Konsolen getragen, ein breites, zweistöckiges Wachthaus auf. Ernster und nicht so kokett wie die schlanken achteckigen der Rheinstraße.

* Quedenfeldt: Einzelbilder vom Niederrhein. Nr. 193.

Zons war gegen die Grafschaft Berg befestigt. Hülchrath gegen Dyck und Wyckrath, wo Kölns Feinde stets einen Rückhalt fanden. Linn gegen die Grafschaften Berg, Moers und Cleve. In der von Cleve eingeschlossenen kurkölnischen Enklave Rheinberg hatte im Jahre 1293 der Baumeister Henricus Lupus, Heinrich Wolff, dem Westernburger eine starke Zwingburg errichtet. Nach dem Jülicher Lande, der heißest umstrittenen Stelle des Erzstiftes, ließen Heinrich von Virneburg und Walram von Jülich die Landesburgen Lechenich und Zülpich ausbauen. Es bedurfte nur noch der nordwestliche Teil des Erzstiftes einer starken Grenzfeste. Sie wurde in Kempen unter Friedrich von Saarwerden von 1396–1400 unter dem Bauintendanten Johann Hundt errichtet (Abb. 59).

Bischoff zu Collen Frederich von Saarwart
Gebohren von hohen gräfflichen art
Liess zu Kempen bawen eine väste borgh.
Jan Hundt in vier Jahren sonder sorgh
Hatt das werck bracht zu einem guten endt
Und solches befohlen in Gottes händt.

So erzählt uns Goerdt Kessel in seinem „Goldnen Buch" der Stadt Kempen im Jahre 1635. Und dann weiter: „Dieses herrn Hundt und dess bischoffs Frederichs von Sarwart wapffen stehet auff der fürster (vordersten) pfortzen und binnen auff der borg fünffmahl ahn verschiedenen örtern in einem stein gehawen, nemlich ein recht kreutz, bedeutet das stift Cöllen, darbeneben in einer stein einen dübbeln adler, wie auch das Römische Reich führet, bedeut bischoffs Frederichs oder der graffschaft Sarwarter wapffen, auf der pfortze ahn der brücke stehet in einem stein ein hundt, bedeut herrn Johann Hundts wapffen."

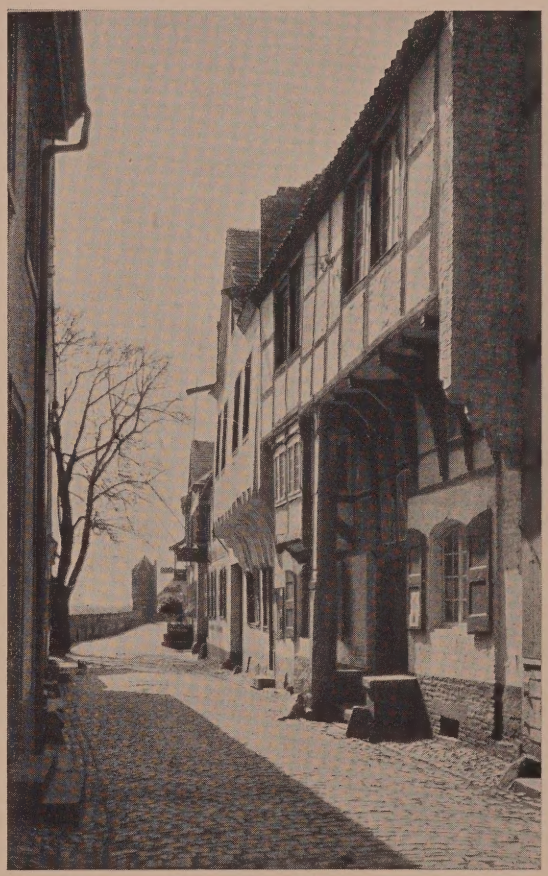


Abb. 58. Zons. Rheinstraße. Vgl. Abb. 51 und 60.

Dieser Herr Johann Hundt, dessen Wappenzeichen so stolz „fünffmahl an verschiedenen örtern" neben dem des Landesherrn stehen durfte, war 1391 von Bischof Friedrich zum Küster der Pfarrkirche in Kempen empfohlen worden und später „dess bischoffs keller- und rathmeister" gewesen. Sein Testament bewahrt das Stadtarchiv zu Kempen.

Aber das Lebenswerk des Schöpfers einer so ausgedehnten Burganlage wie der zu Kempen wird man unmöglich in diesem Werke erschöpft sehen wollen. Wir wissen allerdings nichts von den Baumeistern, die Friedrich von Saarwerdens baukünstlerische Pläne für Zons, Lechenich, Linn und Zülpich verwirklicht haben; auch nichts von den Meistern, außer Heinrich

Abb. 59. Kempen. Die ehemalige kurkölnische Landesburg.

Wolff in Rheinberg, die seinen Vorgängern dienten. Aber die auffallende Ähnlichkeit der Formen der Burgtürme zu Kempen, Zülpich, Lechenich und Linn und des Judenturmes zu Zons, dann der Torbauten in Lechenich und Zülpich läßt schon an einen führenden Baumeister in der geschlossenen Bauschule der Saarwerdenschen kurkölnischen Landesschlösser glauben.

Verwandt ist auch die Plananlage der Burgen zu Zons (Abb. 55), Lechenich (Abb. 63, 65), Zülpich und Kempen. Um einen Hof lagern sich rechtwinkelig die einzelnen Flügel. An jeder der vier Ecken der schlanke, schmucklose Wehrturm, rund oder in Lechenich einer auch wohl quadratisch. Das Material des Backsteines bedingte eine Verwandtschaft der dekorativen Formen. Das Bauschema eine verwandte Plananlage. Johann Hundt fand für Kempen vielleicht das Vorbild in den älteren Burgen zu Lechenich und Zülpich. Doch es liegt nahe, anzunehmen, daß er auch dort unter Friedrich von Saarwerden tätig war.

Wir wissen noch viel zu wenig von der Anlage und der Geschichte der kurkölnischen mittelalterlichen Landesburg; wissen nichts von der inneren Aufteilung und den eigentlichen Wohnbedingungen. Wir besitzen wohl seit einigen Jahren in den Clemenschen „Kunstdenkmälern der Rheinprovinz" genaue Situationspläne, die das Verhältnis von Hoch- und Unterburg und die Momente der fortifikatorischen Absichten anschaulich werden lassen. Aber der genaue Grundriß der Hochburg, der innere Aufbau, ist uns ein Buch mit sieben Siegeln.

Wir haben die kurkölnischen Landesburgen bisher noch viel zu sehr mit den Augen des Malers betrachtet oder, aber das ist immer ganz schlimm, mit den Augen des systematischen Botanikers, dessen Leben im Zählen von Staubgefäßen und Blütenblättern dahingeht, ohne in das geheimnisvolle Werden und Leben der Natur einzudringen. Systematische Formenlehrer, die froh sind, irgendwo versteckt ein gotisches Profil zu entdecken. Aber noch nie sind bisher diese Bauten mit den Augen des raumbildenden Architekten und mit Hilfe von Spaten und Schaufel auf ihren ehemaligen inneren Aufbau betrachtet worden. Die Lebens- und

Wohnbedingungen der mittelalterlichen kurkölnischen Landesburgen sind daher heute noch recht ungeklärt.

Hier wäre dem Architekturhistoriker eine Aufgabe gestellt, die zu den interessantesten Themen der rheinischen Kunstgeschichte zählt! Und wer aus den Trümmern der kurkölnischen Landesburgen den ehemaligen inneren und äußeren Aufbau wiedergewönne, würde Bilder von dramatischer und urwüchsiger Kraft vor unsere Augen zaubern, Monumente eines Zeitalters brutaler Interessenkämpfe und Fehden, aber auch Anlagen von berauschender Schönheit.*

Der herrliche Kranz mittelalterlicher Kirchen am Rhein, die so bequem auf der alten Handels- und Heerstraße zu erreichen sind, haben bisher das Interesse des mittelalterlichen Bauhistorikers vollauf absorbiert. Und als die Romantik des 19. Jahrhunderts wieder für deutsches Rittertum schwärmte, gingen die abgelegenen kurkölnischen Landesburgen leer aus.

Abb. 60. Zons. Partie aus der Rheinstraße mit einem alten Wachtturm. Vgl. Abb. 58.

* Die beste Bearbeitung der kurkölnischen Landesburgen mit ausführlicher Quellen- und Literaturangabe findet man in Clemen: Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Düsseldorf 1891 ff. Und zwar für Hülchrath Kreis Grevenbroich 1897; für

Abb. 61. Zülpich. Die ehemalige kurkölnische Landesburg.

Es waren die Bergburgen des Mittelrheins, Rheinstein, Stolzenfels, Arenfels usw., für die man sich wieder begeisterte. Vielleicht aber dürfen wir heute am Niederrhein uns glücklich schätzen, daß die Romantik an unseren Burgen achtlos vorüberging. Man hat sie infolgedessen auch nicht restauriert und der Erforschung mittelalterlicher Bau- und Wohnkultur nicht künstlich unverrückbare Schranken gesetzt.

Die Burg zu Kempen (Abb. 59) ist allerdings vollständig verrestauriert, als sie in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts als Gymnasium umgebaut wurde und man Gesimse,

---

Linn Kreis Crefeld 1896; für Zons Kreis Neuß 1895 (außerdem die Berichte der Provinzialkommission für die Denkmalpflege in der Rheinprovinz. Band XIV. 1910. S. 58—71. Dort auch Mitteilungen über die Erhaltungsarbeiten. — A. Otten: Zons am Rhein. 1903); für Kempen Kreis Kempen 1891; für Zülpich und Lechenich Kreis Euskirchen. 1900.

Eine vorzügliche zusammenfassende Arbeit der Aufsatz von Edmund Renard: „Mittelalterliche Stadtbefestigungen und Landesburgen am Niederrhein." Mitt. des Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. II. S. 135—161. — Von demselben Verfasser „Rheinische Städtebilder. Entwicklungsgeschichtliches." Ebenda. VI. S. 75—144.

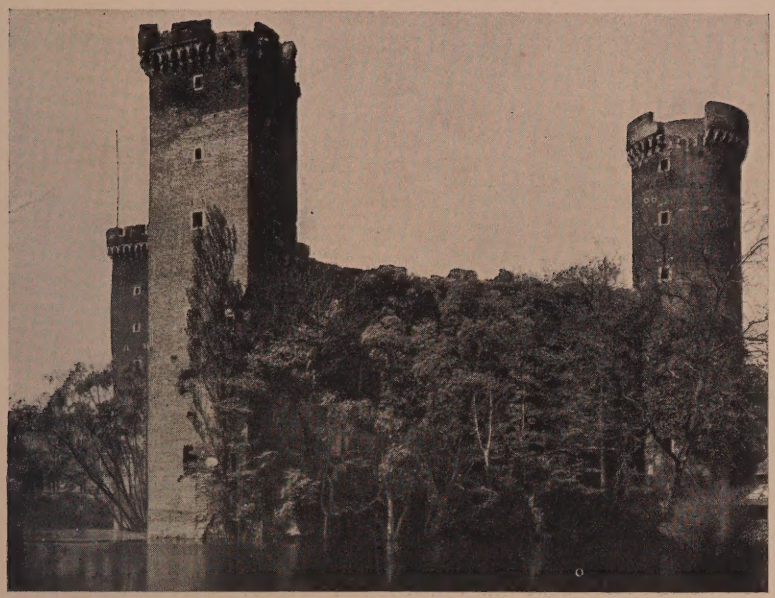


Abb. 62. Lechenich. Die ehemalige kurkölnische Landesburg. Ansicht vom Osten. Vgl. Grundriß Abb. 65.

Fensterrahmen und Eingangsgiebel erneuerte oder änderte. Aber immerhin ist im großen und ganzen die alte Plananlage noch zu erkennen.

Die Burgen zu Zülpich und Lechenich sind, Gott sei Dank, aber besser erhalten.

Das Innere der Burg auf Zülpich ist zwar durch Einbauten für das Wohnhaus und eine Brennerei etwas verändert. Über die Burgmauern hinaus ragt heute das gebrochene moderne Mansardendach (Abb. 61). Auf Lechenich ist indes nur das Innere des 1720 auf dem Wirtschaftshofe errichteten Wohnhauses vor einigen Jahrzehnten umgebaut worden.

Das Land zwischen dem stark befestigten Euskirchen und den Burgen zu Zülpich und Lechenich war das ewige Schlachtfeld zwischen Jülich und Kurköln. Aber das Land kann auf eine noch weit reichere und bewegtere Geschichte zurückschauen. Tolbiacum nannte sich das römische Zülpich. Dort, wo heute von einer Anhöhe herab die alte erzbischöfliche Burg noch stolz auf Stadt und Land hinunterschaut (Abb. 61), hatten Roms Legionen

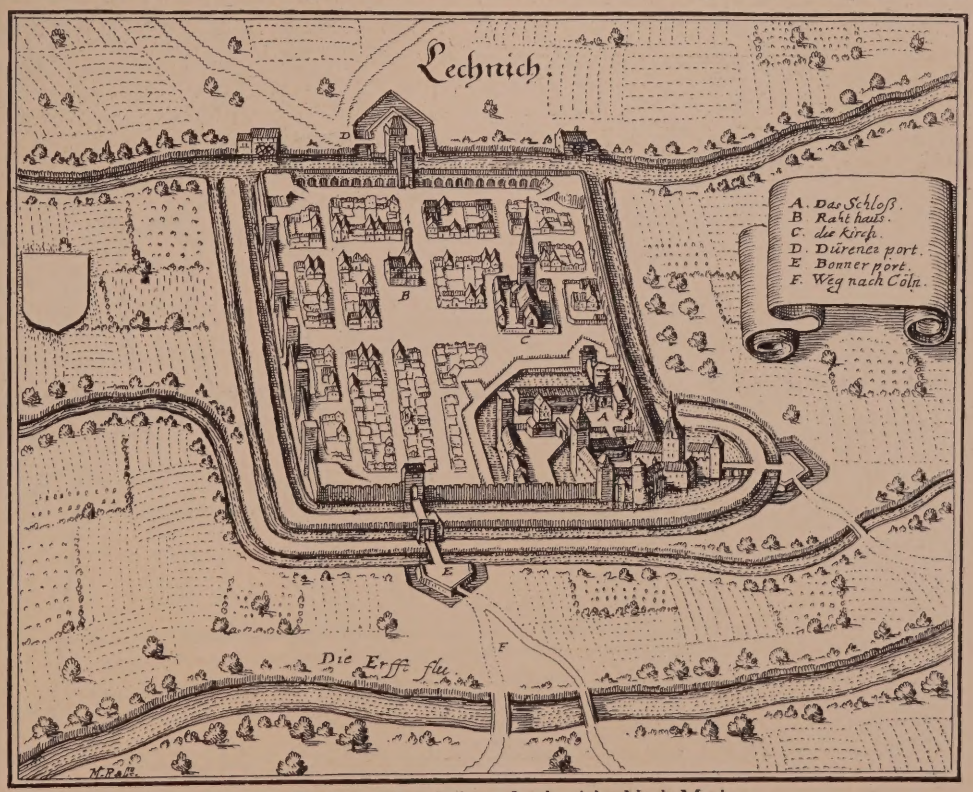


Abb. 63. Stadt und Landesburg Lechenich. Nach Merian.

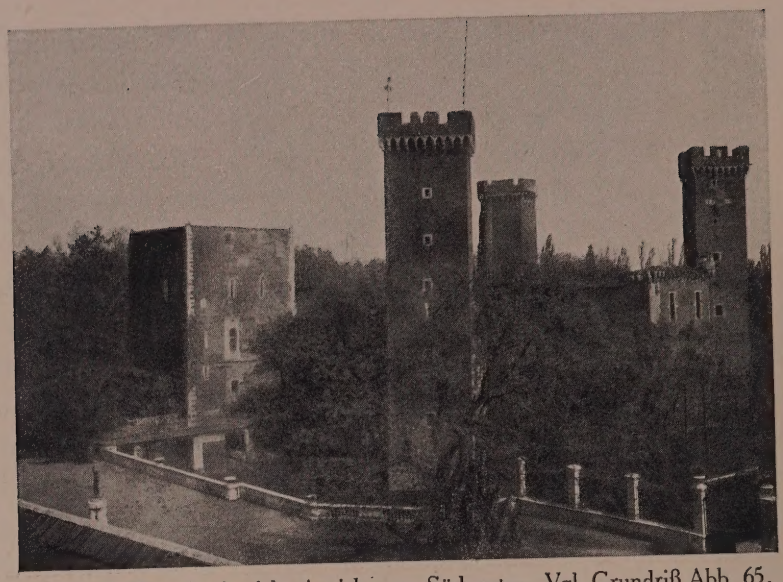


Abb. 64. Burg Lechenich. Ansicht vom Südwesten. Vgl. Grundriß Abb. 65.

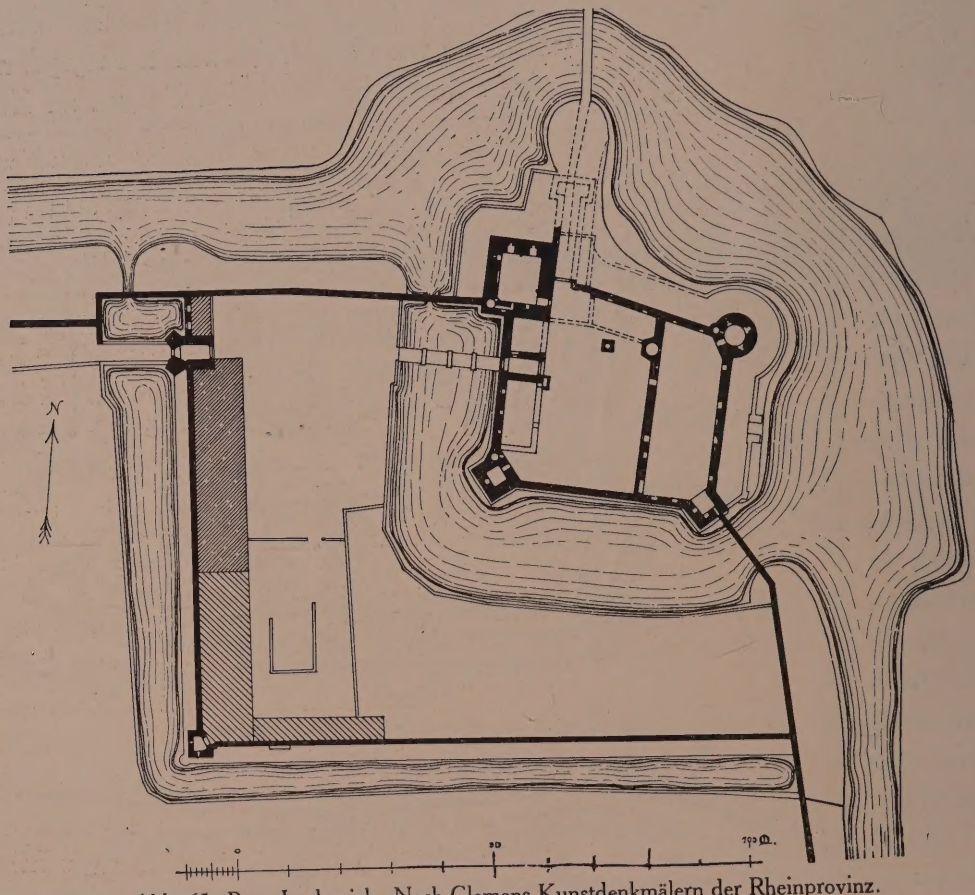


Abb. 65. Burg Lechenich. Nach Clemens Kunstdenkmälern der Rheinprovinz.

schon ein Kastell errichtet. Nach dem Abzug der Römer blickte dieses Kastell, wenn man Gregor von Tours' Berichten folgt, auf den Kampf der Franken und Alemannen herab; war Zeuge, als Clodwech gelobte, Christ zu werden; sah, als es fränkische Pfalz geworden, König Theuderich Hof halten und wie man den gefangenen Thüringer König Hermenfried von den hohen Mauern hinunter stürzte. 881 hausten die Normannen in Zülpich und zerstörten die Pfalz und die Befestigung der Stadt. Bald darauf aber errichteten die fränkischen Pfalzgrafen eine neue Burg, die 948 Pfalzgraf Hermann dem Grafen von Jülich als Lehen übertrug. Damit begann der jahrhundertelange Kampf mit Kurköln. Der Besitz wechselte. Der Kölner Erzbischof Walram von Jülich (1332—1340) ließ gegen seinen leiblichen Bruder, den regierenden Grafen von Jülich — wie erbittert muß doch der Haß zwischen Kurköln und Jülich gewesen sein! — eine neue Burg errichten, die Friedrich von Saarwerden später vollendet hat.

Auf denselben Walram von Jülich ist auch der wichtigste Teil vom Ausbau der Burg Lechenich zurückzuführen (Abb. 62—65). Und deren Geschichte war nicht weniger bewegt als die der Zülpicher Burg. Es ist die bedeutsamste Schöpfung kurkölnischer Landesburgen geblieben und unter den Backsteinbauten am Niederrhein sicher die stattlichste. Der mächtige Bergfried einer der größten Wohntürme des Landes (Abb. 64, 65). In dem Hauptburgflügel liegen übereinander zwei 33 m lange Säle. Reste von Wandmalereien, Einzelfiguren der Erzbischöfe von Köln, Konsolenreste, die einstens eine Tribüne zu tragen hatten, erzählen davon, wie überreich der Palas geschmückt war, bevor die Franzosen im Jahre 1689 die Burg in Brand steckten. Breite Gräben umgeben sie, in deren stillem, dunklen Wasser sie sich widerspiegelt (Abb. 62). Es ist ein stimmungsvolles Bild von großer Farbenpracht. Gegen den blauen Himmel ragen die roten Backsteintürme auf. Und das Grün des Efeus überwuchert wieder die Mauern.

Abb 66. Hambach. Ecktürme der ehemaligen jülichschen Landesburg

Ähnlich den kurkölnischen Landesburgen hatten die Grafen von Jülich, nachdem ihnen Siegfried von Western-

burg 1278 das „castrum apud Juliacum“ zerstört hatte, in Hambach eine ausgedehnte neue Burg errichten lassen. Sie hat im Laufe der Jahrhunderte manchen Brand und manche Belagerung, im 16. Jahrhundert aber auch durch Herzog Wilhelm den Reichen einen prächtigen Ausbau erfahren. Im 18. Jahrhundert verfiel der unbewohnte Bau nach und nach. Von der alten rechteckigen Anlage stehen nur noch drei der vier Ecktürme. Gewaltige, ungegliederte Kyklopen, die an der Landstraße Wache halten (Abb. 66).

* *
*

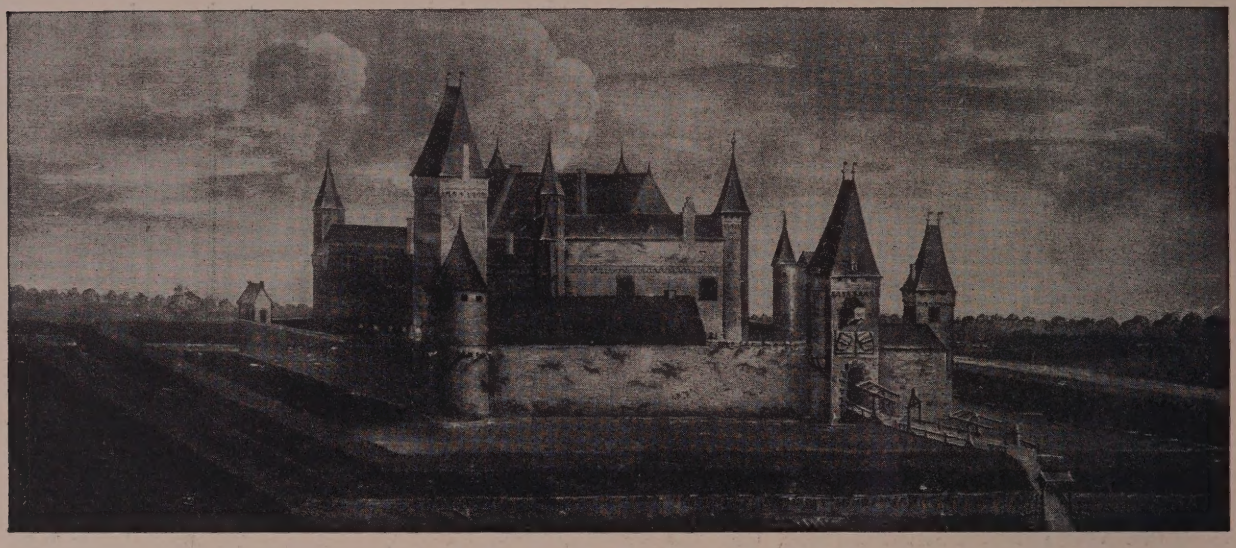


Abb. 67. Die ehemalige Burg Krakau bei Krefeld.

Im Osten der Stadt Krefeld liegt ein einstöckiges Herrenhaus aus dem 18. Jahrhundert mit einem anmutig gebrochenen Dach der Mansarden. An seinen Ecken heben zwei Pavillons ihre Hauben ein wenig über das Dach hinaus. Und in der Mitte das zweistöckige Torgebäude. Haus Krakau. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts stand an seiner Stelle die Burg Krakau oder Creikowe, Craickouwen, Crackauen, Craykkau usw. Nur wenige Mauerreste sind von dem alten Bauwerk im Erdboden noch erhalten. Aber die Anlage hat uns ein Bild vom Jahre 1647 überliefert (Abb. 67).

Das Hochschloß des 14. Jahrhunderts mit dem späteren Ausbau. Eine regelmäßige Anlage. Gegenüber dem Palas im Mauerzuge der herausragende Bergfried. Um das Hochschloß lief der rechteckige Mauerbering der Unterburg. Neben dem Torturme hing, über dem inneren Graben schwebend, die „Kommodität“ des Torwächters. Ein zweiter Wassergraben kreiste noch einmal um die ganze Anlage, deren regelmäßige Gestalt uns auch ein Krefelder Stadtplan vom Jahre 1819 bestätigt.

Der Name der Burg ist ebenso seltsam wie das alte Bild. Der Bau soll von einem polnischen Edelmann stammen, der gemeinsam mit Dietrich Graf von Moers im Jahre 1370 in Preußen gekämpft hat. Das ist Sage. Die Burg ist mit der Geschichte der Stadt Krefeld auf das engste verbunden. Beide haben vielleicht denselben Namensursprung: Krefeld, Krähenfeld. Krakau, Krähennest. Kaue, Kawen usw. heißt der geschlossene, eingefriedigte Platz, der Stall, das Nest.

Und es war in der Tat auch ein Krähennest, das die Grafen von Moers zum Schutze Krefelds angelegt, nicht lange nachdem der Ort im Jahre 1373 zur Stadt erhoben war und von Kaiser Karl IV. Marktrecht erhalten hatte. Aber es war für Krefeld weniger eine Schutzburg, mehr eine Zwingburg.

Toll ging es zu auf den Krefelder Landstraßen, als Vincens Graf von Moers (1448—1493) auf Krakau saß. Diese seltsame Mischung von frommem Kloster- und Kirchenstifter und schlimmstem Wegelagerer, von Landesherrn und Strauchdieb. Er war indes kein gewöhnlicher Wegelagerer. Die Zeit unterschied viel zu fein zwischen dem gewöhnlichen Strauchdieb und dem kommentmäßigen, dem honorigen. Die gewöhnlichen, ohne festen Wohnsitz und ohne Wappen, gehörten natürlich an den Galgen, auf den Rabenstein, an das Schreckensgestell, wo die schwarzen Vögel krächzen und kreisen. Die vornehmen, die auf Ehre und Reputation hielten, saßen auf ihrer festen Burg und trugen ein „Nihil Sine Deo“ oder „Deus Spes Mea“ im ritterlichen Wappen. In der Burg und dem Wappen lag zwar nicht allein die Honorigkeit, sondern in der offiziellen Ankündigung zum Rauben.

Das machte man etwa so: Am 13. Juli 1458 erschien am Stadttore zu Moers ein Knappe und hielt dem Torwächter an der Spitze seiner Lanze über den Stadtgraben einen Zettel mit Siegeln an den Grafen von Moers. „Wetet edel Vincentius, Greve to Moirse ind to Sarwerden, dat wy Flores van Myrler, Thysken van Kessel, Hinrick van Engelsem, Lubbert van Bermentloe, Hermann Lauchinck ind Dierick van Bueren anders genannt Swagher lieber heben Dirick van der Horst ind willen ihm hulpen 1458 up Margartendag.“ Wenn man solche Formen einhielt, dann noch drei Tage verstreichen ließ, dann hatte man allen Forderungen des Ehrenkodex der streng nach Satzungen lebenden Gentleman-Räuber genügt, war kein gewöhnlicher Strauchdieb und konnte nicht mehr an den Galgen, wenn man Moerser Bauern und Kaufleute überfiel, festnahm und ihnen Herden und Wagenzüge raubte. Das allerdings waren keine ritterlichen Fehden mehr. „Haust Du meinen Juden, hau ich Deinen Juden.“ Das war einträglicher und weniger gefährlich.

Sollte der Landesherr, Vincens Graf von Moers, es anders machen als die freien Herren der Nachbarschaft? Da lag das feste Linn. Machten es die Herren und Amtmänner dort denn irgendwie anders? Linn und Krakau wetteiferten in Strauchdiebereien. Krakau blieb hinter dem Raubgesindel von Linn nicht zurück.

Aber Graf Vincens hatte ein wenig zu toll mit seinen Geldern gelebt. Der Krieg für das Herzogtum Geldern, dessen Stände ihn zum Schirmherrn gewählt hatten, gegen den mächtigen

Abb. 68. Kaiserswerth. Nach Merian.

Herzog von Burgund und andere Abenteuerfahrten hatten seine Finanzen erschöpft. Das war wohl ganz einträglich, Bauern und Kaufleute so lange auf Krakau festzuhalten, bis das Lösegeld eintraf. Aber das konnte Graf Vincens' Schuldenlast nicht mindern. Größere Summen bekam man von den reichen Dynasten, Klöstern und Herren nur gegen ein Pfand. Es blieb Vincens schließlich nichts anderes übrig, als sein Räubernest Krakau im Jahre 1484 für 14 146 Gulden an Graf Oswald von dem Berge zu verpfänden.

Durch neue Verpfändung, Erbschaft und Eroberung wechselte die Burg im Lauf der Jahrhunderte ihren Besitzer. Auf Oswald von dem Berg folgte schon 1489 Kurfürst Johann von Trier, 1493 Graf Wilhelm von Wied. Seit 1502 saßen die Drosten des Herzogs von Geldern auf Krakau, seit 1530 wieder die Grafen von Moers. 1561 geht es in Pfandschaft an Bertram von der Lipp über. Durch Heirat bald darauf an Dietrich von Millendonck. 1570 nimmt der Graf von Moers seine alte Burg mit bewaffneter Hand. 1586 hausen während der Stürme des Truchsessischen Krieges die Truppen des Herzogs von Parma auf Krakau und befestigen die Burg. 1592 vertreibt sie Salentin von Isenburg. Krakau fiel an Walburga, Gräfin von Moers und Neuenahr, die es 1601 Moritz von Oranien vermacht.

Abb. 69. Cleve. Das Binnentor. Nach einer Darstellung vom Jahre 1745

Wer auf Krakau saß, zählte auch zur Zunft der Strauchdiebe. Das war nun einmal geheiligte Krakauer Tradition. Und es war

ganz gleichgültig, ob die Herren oder Drosten der Herrlichkeit Krakau und Krefeld spanisch oder oranisch, moersisch oder kurkölnisch waren. Im Jahre 1678 gab Wilhelm von Oranien, König Wilhelm III. von England, den Befehl, die Burg zu schleifen. Krefeld atmete auf.

Der Stützpunkt deutscher Kaisermacht am Niederrhein war, als die Krakauer und Linner Handel und Wandel auf den Landstraßen störten, längst nicht mehr in kaiserlicher Hand. Das Haus der Staufer war dahin. Ihre niederrheinische Pfalz Kaiserswerth war seitdem andauernd verpfändet. Zuerst an Jülich, dann an Cleve, bis es an Kurköln fiel.

Auf einer Rheininsel hatten schon die Karolinger Könige einen königlichen Hof und die Sachsenkaiser eine feste Pfalz. Es war des Kaisers Insel, des Kaisers Werth. Auf diese Insel hatte Barbarossa den Rheinzoll von Thiel verlegen lassen und hier 1184 eine Strom und Land beherrschende neue Burg errichtet. In den Kämpfen der Staufer und Welfen konnte Graf Adolf von Berg die Insel nur bezwingen, indem er vom Ufer aus einen Damm in den Strom baute. So gelangte Kaiserswerth aus dem Wasser an das Land. Kurfürst Salentin von Köln (1567 bis 1577) hat später umfangreiche Neubauten vorgenommen. Aber das Bombardement der Alliierten hat 1702 das altehrwürdige Denkmal deutscher Kaisermacht vollkommen zerstört.

Heute führt mitten durch die Pfalz der von breiten Baumkronen bestandene Hochwasserdamm. Und der Palas Barbarossas zeigt dem Strom nur seine kahlen Wände. Ausgrabungen haben indes im Jahre 1900 den Grundriß und den Umfang der alten Pfalzanlage freigelegt*. Das Bild entspricht den alten Ansichten in Meissners Thesaurus philo-politicus und Merians Topographia Westphaliae aus dem 17. Jahrhundert (Abb. 68).

Abb. 70. Heinsberg. Das Binnentor. Vgl. Abb. 71.

* Grundriß bei Clemen: Untersuchung und Ausgrabungen der Hohenstaufenpfalz in Kaiserswerth. Berichte über die Tätigkeit der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in der Rheinprovinz. V. 1900. S. 30—40.

Abb. 71. Heinsberg. Binnentor. Vgl. Abb. 70.

Aus einer mehrhöfigen Burg ragt der gewaltige Bergfried auf. Durch das Tor des Clever Turmes gelangt man zur Kirche des heiligen Suitbertus. Auf dem versandeten alten Rheinarm war eine Stadt entstanden.

* * *

Um die Landesburg oder die Pfalz der Gaugrafen sammelt sich die Stadt. So in Aachen, Zons, Zülpich, Kempen, Lechenich, Cleve, Heinsberg usw. Und ein Graben, später eine Wehrmauer mit Toren und kleinen Wachthäuschen, zieht um die Ansiedelung einen Ring. Die Terrainverhältnisse der Burg bedingten die Anlage der Stadt.

Abb. 72. Cleve. Blick auf die Reformierte Kirche und den Schwanenturm.

Liegt sie auf einer langgestreckten, schmalen Anhöhe wie in Cleve, in Heinsberg oder Wassenberg, so gruppiert sich die städtische Ansiedelung fächerförmig um den Burghügel (Abb. 34). Die Hauptstraße führt an ihrem Fuß vorbei und muß das hier in der Mitte gelegene Mittel-, Binnen- oder Innentor passieren (Abb. 69). Das Straßenbild erhält, von beiden Enden aus gesehen, eine malerische Unterbrechung und eine kleine, geschlossene Platzanlage.

In Cleve ist leider das Binnentor längst gefallen und nur auf alten Stichen des 18. Jahrhunderts noch zu erkennen (Abb. 69). Das Heinsberger Tor steht aber noch (Abb. 70, 71). Aus der einen Ecke ragt der spätgotische Treppenturm des Rathauses heraus, das auch in den oberen Räumen des Innentores sich häuslich eingerichtet hat. Gegenüber, in jenem stattlichen Rokokohaus, das Couven aus Aachen oder sonst ein Baumeister, der ihm nahestand, im Jahre 1772 errichtete, wohnt der Pfarrer (Abb. 71).

Vom Mauerbering her suchen schmälere Radialstraßen die Hauptstraße auf. In Cleve diktiert ihnen der hochragende Schwanenturm die Richtung. Zu seinen Füßen gibt die breit gelagerte backsteinerne Fassade der Reformierten Kirche dem Sträßchen, das von dem Großen Markt hinunterführt, den wirkungsvollen Bildabschluß (Abb. 72).

Abb. 73. Köln. Der Lichhof am Chor von St. Maria im Kapitol.

Wenn aber der stadt- und festungsbauende Fürstenwille zur Sicherung des Landes in der Niederung aus einem Gusse eine neue Burg- und Stadtanlage schafft, da die ältere durch Sturm und Krieg zerstört, so entsteht — Zons (Abb. 55) und Lechenich (Abb. 63) wären die bezeichnendsten Beispiele — eine rechteckige oder quadratische Anlage, in deren einer Ecke sich die Burg erhebt. Das ist denn kein natürlich und allmählich erst Gewordenes, wie bei den anderen Städten, die vor und nach sich auswuchsen wie eine Baumkrone oder ein Baumstamm, der seine Ringe immer größer zieht. Hier lag von vornherein ein fester Plan vor, für den vielleicht das römische Kastell am Niederrhein das Vorbild gab.

Städte, die an den großen Römerstraßen oder längs dem Strom sich bilden, ziehen lang und schmal dahin. Die alte Landstraße ist als die natürliche Hauptstraße der wachsenden Stadt nicht selten die einzige wichtige Verkehrsader geblieben und schreibt der weiteren Ausdehnung die Richtung vor. Ein Marktplatz will dem Hin und Her des langen Straßenzuges einen Sammel- und Ruhepunkt verschaffen. Hier liegt das Rathaus. Die Querstraßen sind meist bedeutungslos geblieben. Goch, Calcar, Xanten und Neuß sind Beispiele dieser schmalen, langen Stadtgebilde (Abb. 21).

Im Flachlande aber, wo weder Strom noch Berge dem Wachsen einer städtischen Besiedelung Schranken setzen, ist sonst ein polygonales, gleichmäßiges Sichausbreiten der vorherrschende und charakteristische Typ des Stadtbildes geworden. Sein Kern ist die Kirche, der Kirchplatz, umstellt von niedrigeren Häuschen, die hier, abseits vom Treiben der Hauptstraßen, ein stimmungsvolles Plätzchen schufen. Vor diesem Kirchplatze liegt im Zuge der Landstraße der Markt. Die gar nicht übermäßig hohe Kirche wirkt wie ein Riese, weil sich die kleinen Häuschen der einschließenden Immunität diskret und so bescheiden zu ihren Füßen zu gruppieren wissen.

Mitten im Großstadttreiben Kölns kenne ich einen stimmungsvollen Winkel. Eine alte Immunität. Den sog. Lichhof am Chor von St. Maria im Kapitol (Abb. 73). Vom Heumarkt und dem Gäßchen „Vor St. Martin“ führt eine Stiege hinauf auf den Chorbau. Und den kleinen Chorplatz schließt links an der „Wohnung des Organisten uff der Trappen bei S. Marien“, wie Weinsberg, der Kölner Patrizier, in seinen Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert die Singmeisterhäuschen nennt, das alte Dreikönigenpförtchen. Ein reizvolles

Törchen. Hier war die Stelle, wo die Reliquien der heiligen drei Könige im Jahre 1164 aus dem zerstörten Mailand feierlichst in die Stadt getragen wurden. Und in Erinnerung an dieses Ereignis erhielt das Törchen im 15. Jahrhundert seinen Schmuck. In den Nischen über dem Eingange stehen nach dem Lichhofe zu, gegen den blauen, besternten Himmel des Hintergrundes sich abhebend, in ihrer mittelalterlichen Farbenfreudigkeit die Gestalten der Gottesmutter mit den anbetenden heiligen drei Königen des Morgenlandes. Die Wappenschilder sollen ebenfalls an den ereignisvollen Tag vom Jahre 1164 erinnern. An Friedrich Barbarossa, den Stifter der Reliquien; an den Kölner Erzbischof und Kanzler für Italien, Rainald von Dassel, den Überbringer der Reliquien; dann an Konrad von Hochstaden, den Erbauer des Domes, der unter seinem Chor die Gebeine der heiligen drei Könige aufnahm; an Erzbischof Ruprecht von der Pfalz, unter dessen Herrschaft im 15. Jahrhundert das Pförtchen errichtet wurde. Der Stolz des Kölners auf die große Geschichte seiner Stadt war der beste Konservator des Dreikönigenpförtchens und der Immunität von St. Maria im Kapitol.

Die Niederlande sind noch so reich an diesen malerischen Bildern. Bei uns am Niederrhein aber schwinden sie vor und nach. In Ürdingen, Goch, Kempen, Calcar, Xanten (Abb. 19—21) und Rheinberg ist wohl der alte Stadtkern der Immunität und des Kirchplatzes noch zu erkennen*. Aber wie lange noch? Durchbrüche und das verhängnisvolle Freilegen der Kirche, das Abtragen der kleinen Häuschen der Immunität, an deren Stelle aufdringlich lärmend die Häßlichkeit sich breit macht und den Kirchenbau erdrückt, nehmen uns doch allmählich die reizvollen Stadtkernbilder, aus denen einst die niederrheinischen Städte und Nester entstanden sind!

An einer Wegekreuzung hatte man ein Kirchlein errichtet. An dem ovalen Häuserring des Kirchplatzes gleiten die Landstraßen vorbei und begrüßen sich,

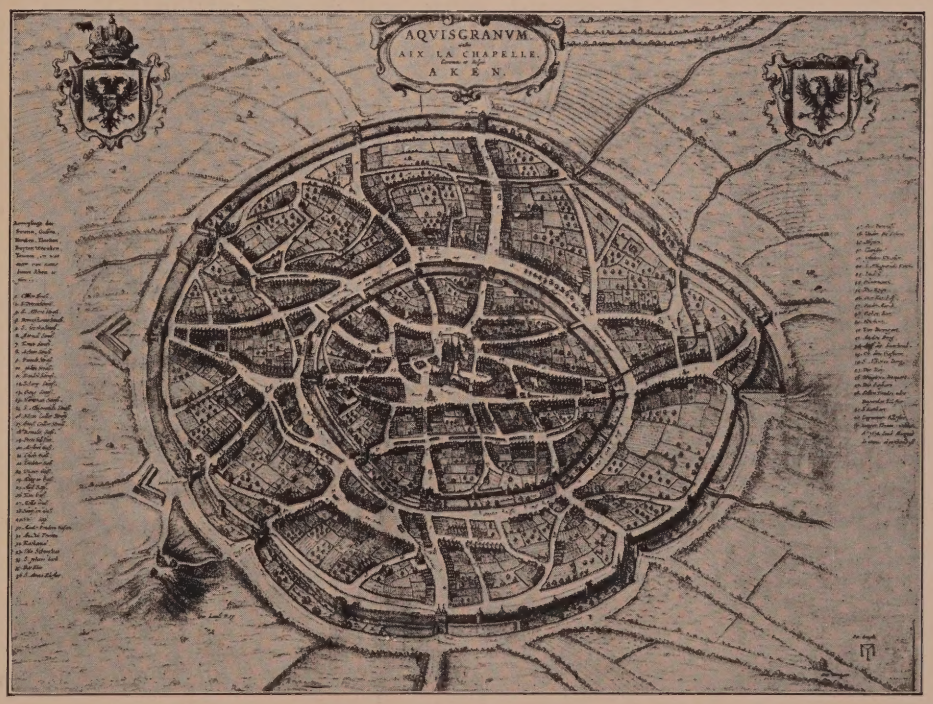


Abb. 74. Aachen. Perspektivischer Stadtplan von Wenzel Hollar 1656.

* Quedenfeldt: Einzelbilder Nr. 5, 163, 164, 167, 173, 246, 347, 350, 354, 541, 542, 656, 973, 1054, 1163, 1238, 1274, 1358, 1393, 1405.

Abb. 75. Aachen. Stadtplan.
Aufnahme des Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz.

fuori le mura, auf dem Marktplatze (Abb. 74–76). An den vier Hauptstraßen siedelte sich der Gewerbetreibende an. Der Ort um den Kirchplatz wuchs, und man schloß ihn, dem Stadtkern entsprechend, mit Gräben, und dort, wo diese die vier Hauptstraßen treffen, mit Toren ab. Tiefe Gärten ziehen sich hinter den Häusern dieser Straßen hin. Auf den gekrümmten Verbindungswegen gelangt man zu den Scheunen und Häuschen der Ackersleute. Hinter dem Wall und der Stadtmauer wohnt in meist einstöckigen, aber oft malerisch gruppierten Nestern der kleine Mann, der Tagelöhner und die Armut. So sind die Städte in Aachen, Kempen, Zülpich, Düren usw. um eine Wegekreuzung gewachsen.

Da haben sie mauern umb die stadt gefuehrt,
Mit vier pforten beschlossen, wie einer stadt gebuehrt.
Die pforten stehen nach den vier haupt-winden.
Vor jeder pfort steht eine schoene linden.
Jedes thor wird mit vier pforten beschlossen.
Eine aufziehende brück ist noch darzwischen.
Die schiess-pforten haben sie daneben,
Mit ketten und schlösser die pforten umbgeben.
Zwei Wassergraben umbgeben die stadt,
Zwischen denen sie einen schoenen wall hat.
Die pforten seynd hoch und schoen auffgesetzt,
Dass allen denen fuerbey gehenden die augen ergoetzt.
Schoen thuerm in den mauern auffgefuehrt seynd,
Wovon ein schrecken solt holen der feyndt.

So erzählt ein altes Gedicht von der Umwallung des früheren Kempen.

Abb. 76. Aachen. Nach Merian.

Auf dem alten Aachener Stadtplan Wenzel Hollars vom Jahre 1656 sieht man anschaulich (Abb. 74), wie diese Stadt im Laufe der Jahrhunderte entstanden ist. Ihr Herz ist das altehrwürdige Münster und die Pfalz Karls des Großen, auf deren Fundamenten das 14. Jahrhundert den Rathausbau errichtet hat. Vor dem nördlich gelegenen Rathause und der Südseite des Münsters erweitern sich die einmündenden Landstraßen zu Plätzen (Abb. 75).

In fränkischer Zeit wird Aachen vielleicht nicht größer als dieser Stadtkern gewesen sein. Die Stadt Karls des Großen mag dem römischen Aquis Grani entsprochen haben. Aber wir wissen nichts Genaueres. Um 1171 zog man dann um die Ansiedelung außerhalb der römisch-fränkischen Anlage einen Wall und Graben. Wenzel Hollars Plan zeigt deutlichst ihre alte Spur. Und die Straßen, die später sich hier bildeten, haben bis heute die Erinnerung an das romanische Aachen erhalten. Sie heißen alle Graben, Hirschgraben, Templergraben usw.

Die Stadt wuchs weiter vor den Toren. Um 1300 begann man einen äußeren Wall zu ziehen. Teile der Stadtmauern sind heute noch zu sehen, sogar noch einige Mauertürme. Und von den stattlichen Stadttoren haben zwei sich noch in unsere Tage retten können: das Ponttor (Abb. 108) und das Marschiertor (Abb. 102).

Der Stich in Merians „Topographia Westphaliae" vom Jahre 1650 (Abb. 76) zeigt die Stadt, aus deren Mittelpunkt die Pfalz- und Grabeskirche Karls des Großen, dahinter das

Rathaus sich erheben. Runde, auch wohl viereckige Wehrtürme unterbrechen den Zug der Stadtmauer, meist dort, wo diese einen Knick macht. Und an den Stadttoren endigen die Hauptstraßen. Links die Jakobstraße an dem ehemaligen Jakobstor. Der nächste Wehrturm, der sogenannte Lavenstein, steht heute noch im Boxgraben. In der Mitte des Bildes beschließt die Franzstraße das Marschiertor (Abb. 76 u. 102). Rechts sieht man das Lothringer Tor. Doch dieses Tor ist längst schon abgetragen.

Über die Stadtmauern hinaus ragen auf dem Merianschen Stiche die Baumkronen der großen Privatgärten. Und neugierig schauen die Giebelfenster der Fachwerkhäuser ins Land, hinüber nach der hochgelegenen Abtei zu Burtscheid.

Die Anlage einer massiven Stadtmauer begann erst verhältnismäßig spät. Neben den Stadttoren bestand anfänglich die Befestigung nur aus Erdwällen und Wassergräben. Selbst in Köln waren die mächtigen Stadttore längst vollendet, als noch keine Mauer die Stadt umgab, nur Gräben*. Und erst im 14. Jahrhundert begann man mit dem Bau des Mauerringes.

* Vgl. darüber ausführlich mit Literaturangaben bei Jos. Hansen: Stadterweiterung, Stadtbefestigung, Stadtfreiheit im Mittelalter in Köln. Mitt. des Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. V. S. 7 ff.

Abb. 77. Nideggen. Blick auf das Dürener Tor vom Marktplatz aus.

Düsseldorf und Rheinberg erhielten allerdings schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts den festen Bering. Das mögen die ältesten Beispiele unserer Heimat sein. Das Städtchen Waldfeucht hat aber nie eine Mauer erhalten. Der alte Graben mit seinen Wällen schließt noch heute die verlassene, einsame Siedelung ein. Nur ein halber Wehrturm und zwei schlichte kleine Tore waren der steinerne Schutz der Befestigung, der interessanten Anlage vom Jahre 1379, die ziemlich erhalten auf uns überkommen ist.

Bei den anderen Städten, die sich im Laufe des 14. und des folgenden Jahrhunderts mit einem Mauerring umgaben, ist dieser nicht immer vollendet worden. Auch in Zons nicht. Das Aufkommen der Feuerwaffen überraschte den mittelalterlichen Festungsbau am Niederrhein in halb fertigem Zustand. Der fortifikatorische Wert der hohen Stadtmauern und Türme war dahin. Das niedrige Rondell oder die Batterie, deren Geschütz den Graben bestrich, war wichtiger geworden. In Jülich begann dann im Jahre 1548 der Bologneser Baumeister Alexander Pasqualini nach italienischem Bastionssystem den Neubau einer Zitadelle (Abb. 109). Das ist die glänzende Einleitung eines neuen Kapitels der niederrheinischen Befestigungskunst.

Abb. 78. Zülpich. Blick auf das Weihertor vom Marktplatz aus. Vgl. Abb. 90.

Die Bau- und Entwicklungsgeschichte unserer Landesburgen und der Stadtbefestigung ist noch voll ungelöster Fragen. Bau- und Fortifikationsgeschichte sind hier nicht zu trennen. Edmund Renard hat einmal versucht, das schwierige Thema der Landesburg und Stadtbefestigung summarisch in einem Aufsatze zu behandeln*. Aber „unter der Feder drängt sich Frage auf Frage vor, und immer muß man sich gestehen, daß es sich um ein durchaus vernachlässigtes Gebiet der rheinischen Kunstgeschichte handelt". Das pietätlose Hinwegräumen durch die Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts hat eine Bearbeitung des Themas nicht unwesentlich erschwert. Selbst über der Geschichte der Kölner Stadtbefestigung schwebt immer noch das tiefste Dunkel!

Wie die Landesburgen, so sind auch die Städte und ihre Befestigung das Produkt der oft erbitterten Interessenkämpfe der einzelnen Dynastengeschlechter, auch wenn der Ort selbst keine Burg einschloß. Das Jahrhundert, das zu Cleve, Zons, Kempen, Lechenich usw. die Landesburg in ihren wichtigsten Hauptteilen errichtet hat, umgab nicht weniger denn sechzig Orte am Niederrhein mit Wällen und Stadttoren. Es lag im Interesse der Landesherren und der Verteidigung des Territoriums begründet, den Ansiedelungen Städterecht und die Erlaubnis, Tore und Gräben zu errichten, zu geben.

Abb. 79. Köln. Teilansicht der Stadt von Anton Woensam von Worms. 1531.

Das leuchtende Vorbild der mittelalterlichen Stadtbefestigung war Köln.

Am Rhein entlang hatte man, eingefaßt von zwei mächtigen Bollwerken, eine Wehrmauer gezogen. Zahlreiche enge Mauerpforten gestatteten dem Bürger, aus der eingeschlossenen Stadt

*Edmund Renard: Mittelalterliche Stadtbefestigungen und Landesburgen am Niederrhein. 1908. (Mitt. des Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. II. S. 135—161.)

an das Wasser zu gelangen, wie das auf alten Darstellungen noch zu sehen ist, vor allem auf der großen Stadtansicht vom Jahre 1531 von Anton Woensam von Worms (Abb. 79). Nach der Feldseite aber bewehrten nicht weniger als neun stattliche Torbauten die Stadt. Leider stehen heute von diesen nur noch drei: der Eigelstein, das Severinstor (Abb. 81) und das Hahnentor (Abb. 82). Auf der anderen Rheinseite stand damals noch wohlerhalten das römische Kastell zu Deutz. Das war der Ausgang der Kölner Stadtbefestigung. Köln folgten bald das kurkölnische Neuß und die anderen Städte am Niederrhein.

Der Hauptschmuck des Mauerringes war das Stadttor. Anfänglich nur eine überhöhte schlichte Pforte mit einem Wehrerker. Diesen ganz schlichten Typ zeigt noch das Heinsberger Tor in dem kleinen Gangelt. Oben hatte man wohl auch anstatt des Satteldaches oder einer schlichten Haube einen Zinnenkranz oder an den Ecken kleine Erkerchen angebracht. Dieser Tortyp kehrt in Zülpich beim Köln-, Bach- und Münstertor wieder (Abb. 78, 87), in Lechenich beim Bonner Tor. Hier könnte auch die ehemalige Wasserpforte am Fuß der Clever Schwanenburg genannt werden (Abb. 32). Torturm und Schloßturm zeigen denselben Aufbau, der sich vom Boden bis zum Zinnenkranze schmucklos erhebt. Beim Severinstor in Köln geht aber der aufsteigende Turm über einem quadratischen Unterbau, der die Torfahrt faßt, in das Achteck über. Der Außenbau gewinnt dadurch an Eleganz (Abb. 81) Kleine Zwickelkammern sollen den Übergang zum Unterbau herstellen. Das Zeitalter der Renaissance hat sie zu Geschütztürmen umgebaut.

Diese schlichten Turmpforten konnten ganz seltsame Gestalt annehmen; die eigenartigste Form das Kuhtor in Kempen (Abb. 80). Seine rechteckigen Eckpfeiler wandeln sich h och oben zu polygonalen Ecktürmchen, die das schmucklose, mit vierseitigem Pyramidendach bekrönte Turmmassiv noch überragen. Leicht und elastisch wie die Pfeiler einer gotischen Kirche steigt der Turmbau wie ein Riese aus der Stadt auf.

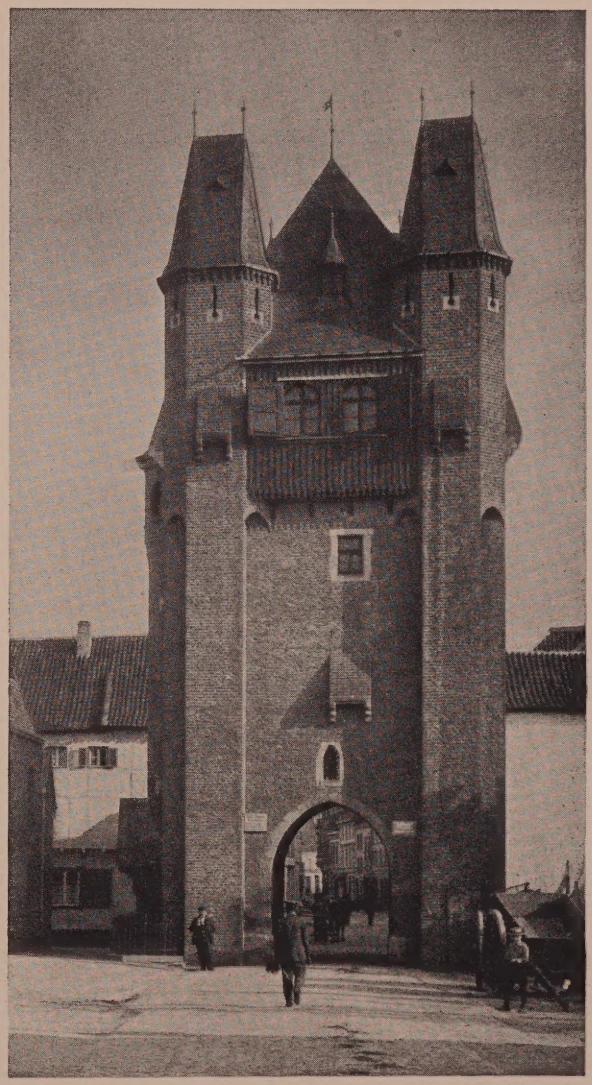


Abb. 80. Kempen. Kuhtor. Vgl. Abb. 107.

Über dem hausteinernen Tordurchgang steht segnend und schützend das Bild der Madonna. Sonst weiter kein Schmuck an dem ganzen Bau. Nur unter dem neuen Hausteinfenster eine Pechnase; weitere Pechnasen sind hoch oben an den Pfeilern angebracht. Das glühende Schwarz ergoß sich aus ihnen auf den Feind, wenn er wirklich einmal bis zum Toreingang über die einstige Brücke vorgedrungen sein sollte. Diese Schmucklosigkeit, der elastisch energische Auftrieb der Pfeiler, die erst hoch oben unter der Dachkappe angebrachten Schießscharten, die listig Ausschau halten, dazu der Maßstab niedriger Bürgerhäuser, das gibt dem Bauwerk den starken monumentalen Akzent. Links unten sieht man den überdachten Eingang zu den oberen Stockwerken

Abb. 81. Köln. Severinstor.

des Turmes. Hier lehnte sich einstens ein steinernes Treppchen gegen die Stadtmauer an.

Die Frage nach dem Baumeister des eigenartigen Torturmes kann nicht sehr schwerfallen. An der kurkölnischen Burg zu Kempen kehren dieselben Pendentifs wieder wie an den Turmpfeilern. Und es liegt nahe, in beiden Arbeiten das Werk desselben Baumeisters anzunehmen, des kurkölnischen Schultheißen und Kellners, Herrn Johann Hundt.

Ganz anders das Kölner Hahnentor (Abb. 82). Neben einer quadratischen Tordurchfahrt steigen zwei breite Halbtürme auf, die mit dem Mittelbau dieselben Stockwerkhöhen, dieselben Profile und den gleichen durchlaufenden bekrönenden Zinnenkranz teilen.

Abb. 82. Köln. Hahnentor.

Abb. 83. Jülich. Das Rurtor. Feldseite Vgl.. Abb. 105.

Abb. 84. Bergheim. Aachener Tor.

Beide Tortypen durchdringen einander, um die mannigfachsten Flankierturmlösungen zu entwickeln. Das Marschiertor zu Aachen (Abb. 102), eigentlich Porschiertor geheißen, entstellt aus porta porcetensis, im kleinen eine vollständige Festung, ist ein eindrucksvolles, wuchtiges Torgebäude, das wohl in Westeuropa nicht wieder seinesgleichen findet. Die Seitentürme stecken zu einem Drittel fest im Mauerverband der mittleren Durchfahrt. Ein steiles Pyramidendach deckt Seiten- und Mitteltürme gleichmäßig ein, anmutig belebt, wie auf den süddeutschen hohen Renaissancedächern, mit rhythmisch verteilten kleinen Luken. Und auf dem Sattelfirste thront vergnügt, als wenn es sich um ein Kapellchen der frommen Cisterzienser handelte, der Dachreiter.

Beim Rurtor zu Jülich (Abb. 83) lösen sich die seitlichen Halbtürme von dem Mittelbau und ragen über ihn hinaus, betrachten ihn als einen schutzlosen Durchgang nur, wenn sie nicht da stünden und Wache hielten. Nach der Stadtseite eine schlichte, überhöhte Mauerpforte (Abb. 105). Die schmalen Fensterschlitze geben den beiden massigen Torwächtern eine komische Physiognomie. Sie schielen mit den Augen nach der Torfahrt, achtgebend, wer ein

und aus geht. Vielleicht auch grinsen sie sich an, da ihnen das ewige Wachestehen langweilig wird. Der Mund verzieht indessen keine Miene. Das Gesicht wird dadurch noch verzerrter. Das 17. Jahrhundert hat den Türmen an Stelle der Zinnen und eines stumpfen Pyramidendaches lustig geschwungene Hauben aufgesetzt. Das Stadttor wirkt seitdem recht friedlich. Und wenn man sich ihm von der Landstraße nähert, könnte man glauben, daß Jülich zwei riesengroße Münchener Maßkrüge als Eingang in seine Stadt am Ende der Rurstraße aufgestellt habe. Auch bei dem Aachener Tor in Bergheim sind die Zinnen längst geschwunden (Abb. 84). Die Türme sind ganz rund aufgeführt und mehr noch als am Aachener Marschiertor von der Tordurchfahrt gelöst. Doch ein gemeinsames Dach bindet sie wieder fest an den Mittelbau. Eine ähnliche Anlage hat auch das Dürener Tor zu Nideggen, das auf den stimmungsvollen Marktplatz und das Marktkreuz führt (Abb. 77).

Die beiden gewaltigsten, heute noch erhaltenen, eintorigen Turmbauten sind in dem clevischen Goch das Steintor (Abb. 85) und in dem kurkölnischen Neuß das Obertor (Abb. 86). Zwei knuffig imponierende Kerle! Die runden Seitentürme haben sich hier noch mehr denn in Bergheim von ihrem Mittelbau emanzipiert. Sie tangieren ihn nur noch. Die spitzen Pyramidendächer betonen die Selbständigkeit, das eigene Ich der seitlichen Türme.

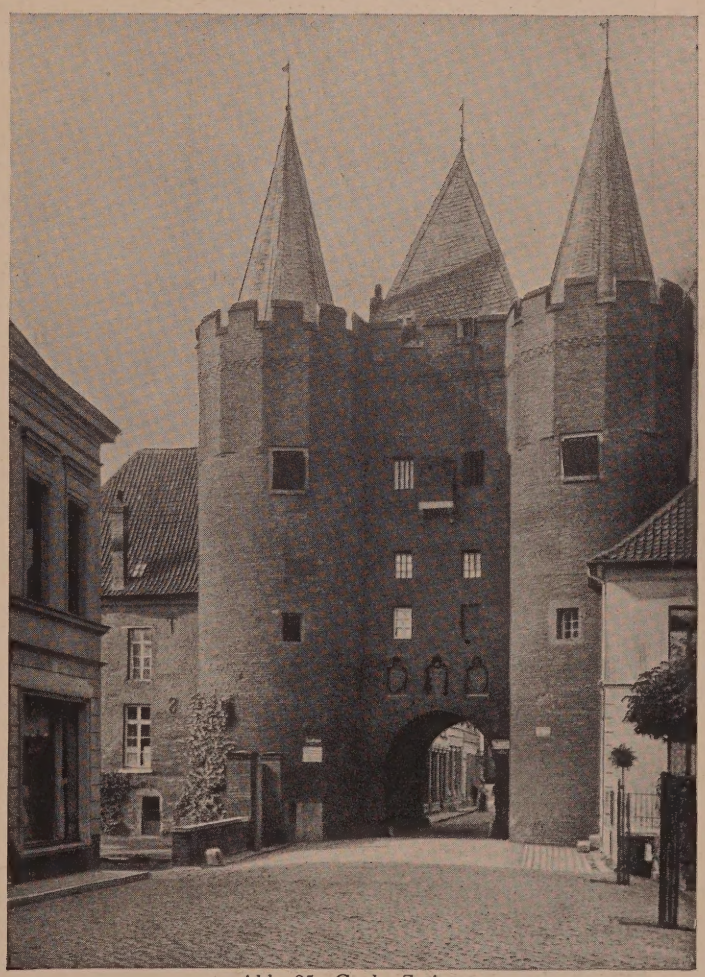


Abb. 85. Goch. Steintor.

Die Überleitung des oberen Teiles der Türme in Goch über kleinen Zwickeln aus dem Rund in das Zehneck gibt dem Aufbau eine eigene Gestalt. Das backsteinerne Tor zu Goch ist der monumentale Rest einer Stadtbefestigung, die ehemals neben den beiden doppeltorigen Vospoort und Meulenpoort noch 28 Wehrtürme in ihrem Mauerbering aufzählen konnte. Die Einnahme der Stadt durch die Franzosen hat 1672 den größten Teil der Anlagen zerstört.

Das altehrwürdige, um hundert Jahre ältere, schier unverwüstliche Obertor in Neuß kann aber von einer viel bewegteren und reicheren Geschichte seiner Vaterstadt erzählen (Abb. 86). Der kampf- und baulustige Kölner

Abb. 86. Neuß. Obertor.

Erzbischof Konrad von Hochstaden, der 1248 den Grundstein zum Dom in Köln gelegt, war auch der Bauherr des Neußer Tores und der Stadtbefestigung, und diese eins der drei Bollwerke, die Kurköln die Herrschaft am unteren Laufe des Stromes sichern sollten: Zons, Neuß und Rheinberg. Elf volle Monate berannen die Scharen Karls des Kühnen im Jahre 1474 und 1475 die Mauern von Neuß. Das Rheintor und 18 Wehrtürme schossen sie nieder. Das Obertor indessen blieb unversehrt aufrecht stehen, als die Burgunder nach 56 vergeblichen Stürmen auf die Stadt vor dem anrückenden Heer des Kaisers abziehen mußten. Seit diesem Ruhmestage führte Neuß voll Stolz den doppelköpfigen kaiserlichen Aar in seinem Wappen.

Aber das flache Land war durch die Söldner des Burgunderherzogs vollkommen verwüstet und im Inneren der Stadt 300 Häuser niedergebrannt. Hundert Jahre später brach das vollendete Unheil über den Ort herein. Kurfürst Ernst von Köln und spanische Hilfstruppen unter Alexander Farnese stürmten im Jahre 1586 die Stadt, die Adolf von Neuenahr, der Parteigänger des Gebhardt Truchseß, des von seiner Kirche abgefallenen Kölner Erzbischofs, besetzt hielt. Der größte Teil der Stadtmauern, das Niedertor und das Rheintor gingen zugrunde. Besatzung und Bürgerschaft wurden niedergemacht, die entvölkerte Stadt niedergebrannt. Nur wenige Häuser, der Dom des heiligen Quirinus und das Obertor ragten aus einem Trümmerhaufen noch hervor.

Nach dem Neus erobert war
Jamer, Ellendt erhub sich dar.
Die Stadt geplundert, angezundtt,
Die Mannerr gedodt und ellendt verwont.
Was uberbleib in solcher Nodt,
Mustens ir selbst sensonen vortt.
O, Neuss wie gar bistu vergehn,
Was nur wenig Huser in dir stehn.

Die Stadt hat sich von diesem Schlage nicht wieder erholen können. Kleine Ansätze und Versuche, die alten Befestigungen wieder auszubauen, machten der Dreißigjährige Krieg und die Züge Ludwigs XIV. zuschanden. Die Besatzung der Stadt wechselte zwischen kurkölnischen Truppen, Brandenburgern, Franzosen, Spaniern und Holländern. Aus einer blühenden Handelsstadt war eine unscheinbare Ackerstadt geworden. Und was von der alten Befestigung noch erhalten war, beseitigte pietätlos das 19. Jahrhundert.

Abb. 87. Zülpich. Münstertor.

Nur wenige altersschwache Mauerzüge und einige Mauertürmchen sind geblieben. Dann das unverwüstliche Obertor, das allen Stürmen standgehalten hat und heute noch seine kraftstrotzenden Türme aus dem Mittelalter in die Gegenwart hineinreckt. Die 35 Basaltschichten sind der ausgezeichnete Maßstab, um die gewaltige Höhe abzuschätzen. Wenn nur das nachbarliche Haus, ein Fabrikgebäude, sich nicht so aufdringlich in seine nächste Nähe drängte!

Die Seitentürme der Stadttore emanzipierten sich im Laufe des Mittelalters immer mehr vom eigentlichen Torbau. Sie traten viele Meter vor und schlossen hier ein niedrigeres vorderes Tor ein. Zwei Mauerzüge, im Inneren mit Bogenstellungen, über die ein Wehrgang läuft (Abb. 104), um den Graben zu bestreichen (Abb. 90), verbanden sie mit dem alten Mutterbau. So entstand das malerische Doppeltor mit dem Torhof. Das innere Tor gleicht einem Karren mit hohem Kutschersitz, die Türmchen des Vordertores den Köpfen von zwei Pferden (Abb. 88, 89).

Es war jetzt eine Toranlage geschaffen, die die mannigfachsten künstlerischen Lösungen erlaubte und in den Niederlanden und am Niederrhein, wie alte Stiche uns berichten können, die weiteste Verbreitung fand. Erhalten sind allerdings am Niederrhein nur drei: in Zülpich das Weihertor (Abb. 90, 78), in Xanten das Clever Tor (Abb. 88, 92, 103, 106), in Aachen das Ponttor (Abb. 108).

Abb. 88. Xanten. Clever Tor. Vgl. Abb. 103 106.

Die spätere Zeit der Feuerwaffe hat keinen repräsentativen und monumentalen Torbau mehr geschaffen. Wall und Bastion bildeten von nun ab den Schutz der Stadt. Das Stadttor nahm wieder die schlichte Gestalt der älteren Torpforten an. In Orsoy das Kuhtor (Abb. 93), einer der wenigen Reste der Befestigung nach der Zerstörung der Stadt durch die Franzosen im Jahre 1672. In Rees das schlichte Rheintor von 1600, durch das sich die Straße gewunden dahinzieht (Abb. 91). Vielleicht aber haben diese anspruchslosen Stadttörchen den stimmungsvollsten Reiz vor allen städtischen Toranlagen am Niederrhein. Und was sie mit moderner Bau- und Städtebaukultur verbindet, ist,

daß das fortifikatorische Moment so ganz zurückgetreten ist und, wie das Innentor in Heinsberg (Abb. 70, 71), die kleinen Törchen wieder ausschließlich Wohnbedürfnissen dienen und dem Straßenbilde einen wirkungsvollen malerischen Abschluß geben.

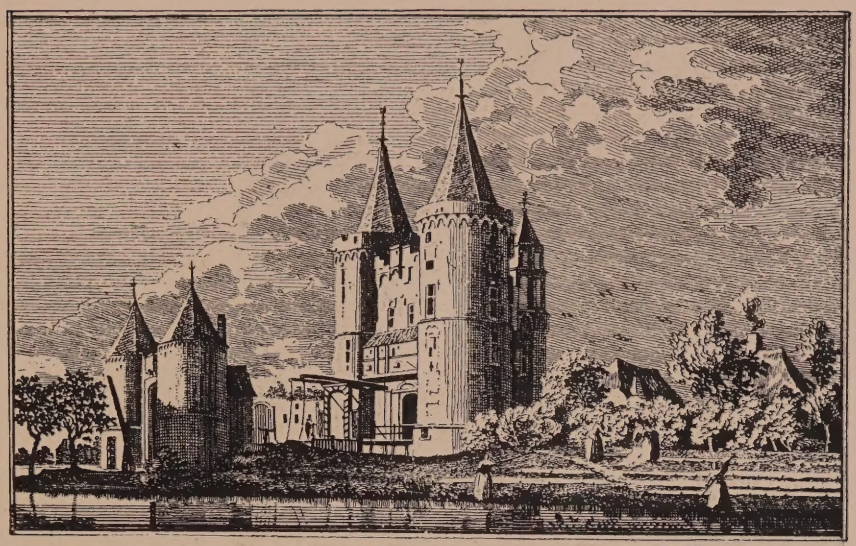


Abb. 89. Calcar. Das ehemalige Hanselarsche Tor im Jahre 1758.

Kirche, Stadttor und Mauerturm waren früher die interessanten Akzente, die einer Stadt die reich gegliederte Silhouette gaben. Der Mauerturm war dem 19. Jahrhundert eine überflüssige

Abb. 90. Zülpich. Weihertor. Vgl. Abb. 78 u. 104.

Abb. 91. Rees. Rheintor.

Sache geworden. Das Stadttor ein Verkehrshindernis. Man trug sie ab*. Seitdem fehlt dem Straßenbilde der malerische Abschluß. Der Wind von der Landstraße fegt durch die Straßen der Stadt. An Stelle der reich belebten, abwechslungsvollen Umrißlinie lagert die langweilige Monotonie einer Horizontalen über dem Ort. Nur der Kirchturm ragt noch hinaus. Aber ihm fehlen nach der Peripherie der Stadt zu der Übergang und die Vermittlung der Form und der Zeichnung.

Es sind nur wenige Städte noch, die hier und da das alte Bild erhalten haben. Wenn man von Calcar nach Xanten wandert, grüßen von fern schon die Wahrzeichen der Stadt herüber (Abb. 92). Links der Turm, der als Windmühle dient. In der Mitte die Türme des Viktordomes. Die Landstraße endigt am Clever Tor. Und wo die schattigen Linden die Straße verlassen, steht das reizvolle backsteinerne Wegekapellchen. Wie anmutig sich das alles gruppiert unter den einrahmenden Kronen der Linden! Wenn man in Merians alten Stadtbildern blättert, dann erst erfährt man, wie arm wir in unserem Reichtume im 19. Jahrhundert geworden sind.

Der alte Mauerzug, den die Städte gegen das Rheinufer bauten und der ihnen auch ein Schutz gegen die Flut war, ist nur noch in Rees erhalten (Abb. 3). In der Südostecke der Stadt stand das vorgelagerte, acht Meter hohe „Rondel". Das eigentliche Bollwerk und gleichzeitig der Eisbrecher. Heute ist die Terrasse mit Linden bestanden. Ein stimmungsvoller Ort, an dem das Auge in die weite Niederung schweift. Zwischen zwei zurückgelegenen Batterien hat sich ein Häuschen angebaut, hat eine Batterie als Stall übernommen, die andere als Balkon eingerichtet. Einige Meter weiter zur Stadt ragt noch ein alter Wehrturm auf.

* Über die Erhaltungsarbeiten unserer Stadttore vgl. Renard in den Berichten der Provinzial-Kommission in der Rheinprovinz. VIII. 1903. S. 14 ff. (Rurtor in Jülich). — Renard ebenda XIII. 1908. S. 111 ff. (Clever Tor in Xanten). — Thomas ebenda XVIII. 1913. S. 19 ff (Gangelt).

* *
*

Abb. 92. Xanten. Blick von der Calcarer Landstraße auf das Clever Tor. Vgl. Abb. 17. 21. 88.

Abb. 93. Orsoy. Kuhtor.

Als die Städte am Niederrhein Tore und Wehrmauern aufführten, war die Zahl der festen Steinhäuser noch gering. Die Kirche, die Burg, später das Rathaus. Die übrigen Häuser waren meist Fachwerkbauten. Auch auf den alten Stadtansichten des 16. und 17. Jahrhunderts überwiegt noch immer bei weitem das Fachwerkhaus. Köln hatte allerdings schon in früher Zeit, schon in den Tagen des romanischen Stiles, Hausteinhäuser aus festem Trachyt und Tuff. Das waren die Sitze des Kaufherrenpatriziates. Ich kann die Bauten in diesem Zusammenhang ganz übergehen. Ihre paarweise gekuppelten Rundbogenfenster mit Mittelsäulchen und das übrige Detail sind für den Niederrhein scheinbar bedeutungslos geblieben. Köln unterhielt damals enge kaufmännische Beziehungen zum Mittelrhein. Der Schmuck seiner romanischen Profanbaukunst ist der dortigen kirchlichen Baukunst entliehen. Köln selbst war in dieser mittelrheinischen kirchlichen Bauschule ein wichtiger Vorort.

Sieht man von den einzelnen Steinbauten des Kölner Patriziates ab, so ist das Rathaus, wenn nicht die Stadt eine Burg einschloß, lange der einzige monumentale Profanbau gewesen. Das Kölner Rathaus, um die Mitte des 14. Jahrhunderts errichtet, ist aber immerhin noch bescheiden. Im wesentlichen ein langgestreckter Saalbau. Oben mit einem Zinnenkranz (Abb. 188).

Dann kam das ereigniswichtige Jahr von 1396. Im Kampfe gegen die Geschlechter hatte das Bürgertum eine Verfassung errungen, die den Zünften gleiche politische Rechte gab und die Vorherrschaft des Patriziates zerstörte. Das Siegesdenkmal war der neue mächtige Rathausturm, angeblich aus dem konfiszierten Vermögen der vertriebenen Patrizier in den Jahren 1406—1414 errichtet*. Der monumentale Ausdruck politischer Macht des neuen Rates

* Renard: Köln. Fig. 92. — Vogts: Das Kölner Rathaus im Jahrbuch des Kölnischen Geschichts-Vereins. II. 1913. S. 1 ff. Abb. 1 und 3.

der Stadt. Der Reichtum der dekorativen gotischen Formen ist aber noch immer der kirchlichen Baukunst entlehnt. Erst die Stadt- und Kaufhäuser um die Mitte des 15. Jahrhunderts finden den richtigen Ausdruck für das demokratisch regierte Köln und seinen Wohlstand.

Im Jahre 1441 baute die Stadt ihren Bürgern „dat groisse koestliche dantzhuys dat men nempt Gürtzenich". Der Name stammt von einem Rittergeschlecht, das unweit Düren seine Burg Gürzenich und in Köln, dort, wo später das Tanzhaus errichtet wurde, sein Absteigequartier hatte. Der Kölner Besitz wechselte im Laufe der Jahre oft seinen Inhaber. Aber der alte Name blieb. Nach einem Brande vom Jahre 1410 übernahm einige Jahre später die Stadt das Terrain und begann 1441 einen Neubau. Im Jahre 1447 war der städtische Bau, den Johann von Bueren leitete und der „bei 80 000 Gulden und niet doiriunder gekost hait", vollendet (Abb. 94 u. 95).

Das Unternehmen muß Staunen erregt haben. Ein Saalbau, doppelt so groß wie der Ordensremter auf der Marienburg und größer als der Nürnberger Rathaussaal. Es ist bis heute der größte Saalbau in den Rheinlanden geblieben und der wichtigste Zeuge Kölner Geschichte. Hier, wo die Stadt ihre Feste feierte, empfing sie ihre fürstlichen Gäste. Kaiser Friedrich III. und seinen Sohn Maximilian, zu dessen Ehren im Jahre 1574 das große Tanzfest stattfand. Im folgenden Jahre versammelte sich in der Halle des Gürzenichs ein hohes kaiserliches Gericht. In den Jahren 1486, 1494, 1495 und 1502 begrüßte sie von neuem den deutschen Kaiser und im Jahre 1505 die stattliche Versammlung deutscher Fürsten und Abgesandter auf einem allgemeinen Reichstag*.

Dann freilich ward es lange ruhig im Gürzenich. Die Zeit froher Feste war vorüber. Bis sich im Jahre 1821 die Hallen den Niederrheinischen Musikfesten öffneten und der Karneval seinen Einzug hielt, Friedrich Wilhelm IV. von

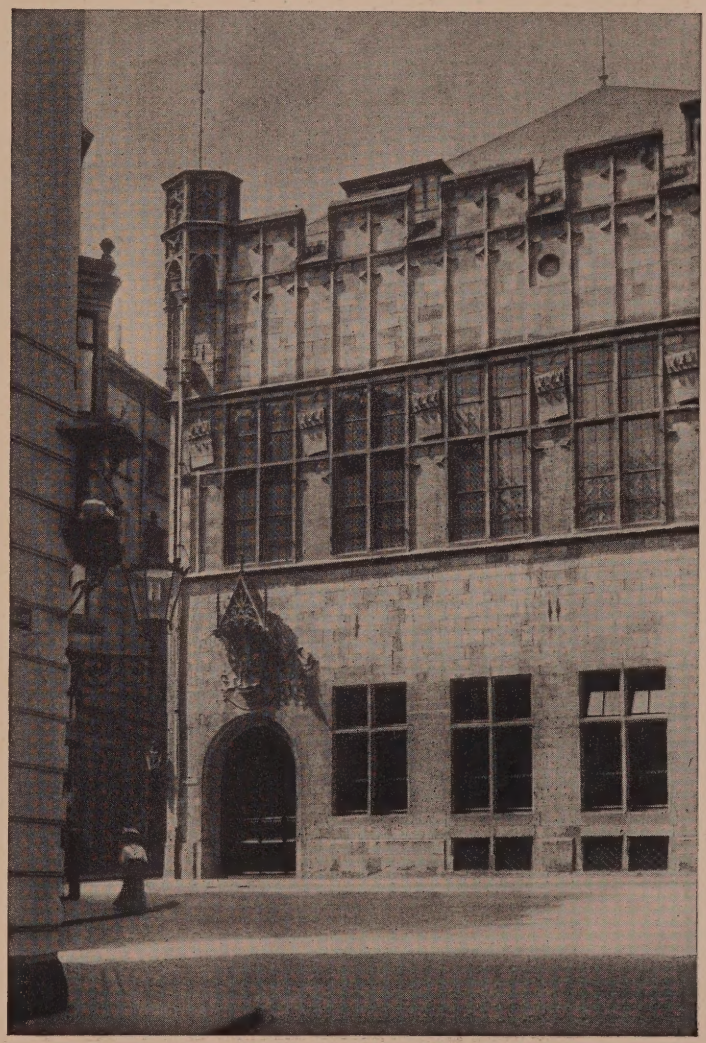


Abb. 94. Köln. Der Gürzenich. Vgl. Abb. 95.

* J. J. Merlo: Haus Gürzenich in Köln. Sein Saal und dessen Feste. Annalen des Historischen Vereins vom Niederrhein. Band 45. 1885.

Preußen und deutsche Fürsten im alten Tanzsaale sich zur Feier des Ausbaues des Kölner Domes im Jahre 1842 versammelten und einige Jahre später die glänzende Wiederherstellung des Gürzenichs beschlossen ward.

Statt der von der kirchlichen Baukunst entliehenen reichen Gliederung des Rathausturmes (Abb. 188) sind am Gürzenich die Wände ganz glatt behandelt (Abb. 94). Im oberen Stockwerk rahmen dünne Stäbe die hohen mächtigen Fenster ein. Von der Stadttorarchitektur borgte man sich den Zinnenkranz. Aus deren Ecktürmchen entwickelte man ein Ziermotiv, das für den weiteren Profanbau von großem Einfluß war.

In den letzten Jahren hat das alte Tanzhaus einen sehr wichtigen neuen Akzent im Mittelpunkt der Stadt erhalten. Die Schildergasse hat einen breiten Weg sich durch die Gassen der Altstadt zum Rhein und der neuen Rheinbrücke gebahnt, um dem Verkehr von Aachen durch Köln zu den rechtsrheinischen Kölner Industrievororten eine bequemere Verbindung zu schaffen. Dort, wo die neue Straße den einen Seitenflügel des Gürzenichs begrüßt, weitet sie sich zu einem Platz aus (Abb. 95). Es ist der neue Stadthaus- oder Gürzenichplatz. Ein Ruhepunkt in der belebten neuen wichtigen Verkehrsader Kölns. Der Platz wird einmal herrlich werden! In der einen Ecke ragt das ausgezeichnete neue Stadthaus auf. Und über seine Front wandert das Auge zu den neuen Kaufhäusern, die den Straßendurchbruch begleiten und in den beherrschenden durchlaufenden Hauptgesimsen einen klaren, ruhigen Rahmen ziehen. Die geschlossene Anlage wird, vielleicht in Arkadenstellungen im Untergeschoß, wie bei dem Stadthause, nach der Rheinbrücke zu ihre Fortsetzung finden. Die eine ganze Langseite des Platzes nimmt die Seitenwand des Gürzenichs ein. Der Bau wirkt in der Schmucklosigkeit und der Echtheit seines unverwüstlichen Gesteins, Basalt, Trachyt und Tuff, wie ein mittelalterlicher italienischer Stadtpalast. Köln darf stolz auf seine Stadtbaupolitik der letzten Jahre sein*!

Abb. 95. Köln. Gürzenich vom Gürzenichplatz aus. Vgl. Abb. 94.

* Richard Klapheck: Die Stadt Köln in ihrer neuen baulichen Entwicklung. Sonderheft der Modernen Bauformen. 1914. Juni. — Alfred Stooss: Kölns neue Entwicklung. Mitt. des Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. 1914. VIII. S. 164 ff.

Abb. 96. Calcar. Rathaus.

Wie der Kölner Festungsbau, so wirkte auch das Tanzhaus auf die profane Bautätigkeit der anderen Städte. Der herzoglich clevische Baumeister Johannes schuf etwa um dieselbe Zeit am unteren Niederrheine in dem Rathausbau zu Calcar ein Gegenstück (Abb. 96). Der imponierende Backsteinbau wirkt nicht weniger wie ein Palazzo Vecchio, wie eine kleine Festung in dem Orte. An seinen Ecken ruhen wieder oben kleine Ecktürmchen. Und sie sind auch nur Dekoration. Zwischen ihnen läuft der Zinnenkranz. Der schmale Treppenturm stammt erst aus späterer Zeit. Der Bau war früher noch trotziger.

Das ist der schönste Platz in Calcar, in dessen Mitte noch die alte Gerichtslinde mit ihrem Kranze niedriger Steinbänke steht. Das Rathaus nimmt auf dem großen Marktplatz wieder eine Wand für sich und ragt über die schlichten Backsteinhäuschen hinaus, die beide Langseiten einrahmen. Im Sommer, wenn am Spätnachmittag das Gold der Sonnenstrahlen das Dunkelrot der Backsteinwand am Rathaus aufhellt, wenn die Gerichtslinde in der Vollkraft ihrer Säfte den Reif ihrer dunkelgrünen Krone spannt und dehnt, wenn ein Tiefblau den Himmelsbogen wölbt, so um die Zeit, wenn es vom Turm von St. Nikolai aus der einen Marktplatzecke über die Häuschen der Immunität zur Vesper läutet, dann mag man unter dem Schutz der Bäume vor dem Gasthaus Kuyper ein paar Stunden von niederrheinischer Stadtbaukunst verträumen. Der Schatten der kleinen Häuser wächst zusehends in den Platz hinein.

Die Sonne sinkt. Und wie ihr leuchtend Gold sich mehr und mehr in feurig Rot versenkt, so färbt sich in dauerndem Wechsel auch der Rathausbau. Ein letztes aufflackerndes Leuchten noch an der Turmspitze. Dann webt der Abend dichter seinen feinen Schleier. Die Mühle hinter dem Rathaus hat ihr Klappern eingestellt. Der große Platz ist menschenleer. Calcar ist zur Ruhe gegangen. Und die abendliche Kühle trägt den Duft der Lindenblüten über den Platz.

Das Rathaus zu Rees (Abb. 97), das um dieselbe Zeit gebaut sein mag, hat nicht den stimmungsvollen Farbenreiz. Doch es ist in der Wucht der Tuffsteinblöcke eindrucksvoller. Seine Ecktürmchen sind zu Kammern ausgebaut. Der Seitenturm ist ein wirkungsvoller malerischer Abschluß der einen Straße, die zum Marktplatz will (Abb. 100). Aber bauliche Änderungen haben den schönen Marktplatz unglücklich gestaltet (Abb. 99). Einst lehnte sich an das Rathaus das nächste Bürgerhaus an. Hinter ihm ragten die beiden offenen Türme mit dem flachen Dache der Kirche hinaus, die gegen 1820 Adolf von Vagedes, dieser ausgezeichnete Klassizist vom Niederrhein, gebaut hat. Die alte Marktlinde rahmte rechts das wirkungsvolle Bild ein und vermittelte zu den übrigen Baumassen des Platzes (Abb. 98). Die Linde ist gefallen, das Rathaus freigelegt worden (Abb. 99). Die zu profane Kirche hat man etwas „christlicher“ umgestaltet, indem man ihr romanische Turmhauben von häßlicher Derbheit aufgesetzt hat. Die Kirche ist seitdem in ihren vornehmen Formen und Verhältnissen und ihren Beziehungen zum Marktplatz und dem Rathause karikiert.

Abb. 97. Rees. Rathaus. Vgl. Abb. 100.

Wenn das benachbarte Wesel seinem Stadthause ein reicheres Gewand gegeben hat, so hatte das schon seinen Grund. Hier, in dem Stapelplatz des unteren Nieder-

rheines, dem Herz des Clever Landes, dem seit dem Jahre 1350 zur Hansa zählenden Handelsplatze, blühte eine Bildhauerschule. Und ihre Meister zierten den Dom zu Xanten mit steinernen Kunstwerken an den Pfeilern. Reiches Stabwerk rahmt die hohen Fenster von Meister Conraets Rathausbau aus den neunziger Jahren des 14. Jahrhunderts ein (Abb. 101). Zwischen den Fenstern des Mittelgeschosses stehen unter reichen Baldachinen Statuen. Fächerbögen mit Nasenbesatz schmücken den Fensterabschluß. Über der reichen Attika steigen krabbenbesetzte Fialen auf.

Abb. 98. Rees. Marktplatz vor der „Restaurierung" der Kirche und des Rathauses.

* * *

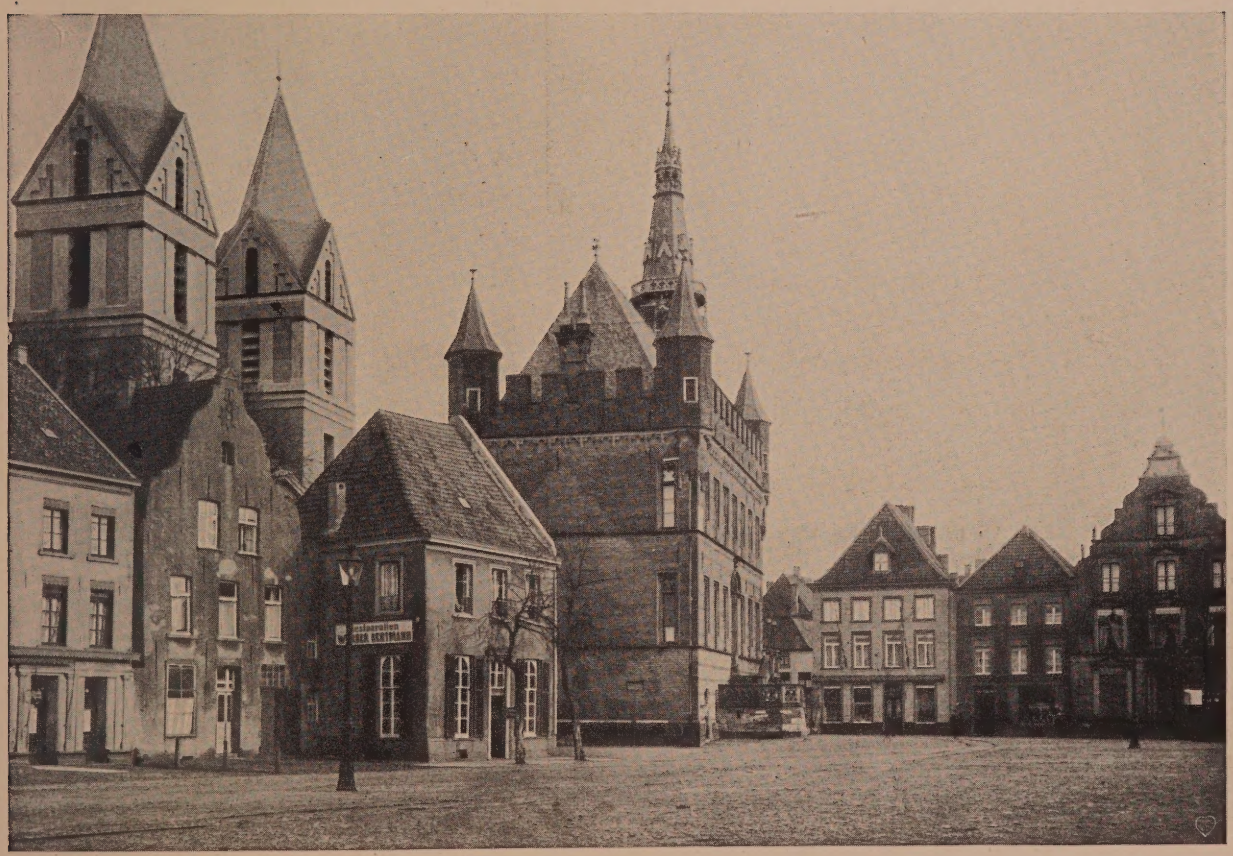


Abb. 99. Rees. Marktplatz, heutiger Zustand.

Ich komme scheinbar vom eigentlichen Thema ab. Ich wollte doch vom altheimischen Backsteinbau erzählen und rede so oft von Basalt, Trachyt und Tuff. „Altheimisch" ist schon falsch! Altheimisch ist in den Rheinlanden und damit auch am Niederrhein der Bau in dem natürlichen Gestein des Landes, bei dem die kirchliche Baukunst zum größten Teile auch geblieben ist. Bei Linz und Unkel ward Basalt gebrochen. Der Drachenfels gab seinen wetterharten Trachyt, das Brohltal, das Gebiet am Laacher See, den Tuff. Der Rhein trug diese Steine stromabwärts zum Bau des Viktorsdoms nach Xanten und des Schwanenturmes nach Cleve, der Rathäuser zu Rees und Wesel und weiter hinaus noch nach den Niederlanden, ja selbst nach Holstein und nach Skandinavien. In den südwestlichen Gebieten des Niederrheines benutzte man, da eine so bequeme Wasserstraße nicht vorhanden war, die dort heimische Grauwacke und den Rursandstein. So an den Stadttoren in Aachen (Abb. 102 und 108) und Jülich (Abb. 83). Wo Kurköln aber, das im Besitz der Brüche des Mittelrheines war, Stadttore und Türme aufbaute, da spielte der Basalt eine gewichtige Rolle, und Türme entstanden hier, die geradezu für eine Ewigkeit bestimmt gewesen.

Abb. 100. Rees. Rathaus. Vgl. Abb. 97.

Bei Rheinberg steht verlassen in den Rheinweiden ein sieben Meter hoher Turmstumpf. Es ist der Rest des ehemaligen Zollturmes, den der Magister Henricus Lupus für Siegfried von Westernburg errichtet und der früher als Wahrzeichen kurkölnischer Macht weit über die Stadt hinaus ins Land ragte*. Ein Meisterwerk der Technik! 143 Basalttrommeln in jeder Schicht nebeneinander gelagert. Und jede Schicht von einem Tuffsteinkranz getrennt. Das Sockelgesims aus wetterfestem Granit. Über 52 Meter der Umfang, über 16 Meter der Durchmesser. Ein Radius wie im Rundbau des Aachener Münsters! Auf der vier Meter dicken Umfassungsmauer könnte man bequem

* Abb. bei Quedenfeldt: Einzelbilder Nr. 345.

Abb. 101. Wesel. Rathaus. Aufnahme der Meßbildanstalt.

Abb. 102. Aachen. Marschiertor. Feldseite.

kutschieren. Das Obertor zu Neuß (Abb. 86) dokumentiert seinen kurkölnischen Ursprung schon in den Basalttrommeln. Weiter wären in Zons Burg Friedestrom und das Zolltor anzuführen (Abb. 53 und 57).

Allmählich aber tritt der Backsteinbau in die Erscheinung, am interessantesten in Zons. Über dem Unterbau aus Basaltquadern und Trachyt führt man den oberen Teil der Stadtmauer in Backsteinziegeln weiter. Und der nach außen zunächst ebenfalls aus Basalt und Trachyt angelegte halbkreisförmige Krötschenturm — halbmondförmig waren anfänglich nach dem Vorbilde der Seitentürme am Kölner Hahnentor die meisten Wehrtürme angelegt — ward nach der Stadtseite kreisförmig in Backstein ausgebaut. Dann folgten die schlanken Mauertürmchen und die breiteren Mauererker. Aber, wohl gemerkt, der Backsteinbau fand einstweilen nur zu Mauer- und Füllwerk Verwendung, für Profile und Konsolen benutzte man, wie wir sahen, doch weiter den wertvolleren Haustein. Der Formstein hat am Niederrhein nie jene Rolle wie in Norddeutschland, in Stendal, Tangermünde, Lübeck und Lüneburg, spielen können.

Die Geschichte des niederrheinischen Backsteinbaues hätte mit den Römern zu beginnen. Aber das Mittelalter setzte die Backsteinbautechnik nicht fort. Wenn es die alten Ziegel römischer Kastelle und Villen später wieder verwandte, so nur als Flick- und Füllmaterial.

Einsam und ganz vereinzelt steht dann der erste größere Versuch aus spätromanischer Zeit da, Türbögen, Wendeltreppen, Wandflächen und Gewölbe aus Backstein aufzuführen, am Ausgange des 12. Jahrhunderts in Barbarossas Kaiserpfalz zu Kaiserswerth*. Und damit drängt sich einem schon die erste ungelöste Frage auf in dem bisher so ganz vernachlässigten wichtigen Kapitel der niederrheinischen Baugeschichte: hat man bei Roms Vorbildern hier wieder angeknüpft,

Abb. 103. Xanten. Innenhof vom Clever Tor. Vgl. Abb. 88 u. 106.

* Abb. und Bericht über die Sicherungsarbeiten bei Clemen: Berichte über die Tätigkeit der Provinzialkommission für die Denkmalpflege in der Rheinprovinz. XIII. 1909. S. 44—59.

oder haben oberitalienische Magistri Comacini, die seit den Tagen Karls des Großen an deutschen Domen und Burgen tätig waren, den Backsteinbau in unsere Heimat eingeführt? Man sagt ja, sie hätten den Ziegelrohbau nach der Mark getragen.

Nach dem vereinzelten Versuch in Kaiserswerth setzt wieder eine lange Pause ein, bis erst im 14. Jahrhundert der Backsteinbau bei Schloß- und Toranlagen größeren Einfluß gewinnt, als Walram von Jülich, Erzbischof von Köln, den Bau der Lechenicher Burg beginnt. Bald folgt die nah gelegene kurkölnische Burg zu Konradsheim, dann Zülpich, Kempen, Linn und Zons. Dem Vorbilde der Landesburgen und der Stadtbefestigung schließt auf dem flachen Lande der Edelsitz sich an.

Die alte romanische Tuffsteinkirche errichtet von jetzt ab in Backstein ihre Anbauten. Das Stadtbild wird farbiger. In Rheinberg hat die alte Kirche um ihren hellen Turm und ihr herausragendes Mittelschiff um 1400 neue backsteinerne Seitenschiffe gezogen und mit einem ausgedehnten Chorbau abgeschlossen. Daneben liegt das vornehme Klinkerhaus des Pfarrers, das allerdings in seiner jetzigen Gestalt erst 1729 errichtet wurde. Dieses farbenfreudige Bild schließt der von mächtigen Kastanien bestandene alte Wall ein.

Abb. 104. Zülpich. Innenhof vom Weihertor. Vgl. Abb. 90.

Um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts hat der Backsteinbau den alten bürgerlichen Fachwerkbau verdrängt und am Niederrhein für das bürgerliche Wohnhaus den vorherrschenden Bautyp geschaffen. — Hinter den backsteinernen Wehrmauern baute damals der Reichtum der Bürger eine neue Stadt aus Klinkerhäusern auf, harmlos, schlicht, aber so voller malerischer Reize*.

* Eine eingehende Behandlung des niederrheinischen Backsteinbaus und des Bürgerhauses fehlt leider zurzeit noch immer! An Anregungen wären nur zu nennen: „Vom Niederrhein", Mitt. des Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. Jahrgang VI. Heft 3. In diesen ein Aufsatz von Paul Clemen: „Zur Erhaltung und Wiederbelebung des niederrheinischen Backsteinbaus." (Dez. 1912.) — Richard Klapheck: „Vom Niederrhein und vom Backsteinbau." Deutschland. Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatliebe. III. Nr. 13. (Jan. 1913.) — Edmund Renard: „Vom niederrheinischen Backsteinbau." Flugschrift des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege u. Heimatschutz. (Mai 1913.)

Abb. 105. Jülich. Das Rurtor. Stadtseite.

Abb. 105a. Wilhelm der Reiche, Herzog von Cleve, Jülich und Berg.
Nach einem Stich von Heinrich Aldegrever.

III.

Das Jahrhundert Wilhelms des Reichen.

Abb. 106. Xanten. Innenhof vom Clever Tor. Vgl. Abb. 88 und 103.

Die Zeit der großen Fehden und erbitterten Interessenkämpfe der Dynasten war vorüber. Als in der Ferne die aufsteigende Sonne des Jahrhunderts der Wiedergeburt der Menschheit ihre ersten Strahlen aussandte, begrüßte sie die Zeit eines geeinigten niederrheinischen Reiches. Ein Heiratsprojekt, vier Jahre bevor das 15. Jahrhundert zur Neige ging, sollte den ewigen Landfrieden am Niederrhein feierlichst besiegeln. Eine Zeit ungeahnter Hoffnungsträume schien in der kommenden Jahre Schoß zu schlummern.

Jülich und Berg waren schon seit 1423 vereint. Rainald von Jülich war kinderlos heimgegangen. Der Herzog von Berg war sein Erbe. Im Jahre 1496 ward dann die fünfjährige Prinzessin Maria, die Erbtochter Wilhelms IV. von Jülich und Berg (1475 bis 1511), dem sechsjährigen Erbherzog Johann von Cleve verlobt. 1510 läuteten dem jungen Paar die Hochzeitsglocken. Wilhelm starb 1511, Johanns Vater 1521.

Es war jetzt das eingetreten, was die Politik der Erzbischöfe von Köln immer vereiteln wollte, oder besser gesagt, was sie auf Kosten von Jülich, Berg und Cleve für sich selbst erstrebte: ein großes, den ganzen Niederrhein umfassendes Reich. Nach dem Wunsch der Erzbischöfe natürlich Kurkölnisch mit Köln als Hauptstadt. Aber das reichsfreie Köln hat seine Selbständigkeit mannhaft zu wahren gewußt. Und Kurköln hatte in dem geeinigten Reich keinen Platz. Der Erzbischof konnte von nun ab mit dem mächtigen Nachbarn keine Fehde mehr wagen, der Herzog von Cleve, Jülich und Berg, Graf von der Mark und Ravensberg

Abb. 107. Kempen. Kuhtor (Stadtseite). Vgl. Abb. 80.

sich nannte. Die mehr nach dem Mittelrhein zu gelegenen Residenzen Brühl und Bonn und das mit Kurköln vereinigte Herzogtum Westfalen gaben der Politik der Erzbischöfe eine andere Wendung. Sie gab den Niederrhein auf. Die späteren Kurfürsten von Köln wurden Fürstbischöfe von Münster. Kurfürst Clemens August aus dem Hause Bayern (1723—1761) war außerdem Fürstbischof von Paderborn, von Hildesheim und Osnabrück und Hochmeister des Deutschen Ordens mit dem Hauptsitz in Mergentheim ob der Tauber.

Nur wegen der Erbschaft von Geldern wurde noch einmal erbittert im 16. Jahrhundert am Niederrhein gestritten.

Herzog Karl aus dem Hause Egmond war alt und kinderlos. Der Vertrag vom Jahre 1528 bestimmte, daß nach seinem Tode das Herzogtum als ein erledigtes Reichslehen dem Kaiser wieder zufallen sollte. Karl wollte trotz dieses Abkommens sein Land an Frankreich bringen. Die geldernschen Stände wollten aber weder habsburgisch noch französisch werden. Sie wählten Wilhelm, den Erbherzog von Cleve, Jülich und Berg, zu ihrem Landesherrn. Karl starb 1538. Wilhelm nahm im folgenden Jahr in Geldern die Huldigung der Stände entgegen und wich nicht, als der Kaiser sich auf die vertragliche Abmachung berief und das Land zu räumen forderte. Inzwischen war Wilhelms Vater heimgegangen. Um seine Rechte zu wahren, verband Wilhelm sich mit dem geschworenen Feind Kaiser Karls V., mit Franz I. von Frankreich. Aber der Vertrag von Venlo zwang ihn schließlich doch im Jahre 1543, nachdem Düren und Nideggen mit der alten Landesburg und fast das ganze Jülicher Land zerstört worden war, auf Geldern zu verzichten. Seine Ehe mit Maria von Österreich, der Nichte des Kaisers und Tochter Ferdinands von Böhmen, des späteren Kaisers, kettete ihn von jetzt ab fest an das Haus Österreich.

Das war die letzte große Fehde. Die folgende lange Regierungszeit des Herzogs vom Niederrhein (1539—1592), den die Geschichte den Reichen nennt, war, bis auf die beiden letzten Jahrzehnte, eine Periode der Ruhe und glänzenden künstlerischen Entwicklung (Abb. 105).

Hambach, die alte Landesburg der Herzöge von Jülich (Abb. 66), war 1542 in den Wirren der geldernschen Fehde zerstört worden. Der große Stadtbrand in Jülich vom Jahre 1547 hatte die Residenz bis auf die Rurstraße (Abb. 109 u. 105) und das Rurtor (Abb. 83) eingeäschert. Wilhelm begann an beiden Orten stattliche und umfangreiche Neubauten.

In seine Dienste trat der Bologneser Baumeister Alessandro Pasqualini. Er hat in Jülich nicht allein die Zitadelle mit dem imposanten Herzogschloß entworfen. Auch die Stadtplanregulierung ist seine Arbeit gewesen (Abb. 109). Pasqualini war hier eine Aufgabe gestellt, die so überaus selten Italien einem Baumeister der Renaissance zu vergeben hatte und die in den meisten Fällen nur Idealprojekt geblieben ist. Nämlich: eine ganze Stadt zu entwerfen.

Ich möchte hier gleich einem verbreiteten Irrtum begegnen, der so oft behauptet, daß die regelmäßige Stadtanlage mit rechteckigem Marktplatze und geraden, rechtwinkelig sich kreuzenden Straßen antik oder italienisch sei, d. h. ungermanisch und unmittelalterlich. Wo der Fürsten Wille, wie wir oben bereits sahen, in Zons (Abb. 55) oder Lechenich (Abb. 63) ein Terrain abstechen ließ und mit Mauern umgab, hinter denen in kurzer Zeit eine Stadt bebaut werden sollte, da legte man auch ein rechteckiges Planschema zugrunde. Freilich, die gewachsenen Städte, die vor und nach an einer Wegekreuzung sich bilden, ziehen ihre Straßen gekrümmt und gewunden. Aus den Landstraßen, natürlich gewordenen, wurden Straßen der Stadt. Man hatte von vornherein keinen Stadtplan entworfen. Man modellierte gleichsam um den Stadtkern ein Stadtbild und suchte die einzelnen Faktoren des plastischen Modells, die praktischen Wohnbedürfnissen, den persönlichen Wünschen und Empfinden der Bewohner entsprachen, in rhythmische Beziehung zu bringen. Man arbeitete auf klare Silhouetten, auf ein Fernbild hin. Man hätte also zwischen gewachsenen und angelegten Städten zu scheiden.

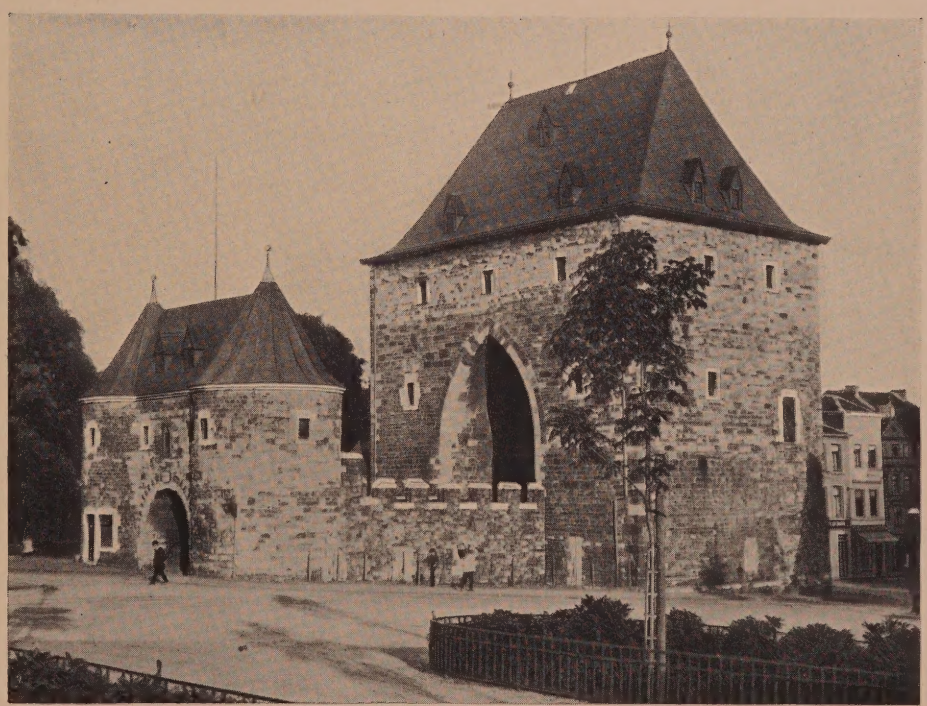


Abb. 108. Aachen. Ponttor.

Die italienische Renaissance erhob aber die Idee der angelegten Stadt zu einem ästhetischen Prinzip. An Stelle der individuellen Gebilde sollte die absolute Form treten. „Die Architektur", meinte Federigo von Urbino, „ist auf Arithmetik und Geometrie begründet, welche zu den vornehmsten der sieben freien Künste gehören, weil sie den höchsten Grad von Gewißheit in sich haben." Dieser feste Glaube an die objektive Schönheit und den Wert der Geometrie schuf eine Idealarchitektur, die weniger nach praktischen Bedürfnissen fragte, sondern eine Harmonie vollendet schöner Formen erstrebte. Man legt den Bauwerken regelmäßige geometrische Formen, das Quadrat oder den Kreis, zugrunde. Der künstlerische Gehalt liegt nicht mehr im organischen, im inneren Aufbau, sondern in kubischen und geometrischen Verhältnissen. Es ist ein Rhythmus der Massen, kein Rhythmus der Bewegung.

Der klarste Niederschlag dieser theoretisierenden Baukunst ist der Toskanische Palast mit seinem von Arkaden umgebenen Binnenhof. Die italienischen Bautheoretiker konnten sich auf Vitruv und die Antike berufen, auf die „Symmetrie, die aus den Gliedern des Gebäudes selbst sich ergebende Übereinstimmung und das entsprechende Verhältnis eines nach den einzelnen Teilen berechneten (größeren) Teiles zum Totaleindruck. Wie am Körper des Menschen nach dem Vorderarm, dem Fuß, der flachen Hand, dem Finger und den übrigen Teilen das symmetrische und eurhythmische Verhältnis sich bestimmt, so verhält es sich auch bei Gebäuden." Ähnlich wollte man die Stadtanlage als eine künstlerische Einheit fassen. Scamozzis „Idea dell' Architettura universale" vergleicht das Verhältnis des Stadtganzen zu seinen Teilen dem des menschlichen Körpers. Es ist dasselbe, was Vitruv für den antiken Tempel wünschte. „Die Anlage beruht auf den symmetrischen Verhältnissen. Diese entstehen aus dem Ebenmaße, der Proportion, der Zusammenstimmung der entsprechenden Gliederteile im gesamten Werke und des Ganzen, woraus das Gesetz der Symmetrie hervorgeht. Denn es kann kein Tempel ohne Symmetrie und Proportion in seiner Anlage gerechtfertigt werden, wenn er nicht einem wohl gebildeten Menschen ähnlich, ein genau durchgeführtes Gliederungsgesetz in sich trägt."

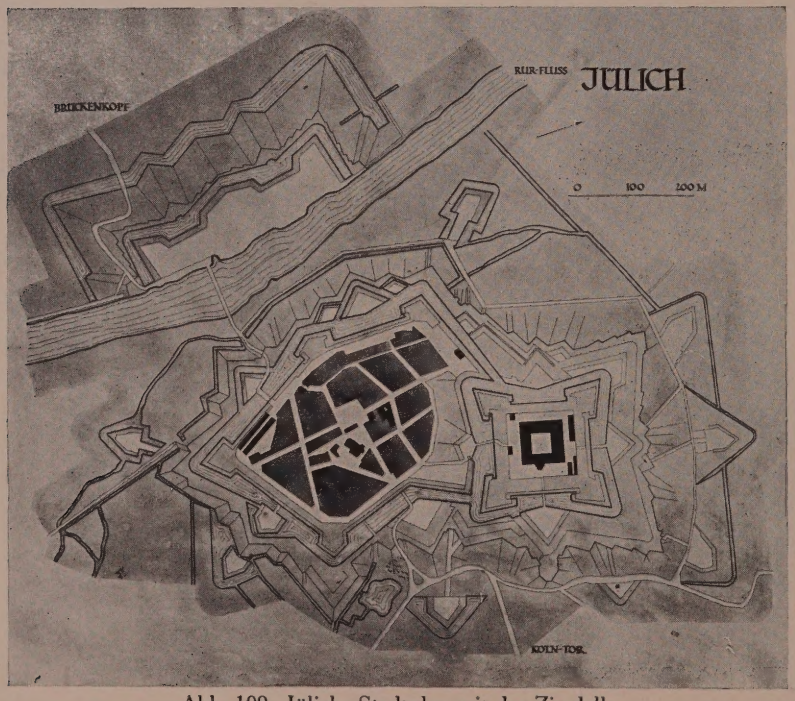


Abb. 109. Jülich. Stadtplan mit der Zitadelle.
Aufnahme des Rhein. Vereins für Denkmalpflege.

Abb. 110. Jülich. Marktplatz mit dem Rathaus.

Was den Vasari il Giovane, Scamozzi u. a. vorschwebte, sieht man an ihren idealen Stadtbauplänen. Ein rechteckiger Marktplatz, rechtwinklige Häuserblocks, schnurgerade gezogene Straßen. Der Marktplatz vielleicht wie der Palasthof mit umlaufenden Arkaden behandelt. So hatte Michelangelo Cosimo I. vorgeschlagen, das Bogenmotiv der Loggia dei Lanzi in Florenz um die ganze Piazza della Signoria herumzuführen. Die Hauptstraßen in den idealen Stadtbauplänen waren breiter als die Nebenstraßen gedacht und auch wohl von Arkaden begleitet und an den Prunktoren der Stadtbefestigung endigend. Und wie für den Marktplatz und die einrahmenden Häuser, so waren auch für das Stadtganze bestimmte Proportionen von vornherein vorgesehen. Aber das alles ist meist nur Projekt geblieben. Neue Anlagen von Städten kamen selten vor. Man beschränkte sich darauf, hier einen Platz, dort einen Straßenzug zu regulieren. In Jülich aber konnte Alessandro Pasqualini ungehindert das verwirklichen, was den Leone Battista Alberti, Francesco di Giorgio, Antonio Filarete, Vasari il Giovane und Scamozzi als eine der vornehmsten Aufgaben der italienischen Renaissance vorgeschwebt hatte: eine ganze Stadt anzulegen und ihre Hauptpunkte zu bebauen.

Das alte Jülich mag eine Anlage wie Kempen oder Aachen gewesen sein. An einer Wegekreuzung die Immunität mit der Kirche, davor im Zuge der Überlandstraße der Marktplatz. Alessandro Pasqualini legte auf den Trümmern der niedergebrannten Stadt

einen rechteckigen Marktplatz an, zog von dort zu den Toren schnurgerade Straßen. Selbst die Immunität ward jetzt von geradlinigen Straßen geschlossen (Abb. 109).

Man kann aus dem neuen Stadtplan genau ersehen, was bei dem Brande vom Jahre 1547 in Jülich verschont geblieben. Die obere Rurstraße (Abb. 109). Hier war daher eine geradlinige Regulierung nur mit großen Kosten möglich. Der alte Zug im oberen Laufe wurde infolgedessen beibehalten. Und dann erst paßt sich die Weiterführung dem geradlinigen Straßennetz an.

Gleiche Stockwerkhöhen und durchlaufende Hauptgesimse sollten dem Marktplatze (Abb. 110) die geschlossene, saalartige Wirkung geben. Arkaden, die möglicherweise Pasqualini auf allen vier Seiten vorgeschwebt, waren allerdings bei dem nördlichen Klima nicht recht möglich. Für die Hauptstraßen verlangte eine scharfe Baupolizeiverordnung vom Jahre 1554 im Interesse eines einheitlichen Bildes glatte Steinfassaden und feste Dacheindeckung.

Spätere Belagerungen und Umbauten haben den strengen Charakter der Straßenbilder zwar beeinträchtigt. Aber der Marktplatz (Abb. 110) mit Pasqualinis Rathaus, das in den Jahren 1781—1783 an seinen Fassaden umgebaut worden, das reizvoll gebrochene Mansardendach und die schöne Rokokotür erhielt, gibt immer noch mit den vier geraden, einmündenden Hauptstraßen ein Bild der ganz neuen Note, die die Baukunst Italiens durch Alessandro Pasqualini an den Niederrhein trug.

Die mit Zinnen und Türmen bewehrten Schlösser und Stadtbefestigungen des Mittelalters waren fortifikatorisch wertlos geworden. Die geldernsche Fehde hatte ihnen böse mitgespielt. Man baute später die zerstörten Festungsanlagen nicht wieder auf und beschränkte sich darauf, statt ihrer im Herzen des Landes einen stark befestigten Platz als Landesveste zu schaffen. Dazu war Jülich bestimmt. Gegen die Wirkung der Feuergeschütze legte man hohe gemauerte Wälle an, auf denen niedrige Bastionen spitzwinklig gegen den Graben vorspringen.

Der Krieg war in Italien Sache der Kunst geworden, und der Festungsbau Sache des baukünstlerischen Schaffens. Fast alle bekannten Architekten der italienischen Renaissance waren gleichzeitig Festungsbaumeister. Die Gesetzmäßigkeit des Entwerfens kehrt auch bei der Fortifikationsarbeit wieder. Francesco Sforza durfte den Wiederaufbau des zerstörten Kastells der Visconti in Mailand nur wagen, nachdem er der Stadt versprochen, daß es nicht allein ein Schutz gegen den Feind, sondern auch eine Zierde der Stadt werden würde. Und eine Zierde der Stadt wurde auch die Zitadelle Pasqualinis in Jülich (Abb. 109).

Vier mächtige gemauerte Wälle schließen, nordöstlich vor der Stadt gelegen, quadratisch einen Platz ein. An ihren Ecken springen Bastionen gegen den Graben vor. Ravelins, Vorwerke führen die geometrisch klare Anlage nach der Feldseite weiter. Die Zitadelle liegt mit der einen Seite im Winkel zweier Hauptstraßen, deren Stadttore in den beiden Eckbastionen ihren wirkungsvollen Schutz fanden. Spätere Zeiten haben die Zitadelle und Stadtbefestigung noch weiter mit Ravelins und vorgeschobenen Lunetten ausgebaut (Abb. 109).

Die Zitadelle in Jülich war die bedeutendste Veste am Niederrhein geworden und von den Zeitgenossen gepriesen als eine der stärksten Anlagen in Nordeuropa. „Ein sehr vestes, weites

und starkes Schloß oder Castell mit sehr dicken Mauern und gewaltigen Gräben, daß solches zu beschießen fast unmöglich scheinet. Daran nicht minder als dreyssig Jahre gebawet worden ist. Soll auf Pfählen ruhen. Mit Miniren da auch wenig auszurichten seyn", berichtet um die Mitte des 17. Jahrhunderts Merians „Topographia Westphaliae". Und die „Architektur van Vestungen" des Straßburger Architekten und Festungsbaumeisters Daniel Specklin im Jahre 1589, der in der Tat doch etwas vom Fortifikationsbau verstehen mußte, ist voll des Lobes über die Anlage: „hat Hertzog Wilhelm von Jülich sehr vil Vestungen in seinem Fürstentum als ein Fürst in Teutschland haben mag. In besonders Guillich, Stadt und Schloß, die weil aber solches Castell in die Vierung gebawen ist, will ich solches zu einem Exempel für mich nemen, bevorab weil es der aller besten Castell eines ist, so in die vier Kandten gebawet worden und ichs auch nach dem Antorffischen (Antwerpischen) für das aller beste achte, so in gantzen Niederland ist."

Wie der Grundriß der Zitadelle, so zeigt auch die strenge Gliederung der Festungstore, die von außen oder dem inneren Platz durch die dicke Wallmauer führen, eine ganz neue Note (Abb. 111). Rundbogenportale mit regelmäßigem, exakten Steinschnitt. Die dorische Deckplatte mit den klar gezeichneten Gesimsen von Pilastern getragen. An die Wälle lehnen sich auf dem inneren Platze Wacht- und Zeughäuser, Backsteinbauten mit schön geschwungenen Giebeln (Abb. 111). Der italienische Baumeister mußte hier nordischen Wohnverhältnissen Rechnung tragen, da das Klima das steile Dach der Niederschläge wegen gar nicht missen konnte. Einen gleichen Kompromiß mußte man bei den Neubauten in den Hauptstraßen der Stadt eingehen. Auch der Giebel des Setterichschen Hauses (Abb. 112) in der Bongartstraße, es ist das Haus des jülichschen Marschalls von Reuschenberg zu Setterich, das gleichfalls in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden ist, gerät in elegante Schwingung. Das bossierte Portal, das in den Hof führt, mit

Abb. 111. Jülich. Zeughaus und Festungstor in der Zitadelle.

Girlanden und Stierschädeln im Gebälk, steht hier nicht recht in organischem Verbande mit den beiden anschließenden Bauten. Vielleicht war es anfänglich auch gar nicht für diese Stelle bestimmt und ehemals eines der Festungstore.

Das architektonische Prunkstück der neuen Stadt Alessandro Pasqualinis war die herzogliche Residenz mitten auf dem inneren Platz der Zitadelle (Abb. 109). Ihre vier Flügel, die einen von Arkaden umstellten Binnenhof einrahmen, folgen dem Zuge der Wälle. „Ist ein wonderkostlich bau gewest", schreibt der Patrizier Weinsberg aus Köln in seinen Denkwürdigkeiten, als er im Jahre 1560 die unvollendete Anlage „durch und durch besehen*".

Das Schloß ist leider jammervoll entstellt! Im Laufe des 17. Jahrhunderts hatte man es als Kaserne umgewandelt und aus dem zweistöckigen Bau einen dreistöckigen gemacht. Dabei barbarischerweise natürlich die schönen Gesimse durch neue Fenster brutal durchschnitten. Die ganze Außenarchitektur ward bis auf die vorspringende Kapelle des Ostflügels vollkommen zerstört (Abb. 114). Man hat auch damals die Arkaden des Binnenhofes — warum nur eigentlich? — abgetragen (Abb. 113). Ein Brand vom Jahre 1768 zerstörte später das Innere der Kapelle und beschädigte die nach dem Hof zu gewandte Front. Der neue Giebel hat es indessen ausgezeichnet verstanden, dem alten Bau sich anzupassen. Seine elegant geschweiften Formen wachsen geschickt über das schlichte Satteldach hinaus, und die Pilasterarchitektur, die ihn trägt, atmet vornehme Ruhe. Aber das ist auch der einzige Schmuck, der den Fassaden im Hofe geblieben ist. Die kahlen Wände entwerfen sonst ein völlig unklares Bild des einstigen Reichtums der Gliederung, als noch das abwechselungsvolle Rund der Arkaden den Hof umgab. Der Umbau vom Jahre 1892 hat schließlich den Westflügel abgetragen und von dem Nord- und Südtrakt die angrenzenden Teile.

Abb. 112. Jülich. Das Setterichsche Haus.

* Grundriß bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Jülich. Bearbeitet von E. Renard. Düsseldorf 1910. Abb. 82, 83. — Klapheck: Die Meister von Horst. Das Schlußkapitel zur Geschichte der Schule von Calcar. Zweite Veröffentlichung der Westfälischen Kommission für Heimatschutz. Verlegt bei Ernst Wasmuth. A.G. Berlin 1915. Abb. 135.

In den kahlen Räumen und Korridoren der jetzigen Unteroffizierschule erinnert uns nichts mehr an die Zeit, als auf dem Herzogschloß der Gouverneur der Landesveste oder auch von Zeit zu Zeit der Fürst der geeinigten Länder am Niederrhein Hof hielt. Kein Kamin und keine Türeinfassung! Nichts als der puritanisch-preußische Kommiß.

Zwei lichte Punkte aber leuchten an dem entstellten Bauwerk aus Herzog Wilhelms Tagen noch in unsere Gegenwart herüber. Zwei glänzende Schmuckstücke. Und ihre eindrucksvolle Form hält unsere Phantasie rege, die sich den früheren Zustand ausmalen möchte: das Portal der Nordseite (Abb. 115) und die Kapelle an der Ostfront (Abb. 114).

Einst lief ein stark bossierter Sockel, der an dem Nordportal und der Kapelle noch erhalten, rund um den ganzen Bau. Und über den reich gegliederten Fenstern das vornehme Gesims mit Triglyphen, und Stierschädeln in den Metopen. Bossierte Rursandsteinbänder liefen horizontal über den roten Grund des Backsteinbaus. Der farbige Effekt muß glänzend gewesen sein! Bossierte Halbsäulen rahmen den Torbogen ein (Abb. 115). Sein Rund ist mit Medaillons geschmückt. Auf Bänken, getragen von Konsolen, ruhen Fenster und Pilaster. Man wird hier unwillkürlich an die Festungs- und Schloßportale Sanmicheles in Verona erinnert. Und vielleicht stammt auch der Jülicher Festungs- und Schloßbaumeister aus seinem Kreis.

Abb. 113. Jülich. Schloßkapelle vom Innenhof aus.

An der Kapelle (Abb. 114) hat man leider unschöne Änderungen vorgenommen. Aus den Rundbogenfenstern, früher sämtlich in Haustein eingefaßt, sind hier und da backsteinerne Segmentbögen geworden. Im oberen Geschosse muß man die Flächen zwischen den Sockeln der jonischen Pilaster geschlossen sich denken und den häßlichen Balken, der die Fensteröffnung durchschneidet, da man ein Zwischenstockwerk schaffen wollte, fortnehmen. Die Wirkung ist gleich eine andere.

Man müßte weiter die korrigierte Aufteilung des Äußeren an der Kapelle

Abb. 114. Jülich. Schloßkapelle. Außenansicht.
Vgl. Situationsplan Abb. 109.

über die beiden angrenzenden Flügel fortspinnen, die alte Fenstereinteilung in die Fassaden wieder einzeichnen und das vornehme Stockwerkgesims zu ergänzen suchen. Heute indessen findet das Äußere der Kapelle gar keinen Anschluß mehr an den Bau, und seine Profile stoßen hart an ihm auf.

Nach dreißigjähriger Tätigkeit war endlich der ausgedehnte Bau vollendet. Seine Geschichte und sein genauer ehemaliger Zustand sind uns verhüllt, wie kaum bei einem zweiten Bauwerk am Niederrhein von gleicher künstlerischer Höhe und Bedeutung. Wir wissen auch von seinem Schöpfer wenig.

Auf dem benachbarten Hambach hat er die zerstörte Burg wieder ausgebaut (Abb. 66). Die Hofarkaden, die dort vor allem seinem Entwurfe zuzuschreiben wären, sind aber zu Anfang des 19. Jahrhunderts abgetragen worden. Nur ihre Ansätze und Konsolen sind noch sichtbar*.

Dann wissen wir noch aus den Ratsprotokollen der Stadt Köln vom 11., 16. und 17. Mai des Jahres 1552, daß Pasqualini als Gutachter für einen Ausbau der Festungswerke nach Köln gerufen wurde. Und daß er später, um 1580, für seinen Herzog das Kanzleigebäude auf der Clever Schwanenburg errichtet hat (Abb. 33, 38, 40).

Er hat sich seitdem dauernd im Clever Lande niedergelassen und eine Landestochter heimgeführt, Frau Ida, geborene Tack. Der Herzog hatte ihn in Anerkennung seiner großen Dienste geadelt. Es scheint sogar, daß Herr von Pasqualini durch seine Ehe mit Frau Ida Herr zu Hulhusen geworden war. Johann Tack und Mechteld von Cleve waren Idas Eltern; Mechteld die Tochter Adolfs von Cleve, Herrn zu Hulhusen, und Adolf ein natürlicher Sohn von Herzog Johann II. Der Künstler hat ein gesegnetes Greisenalter erreicht. Denn selbst noch in den Jahren 1611 und 1615 erwähnen die Schöffenbriefe der Stadt Uedem den herzoglichen Baumeister und Schlüter Herrn Alexander von Pasqualin**.

* Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Jülich. Abb. 56.

** Dr. Robert Scholten: Zur Geschichte der Stadt Cleve. Aus archivalischen Quellen. Cleve 1905. S. 85.

Abb. 115. Jülich. Schloßportal.

Den Schloßbau zu Jülich hat indes Pasqualini nicht ganz vollendet. Er wird seit 1567 dort nicht mehr erwähnt. Andere Arbeiten nahmen seine Tätigkeit in Anspruch. An seine Stelle trat jetzt der Franzose Joist de la Court. Aber wir wissen bei dem Mangel an Aufzeichnungen und alten Darstellungen und den baulichen Veränderungen späterer Zeiten nicht, wie weit der Schloßbau 1567 gediehen war und was auf den französischen Meister zurückzuführen ist. Das Reisetagebuch des Utrechter Lizentiaten Arnold van Büchel, der 1599 in dem Hause des Kölner Kunsthändlers Maximilian de la Court, Meister Joists Sohn, ein- und ausging, nennt den französischen Künstler als alleinigen Baumeister auf Jülich, aber wir wissen aus älteren Aufzeichnungen, daß der Entwurf des Schloßbaues von Alessandro Pasqualini stammt.

Meister Joist kam aus Horst, von jenem Prunkbau, den sich der kurkölnische Marschall Rüttger von der Horst von 1558 ab hatte aufführen lassen und für den er jahrelang eine große Künstlerkolonie um sich versammelt hatte.

Jülich und Horst wurden die Hauptausstrahlungspunkte für die Verbreitung der Renaissancekunst am Niederrhein. Vor allem die Meister von Schloß Horst, die Arndt Johannssen aus Arnheim, Laurentz von Brachum aus Wesel, Heinrich und Wilhelm Vernukken aus Calcar und Heinrich Tussmann aus Duisburg, die die Hauptvermittler der blühenden niederländischen Kunstzentren wurden, der Städte der Cornelis Floris und Colyne de Nole, d. h. Antwerpens und Utrechts.

Abb. 116. Linn. Issumer Tor. (Innenansicht.)

Der letzte Horster Meister und der Vollender dieser prunkvollen Anlage war Joist de la Court. Er ist der bedeutungsvolle Vermittler französischer Schloßarchitektur. Und außer auf Horst und Jülich ist der Einfluß seiner Tätigkeit am Niederrhein auf den jülichschen Edelsitzen zu Rheydt, Bedburg und Millendonck zu verfolgen*.

* Klapheck: Die Meister von Schloß Horst. II. Abschnitt. Dort ausführliche Angaben über die einzelnen Meister mit genauen Detailaufnahmen und Versuchen, den früheren Zustand der teilweise umgebauten, teilweise nur als Ruinen erhaltenen Bauten zeichnerisch wiederherzustellen.

Eine systematische Gruppierung unserer niederrheinischen Edelsitze ist nicht ganz einfach. Die schmucklosen, Nur-Architektur darstellenden, meist abseits von der bequemen Fahrstraße liegenden Gebilde sind bisher noch mehr denn unsere Landesburgen, Stadtbefestigungen und Tore von der Kunstgeschichtsforschung vernachlässigt worden, obwohl die rheinische Denkmälerinventarisation von Paul Clemen und seiner Mitarbeiter, an erster Stelle Edmund Renard, eine höchst verdienstliche Vorarbeit geleistet hat und ihre gar nicht zu missenden Feststellungen die weitere Forscherarbeit wesentlich erleichtern! Man müßte freilich weniger ästhetisierender Kunsthistoriker und etwas mehr Architekt sein, die praktischen Anforderungen vergangener Wohnkulturen verstehen lernen, um unserer künstlerischen Entwicklung wirklich folgen zu können. Aber solange die Tafelmalerei mit ihren verschiedenen Ismen, dem Futurismus, Plusquamperfektismus und Conditionismus, die Debatten des modernen Kunsthistorikers so gänzlich in Anspruch nimmt, so lange schwebt die Erforschung der Geschichte unserer heimischen künstlerischen Kultur weiterhin in der Luft.

„Die obersten Gesetze der bildenden Künste sind natürlich für alle vier Gattungen, Architektur, Plastik, Malerei und Kunstgewerbe, ebenso gemeinsam wie das Kunstwollen, von dem sie diktiert sind. Aber nicht in allen Gattungen sind diese Gesetze mit gleich unmittelbarer Deutlichkeit zu erkennen. Am ehesten ist dies in der Architektur der Fall und des weiteren im Kunstgewerbe, namentlich soweit dasselbe nicht figürliche Motive verarbeitet. Architektur und Kunstgewerbe offenbaren die leitenden Gesetze des Kunstwollens oftmals in nahezu mathematischer Reinheit. Dagegen treten diese Gesetze an den Werken der Skulptur und Malerei nicht mit völliger Klarheit und Ursprünglichkeit zutage. Es liegt dies . . . an dem ‚Inhalte', das ist den Gedanken poetischer, religiöser, didaktischer, patriotischer Art, die sich mit den menschlichen Figuren, beabsichtigter- oder unbeabsichtigtermaßen, verknüpfen und den Beschauer . . . von der Erscheinung der Dinge als Form und Farbe in Ebene oder Raum ablenken."*

Abb. 117. Linn. Issumer Tor. (Außenansicht.)

* Aloys Riegl: Spätrömische Kunstindustrie. 1901. S. 11.

Abb. 118. Burg Liedberg.

Architektur ist die Kunst, Räume zu schaffen, deren Verhältnis von Länge, Breite und Höhe gut proportioniert ist; mit den Mitteln der dekorativen Kunst und der Aufstellung der kunstgewerblichen Gebrauchsgegenstände und Möbel diese Raumgebilde organisch zu beleben; die einzelnen Räume zueinander in rhythmische und ebenso zweckmäßige Beziehung zu setzen; und dem äußeren Aufbau des Hauses, in der Verteilung der Massen geschickt ausbalanciert, eine Physiognomie zu geben, die dem Bewohner und dem Leben seiner Räume entspricht. Ein Haus muß eine Seele haben, muß organisch und individuell belebt sein.

Schinkel hat einmal gesagt: „Des Kunstwerks Bestimmung für die Nachwelt ist: es soll eigentlich dartun, wie man dachte und empfand, und es kann dies besser, als jeder Schriftzug es vermag." In ihren Bauten hat die Seele der einzelnen Jahrhunderte sich ihren Leib gebaut und dessen Linien und Formen ihr Innenleben eingegeben. Malerei und Plastik, ehemals nichts anderes als der diskrete Schmuck der Baukunst, empfing von dieser ihre innere Belebung.

Kunstgeschichte ist in erster Linie Baugeschichte!

Für das Jahrhundert Wilhelms des Reichen ist nicht die Kirche, sondern der Edelsitz der charakteristische Träger baukünstlerischen Schaffens am Niederrhein. Spätere Umbauten stellen der Forschung aber gewisse Schwierigkeiten. „Schulbeispiele" sind recht selten. Man müßte aus den malerischen An- und Ausbauten und Wiederherstellungen späterer Zeiten den Zustand der einzelnen Bauperioden zeichnerisch zu fixieren suchen.

Eine andere Schwierigkeit bereitet uns der Reichtum der Bautypen.

In dem benachbarten Münsterlande liegen die Verhältnisse weit einfacher*. Hier hat der Edelsitz sich aus dem altsächsischen Bauernhaus entwickelt. Das Herrenhaus mit Längsdiele

* Engelbert Frhr. v. Kerckerinck-Borg und Richard Klapheck: Alt-Westfalen. Die Bauentwicklung Westfalens seit der Renaissance. Erste Veröffentlichung der Westfälischen Kommission für Heimatschutz. Julius Hoffmann. Stuttgart 1912.

war anfangs der vorherrschende Typ. Der Eckturm und der Wassergraben gaben der Anlage die Zeichen des Edelhofes. Am Niederrhein aber war die bauliche Entwicklung mannigfachen fremden Einflüssen ausgesetzt. Fehden und Zerstörungen kamen hinzu, die an dem Bauwerk immer wieder änderten. Das Bild, das ich vom Edelsitz am Niederrhein hier zeichne, kann daher nur eine flüchtige Skizze sein.

Wir hätten zunächst die sog. Burgmannshäuser. Das sind Lehen einer Landesburg, die kleinen Rittern als Burg- oder Amtmännern vom Landesherrn überwiesen waren. In einem Turm der Stadtbefestigung wohnte der Ritter und sah, wer in die Stadt oder zur Burg ein- und ausging. Das eigentliche Wohnhaus lehnte sich an die Stadtmauern. Und ein kleiner Hof rahmte den Sitz ein. Wir haben nicht viele von diesen Burgmannshöfen am Niederrhein mehr. Eines der best-erhaltenen ist der sog. Issumer Turm, ein ehemaliges Burglehen des kurkölnischen Linn (Abb. 116, 117). Hier saßen Mitglieder der verschiedensten rheinischen Adelsgeschlechter, Herren von Aldenbrüggen, Brempt, Eyll, Prenth, von der Wardt, von Nievenheim und von Hallberg.

Am Ende der Mauerstraße steht mit dem barock gezeichneten Giebel vom Jahre 1775 ein Torbogen vor dem einstöckigen Trakt, der von der Stadtmauer zur Ritterstraße führt. Darüber hinaus ragt noch der alte dreistöckige Stadtturm aus dem 14. Jahrhundert.

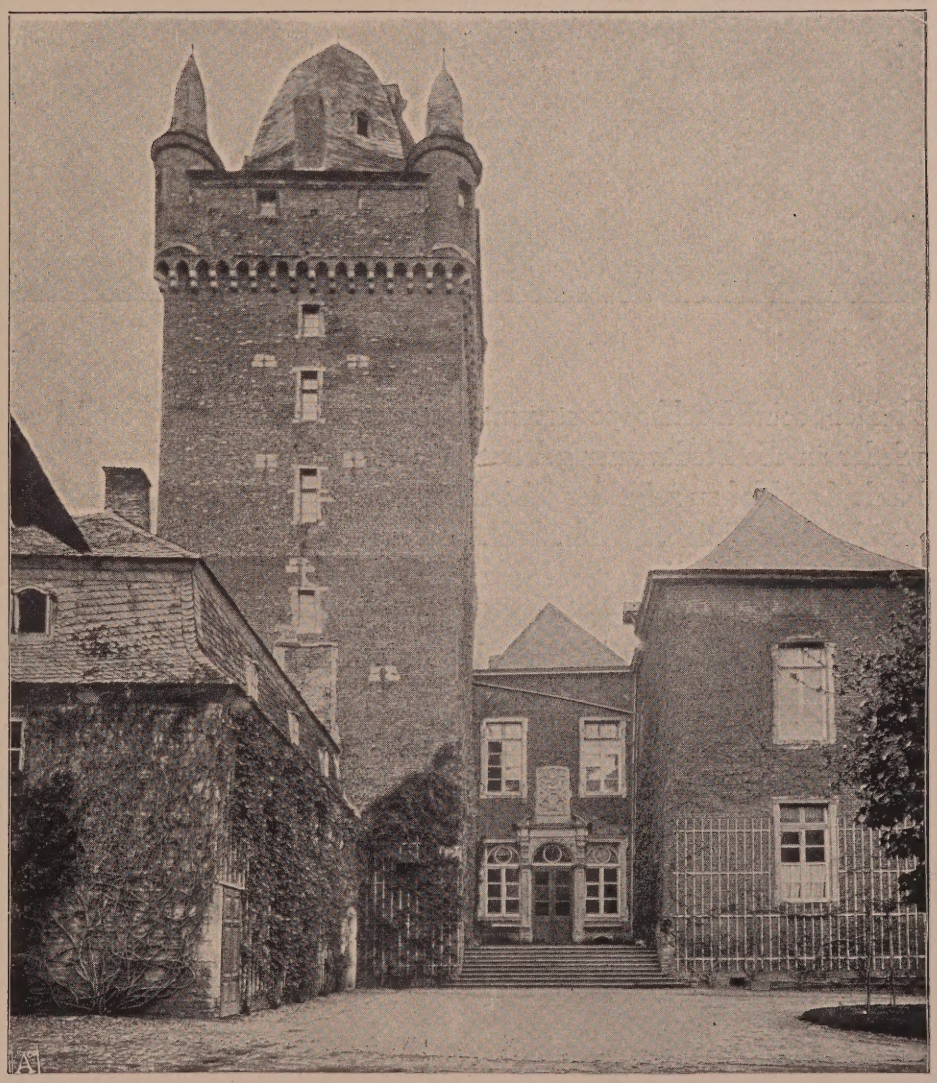


Abb. 119. Schloß Harff.

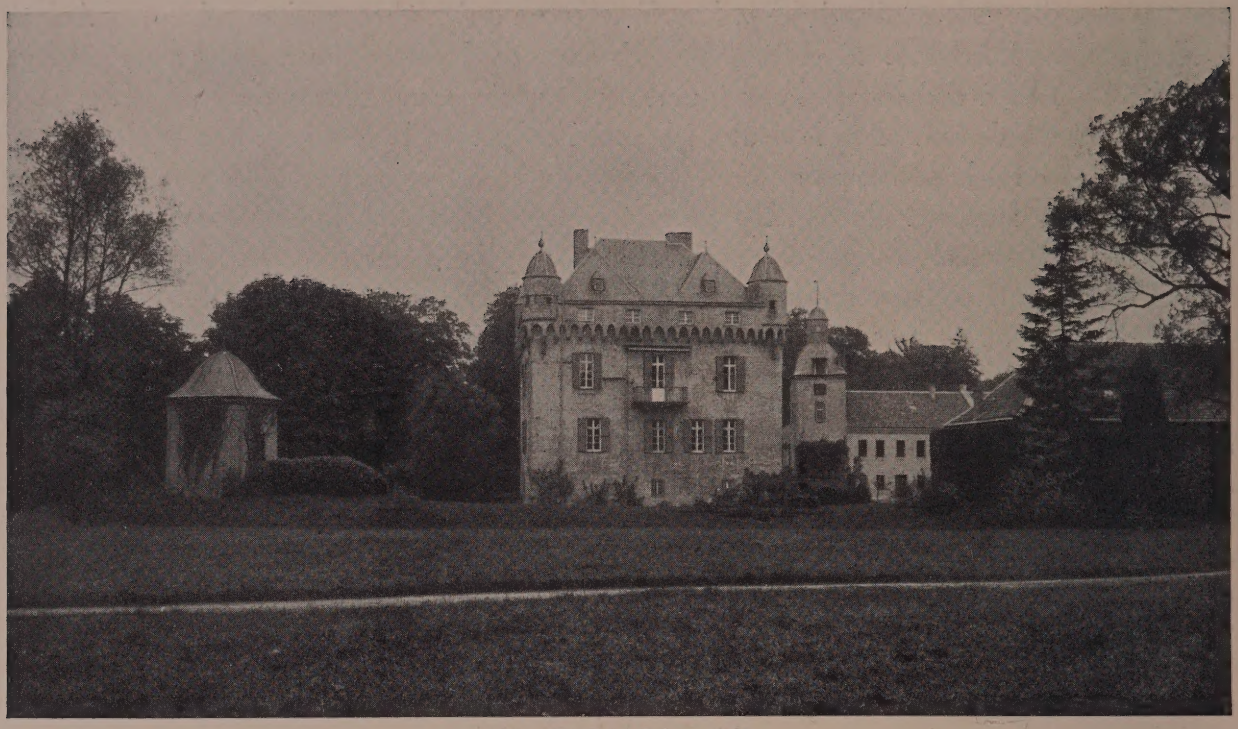


Abb. 120. Schloß Loersfeld.

Freilich, seine Dachkappe stammt erst aus späterer Zeit. Parallel zu dem Vorgebäude läuft, wieder an die Stadtmauer gelehnt, das Herrenhaus. Der Hof also eine rechteckige Anlage*. Nach dem Hof zu zeigt der Giebel des Tordurchgangs eine noch launenhaftere Linienführung als über der Einfahrt (Abb. 116).

Dann kämen die festen Herrensitze auf dem Lande. Der auf einer kleinen Anhöhe gelegene, von Mauern bewehrte Sitz ist selten.

In Liedberg (Abb. 118) paßt der Zug der Mauern sich dem Oval einer Bergkuppe an**. Und wie ein Querriegel durchschneidet die Hochburg nach der einen Seite das ovale Rund des Schloßhofes. Aus schweren Sandsteinblöcken aufgetürmt, ragt in der Mitte der wuchtige Torturm auf. Er wird noch in das 14. Jahrhundert reichen, hat aber im Jahre 1673 seine Zinnen abgelegt und eine malerisch bewegte, geschieferte, barocke Haube aufgesetzt. Dasselbe Jahrhundert hat zu beiden Seiten des Torturmes ein neues backsteinernes Herrenhaus errichtet. Den einen Flügel mit einem Treppengiebel und mit hochgezogenen Blendfeldern. Der Bau geht mehr und mehr seinem Verfall entgegen. Der Flügel links in Abb. 118 ist schon zur Hälfte abgetragen worden***. Und die Westmauer bröckelt ab.

* Grundriß bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Krefeld. Düsseldorf 1896. Abb. 67.
** Grundriß von Liedberg bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Gladbach. Düsseldorf 1896. Fig. 23.
*** Aufnahme des früheren Zustandes bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Gladbach. Fig. 22.

Liedberg war einst der Sitz der Herren und Grafen gleichen Namens. Dann wechselte der Besitz zwischen Jülich und Kurköln. Rudolf von Habsburg und der deutsche König Albrecht zählten vorübergehend auch zu den Herren zu Liedberg. Seit dem 14. Jahrhundert war es Sitz eines kurkölnischen Amtmannes.

Das niederrheinische Flachland kennt sonst nur wenige Bergburgen. Meist Wasserburgen. Die fortifikatorischen Momente waren hier dieselben wie bei den Landesburgen. Die Wasserburg des Landadels sah für ihre Wehrerker, Wehrtürme, Wehrgang und Mauern in der Stadtbefestigung und der Landesburg ihr Vorbild. Ein Graben schließt die Insel der Oberburg ab. Eine Brücke führt von dort zu der Insel mit dem Wirtschaftshofe, der ebenfalls mit Mauern, Türmen und einem Wasserzug umgeben ist. Oft kreist dann noch ein dritter oder vierter Wassergraben um die ganze Anlage.

Das alte Herrenhaus, das spätgotische Burghaus, war ein quadratischer oder rechteckiger schwerer Klotz. Der Bergfried der Landesburg oder die schlichte, mit Ecktürmchen geschmückte Torpforte der Stadtbefestigung, wie etwa am Münstertor in Zülpich (Abb. 87). Das Burghaus der Edelsitze ward meist aber breiter angelegt.

In Loersfeld (Abb. 120) ist dieser alte Bautyp in einer reizvoll malerischen Anlage des 15. Jahrhunderts noch erhalten. An ihrer Stirn läuft über Spitzbogen und Konsolen der ausladende Wehrgang, dessen breite quadratische Fenster natürlich erst von einem späteren Umbau stammen. An den Ecken hat je sich ein rundes Türmchen angesetzt. Auch hier hat eine spätere Zeit ihm eine anmutig geschwungene barocke Haube zugelegt.

An der Südwestecke von Schloß Harff steigt ein gewaltiger Bergfried auf und schaut in seiner feudalen Wucht und Wortkargheit auf die beiden an der Nordseite des Hauses später angebrachten Wohntürme spöttisch herab (Abb. 119). Sie sind unter der Hand des Restaurators Lange in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts recht blechern ausgefallen*. Es war damals die Zeit, als die Gründerrenaissance ganze Dachgliederungen nach dem Katalog von Baufirmen in Blech lieferte.

Acht Stockwerke hat der Bergfried der alten Stammburg der Herren von Harff. Die Abb. 119 zeigt noch den alten Zustand vor Beginn der unglücklichen Restauration vom Jahre 1873 Drei deutlich sich abhebende

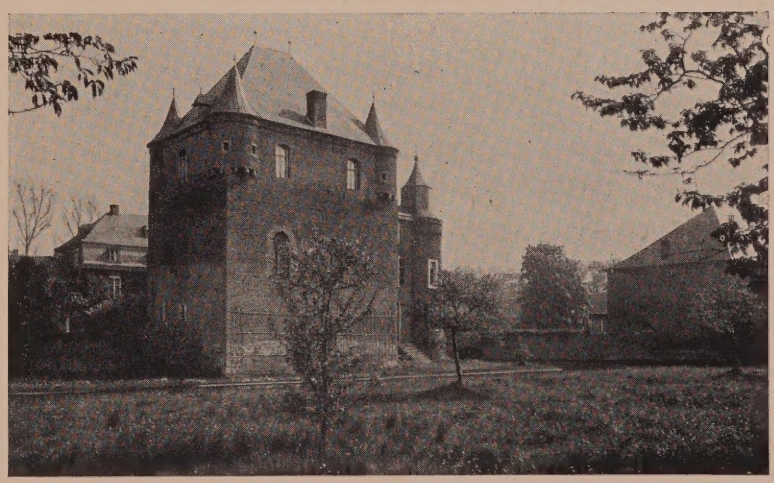


Abb. 121. Schloß Kellenberg. Das alte Burghaus. Vgl. Abb. 122 und 123.

* Abb. bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Bergheim. Düsseldorf 1899. Abb. 33 und Tafel VIII.

Horizontalstreifen lassen genau drei verschiedene Bauperioden erkennen. Der untere Teil hat noch das kleine Ziegelformat des beginnenden 14. Jahrhunderts und ist wenig nur ausgefugt. Die Fensterrahmen haben noch die alte Form der nach außen unbehauenen Steine und seitlich überstehenden Querbalken. Die zahlreichen Anker haben als Widerlager in die Mauer eingelassene Hausteine. Auch die erhaltene alte Heizanlage in dem mittelalterlichen Bau ist nicht uninteressant.

Dieser wuchtige, schmucklose Turmbau hat einen zwei und einen halben Meter dicken Backsteinmantel. Nach oben verjüngt er sich. Und der obere Laufgang, der wieder auf Spitzbogen ruht, seine alten Schlitzaugen noch hat und an den Ecken Türmchen auf Hausteinvorkragung zeigt, ist nur noch 50 cm dick.

Abb. 122. Schloß Kellenberg. Vgl. Abb. 121 und 123.

Auf Kellenberg ist ebenfalls das alte spätgotische Burghaus mit seinen Ecktürmchen noch vorhanden (Abb. 121). Der dazwischenliegende Wehrgang ist aber durch ein neues Geschoß ersetzt worden. Auf drei Seiten umspült das Wasser der Burggräfte den Bau. Vor der vierten Seite breitet der Burghof sich aus. Rechteckig wie das Haus, nur größer. An jeder der Ecken des Hofes ein runder Wehrturm und zwischen diesen die hohe, von Gräben umgebene Wehrmauer*. Dort, wo die Brücke den Burgplatz aufsucht, ragt im Zuge der Mauer der quadratische Torturm auf (Abb. 122, 123).

Später hat man den Burgplatz ausgebaut, hat zwischen den Ecktürmen an der Brückenseite einen neuen Wohnflügel errichtet und diesen mit dem alten Burghaus verbunden (Abb. 122). Aus den Wehrtürmen wurden Wohntürme; aus den engen Schießscharten breite Fenster. Über dem alten

* Grundriß von Kellenberg bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Jülich. Düsseldorf 1902. Fig. 18.

Klötzchenfriese baute man eine geschieferte, sich plötzlich verjüngende achteckige Laterne. Der Turm hat eine eigenartige Gestalt erhalten. In der Höhe des Klötzchenfrieses setzt der Bruch des Mansardendaches an (Abb. 122, 123). An dem mittleren Torturm nimmt ein Profil dessen Linie auf und führt sie weiter zu dem Dachbruch des anderen Flügels und dem entsprechenden Eckturm. Die neue Fassade und die drei alten Türme haben dadurch eine vorteilhafte, geschlossene, einheitliche Wirkung erhalten. Auch der Akzent, den die zu Seiten des Einganges bis zur Höhe des horizontalen Hauptgesimses aufsteigenden beiden Pilaster mit dorischen Kapitälen des 18. Jahrhunderts dem Torturm geben, ist gut. Der spätere Ausbau von 1838 in gotisierenden Formen ist weniger schön.

Aus dem Torturm der Oberburg führt die Brücke über den Wassergraben zur Vorburg, die wieder eine Insel für sich bildet. Durch ein schlichteres Torhaus dann der Weg von der Vorburg über den äußeren Graben hinaus ins freie Land (Abb. 124). An dem Torhaus der Kellenberger Vorburg sind die alten Fensterrahmen noch erhalten. Und das gibt ihr einen besonderen Reiz. Früher standen an den Ecken des Platzes wie auf der Oberburg auch kleine Wehrtürme. Von hier zum Torhaus zieht die Verteidigungsmauer sich hin. Ihre alten schmalen Schießscharten sind noch zu sehen (Abb. 124).

Da die Vorburg Wirtschaftszwecken zu dienen hatte, baute man hinter der Wehrmauer zu beiden Seiten des Torhauses nach dem Hof zu offene hölzerne Galerien. Darüber ein einfaches Holz- oder Schindeldach. Hier wurden die Wagen und Geräte untergebracht. Erst das 17. und 18. Jahrhundert hat diesen schlichten Anlagen eine massivere Gestalt gegeben. Ein Quertrakt zur Oberburg war als Stall bestimmt. Er ward breiter angelegt und nach dem Hof zu geschlossen. Hier stand auch wohl das Kornhaus. Oder auf dem gegenüber liegenden Flügel, der dem Gesinde diente und ähnlich wie der Stall, nur schmäler, entworfen war.

Abb. 123. Schloß Kellenberg. Vgl. Abb. 121 und 122.

Abb. 124. Schloß Kellenberg. Torhaus der Vorburg.

Durch den Ausbau der Wehrmauer zwischen den Ecktürmen des freien Burgplatzes hat eine Reihe alter Edelsitze später erst ihre charakteristische Gestalt erhalten. So der Haag bei Geldern (Abb. 125—127, 129), der einstige Sitz der Herren von Boedberg. Das alte Burghaus besteht nicht mehr; im 17. Jahrhundert wurde es durch einen Neubau in den schlichten Formen des niederländischen Klassizismus ersetzt (Abb. 126). Dem Zeitalter der Romantik, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, war dieser Neubau zu dürftig und nicht ritterlich genug. Es hing ihm ein mittelalterliches Gewand um. Der Haag sollte wieder eine Ritterburg sein! Wenn heute die stattliche alte Vorburg aber nicht wäre, so wüßte man nicht, ob das Herrenhaus ein Hospital, eine Schule oder ein Waisenhaus wäre! Schade um den schlichten Bau aus dem 17. Jahrhundert!

Arnold Adrian von Hoensbroech, der zweite Bauherr vom Haag, hat im Jahre 1680 durch Meister Coen Coenen und Hermann Geurden auch den Mauerbering mit der Vorburg ausbauen lassen*. An den quadratischen, seitlich gelegenen früheren Torturm (Abb. 125) lehnt sich ein backsteinerner Treppengiebel an, ebenso ihm gegenüber an den runden Wehrturm (Abb. 126).

Hinter den beiden getreppten Giebeln ziehen sich seitdem die Trakte der Vorburg bis zu den beiden Türmen, die den Eingang beschützen (Abb. 127), Torwächtern von einer fabelhaft feudalen Wucht, mittelalterlich trotzig und unnahbar, total schmucklos und bis zu dem Wehrgange mit seinen Schießscharten ungegliedert.

Der Ausbau der Vorburg vom 17. Jahrhundert hat eine regelmäßige rechteckige Anlage geschaffen. In der Mitte des Eingangsflügels hat Arnold Adrian von Hoensbroech in dem Giebel des schweren Portales, das übrigens ausgezeichnet zu den beiden Ecktürmen steht (Abb. 129), sein und seiner Gattin, Katharina von Bocholtz, Wappen anbringen lassen. Vor dieser Unterburg breitet sich heute noch ein zweiter Wirtschaftshof aus, in derselben Achse und verwandter Anlage, aber turmlos (Abb. 129).

* Grundriß vom Haag bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Geldern. Düsseldorf 1891. Fig. 7.

Ähnlich dem Wehrturm auf dem Haag ist der der Untergebäude auf Wissen (Abb. 130). Aber an Stelle der alten Haager Schießscharten hat ein Neubau breite Fenster in den dicken Mauermantel gebrochen und dem Wehrgang, der einst über vorkragenden Konsolen um beide Flügel der Unterburg lief, eine veränderte Gestalt gegeben. Im 19. Jahrhundert fiel das Herrenhaus ebenfalls in die Hände eines Kölner Burgenrestaurators. Aber man hält den verrestaurierten Bau wenigstens nicht gleich für ein Waisen- oder Krankenhaus. Unendlich reizvoller war indessen der frühere Zustand vom Jahre 1506, der Ausbau unter Franz von Loë und Sophia von Nesselrode in dem formenlustigen Reichtum an Ecktürmchen, Giebeln und Erkern der Übergangszeit (Abb. 128).

Abb. 125. Schloß Haag. Blick auf das alte Torhaus.

Als die gewaltigste und interessanteste Anlage der spätgotischen Burghäuser des niederrheinischen Landadels müßte an erster Stelle die Burg Trips genannt werden (Abb. 131). Ein Bau von kolossaler Kraft, schlicht und schmucklos aus der breiten, stillen Wassergräfte wie eine Erscheinung aufsteigend. Ein vierkantiger knuffiger Klotz. Das Unvermittelte des Aufsteigens aus der schweigsamen Wasserfläche gibt dem Bauwerk die eigenartige Wirkung. An den vier Ecken führen schräg gestellte Lisenen, eine Art Strebepfeiler, aus der Gräfte bis zu den Ecktürmchen

Abb. 126. Schloß Haag. Zustand vor der Restauration.

Abb. 127. Schloß Haag. Eingang in den zweiten Vorhof.

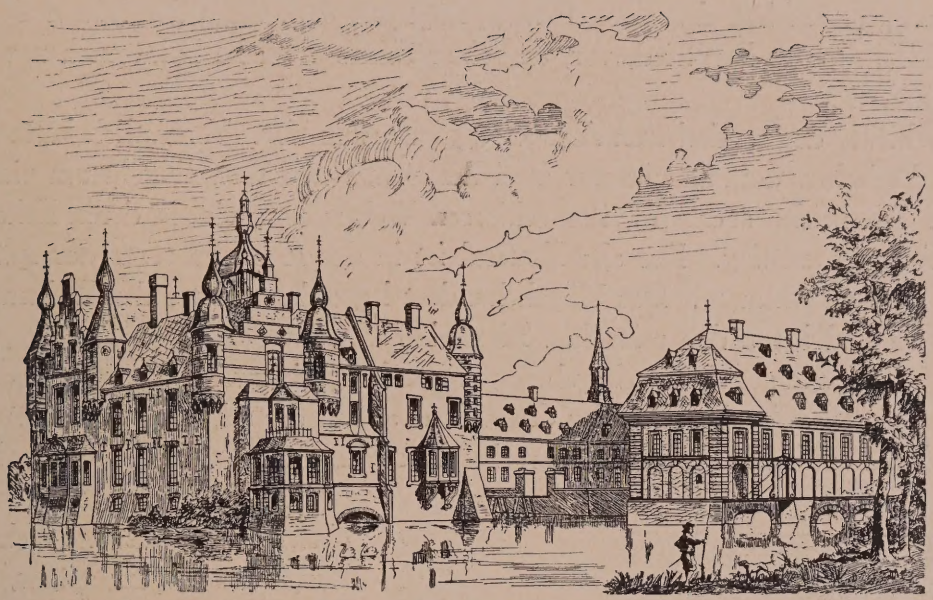


Abb. 128. Schloß Wissen. Ehemaliger Zustand. Nach einer alten Zeichnung.

Abb. 129. Schloß Haag. Blick aus dem vorderen Torbogen auf die Fassade des zweiten Hofes. Vgl. Abb. 127.

empor (Abb. 135). Neben der einen Ecke springt aus dem Zuge der Mauer der den Bau überragende Turm, der Bergfried, vor, an seiner Stirne ähnliche Ecktürmchen wie an dem Bau (Abb. 134, 135).

Die Geschichte der sonderbaren Anlage ist nicht ganz klar. Vermutlich hatte er ehemals auf der quadratischen Grundfläche nur zwei der Seiten mit Wohnflügeln um einen offenen Hof bebaut. Die beiden anderen Seiten schlossen Wehrmauern ein, in deren Ecke der Bergfried und Torturm aufstieg. Der alte Zustand ist in der Abb. 135 trotz der späteren Veränderungen noch zu erkennen. Das 18. Jahrhundert legte dann hinter den Wehrmauern neue Wohntrakte an und baute den reizvollen Binnenhof aus.

Das heutige Trips ist auf vier Inseln gebaut; eine Vorburg, ein zweiter Wirtschaftshof, die Hochburg und der Garten. An der Ecke der Garteninsel schaut das schlichte Gartenhäuschen zum Herrenhaus hinüber (Abb. 134). Und eine rechteckige Wasseranlage schließt die vier Inseln ein*.

Abb. 130. Schloß Wissen. Blick auf die Vorburg.

Die kleinen Wehrtürmchen hoch oben an den Ecken des Wehrganges am Burghause wagten später, tiefer herunter zu kommen. Die Pyramidenspitze oder die Barockhaube wuchs gleichzeitig weit über das Dachprofil hinaus. Der Wehrgang fiel fort. Und das Türmchen ragte bald hinunter bis zum ersten Geschoß. Aber seine Konsolen nahm es vorsichtigerweise doch mit nach unten. Die Ecktürmchen an der Frenzer Burg im Kreise Düren (Abb. 133) oder der Unterburg auf Burgau (Abb. 136) wären charakteristische Beispiele. Oft hat das alte Wehr- und Ecktürmchen selbst seine Konsolen beiseite gelegt und sich, wie z. B. an der Rückfront von Schloß Frens bei Bergheim** oder an der Gymnicher Burg bei Nörvenich (Abb. 153), bis auf den flachen Boden hinunter gewagt.

---

* Grundriß und Situationsplan der Burg Trips bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Geilenkirchen. 1904. Fig. 131 und 132.

** Klapheck: Meister von Horst. Abb. 153.

Abb. 131. Schloß Trips. Vgl. Abb. 134 u. 135.

Die malerische Verbindung von Treppengiebel und rundem Wehrturm, die wir bereits auf der Vorburg auf dem Haag sahen (Abb. 125, 126), wurde im 16. Jahrhundert ein charakteristischer Bautyp des niederrheinischen Edelsitzes. Und das nicht allein hier am Niederrhein, auch in den Niederlanden und im Münsterlande. Man könnte eine Fülle von Beispielen anführen. Westfalen hat vielleicht in dem Schlosse zu Herten bei Recklinghausen einen der reichsten und interessantesten Vertreter*. Haus Reviren bei Heerlen in Holländisch-Limburg (Abb. 139) hat einen seiner Ecktürme schon verloren. Bei den Untergebäuden des Schlosses Leerodt, einer Anlage aus dem Jahre 1616, reicht das mittelalterliche Ecktürmchen noch nicht bis unten und ruht auf einem Eckpfeiler (Abb. 132).

In der grundrißlichen Anlage ganz schlicht, in jedem Stockwerk nur zwei nebeneinander liegende Räume fassend, in der Ausführung aber einer der wirkungsvollsten Eckturmbauten am Niederrhein, ist die Harffsche Burg bei Nörvenich (Abb. 137)**. Die Anlage, im Jahre 1565 durch Johann von Harff begonnen, ist scheinbar nie ganz vollendet worden. Und das in den letzten Jahrzehnten nicht mehr bewohnte Haus verfällt leider zusehends. Dem Eckturm fehlt schon die Haube. Das Dach ist zu zwei Drittel eingestürzt und ebenso der zweite Giebel neben dem Eckturm über der Langseite des Hauses. Es ist schade um den Bau! Denn die vorbildlich solide Ausführung der hell gefugten Klinker

* Abb. bei Kerckerinck-Klapheck: Alt-Westfalen Abb. 91. — Vgl. außerdem Abb. 75, 78, 80, 93, 98.

** Grundriß bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Düren. Düsseldorf 1910. Fig. 179.

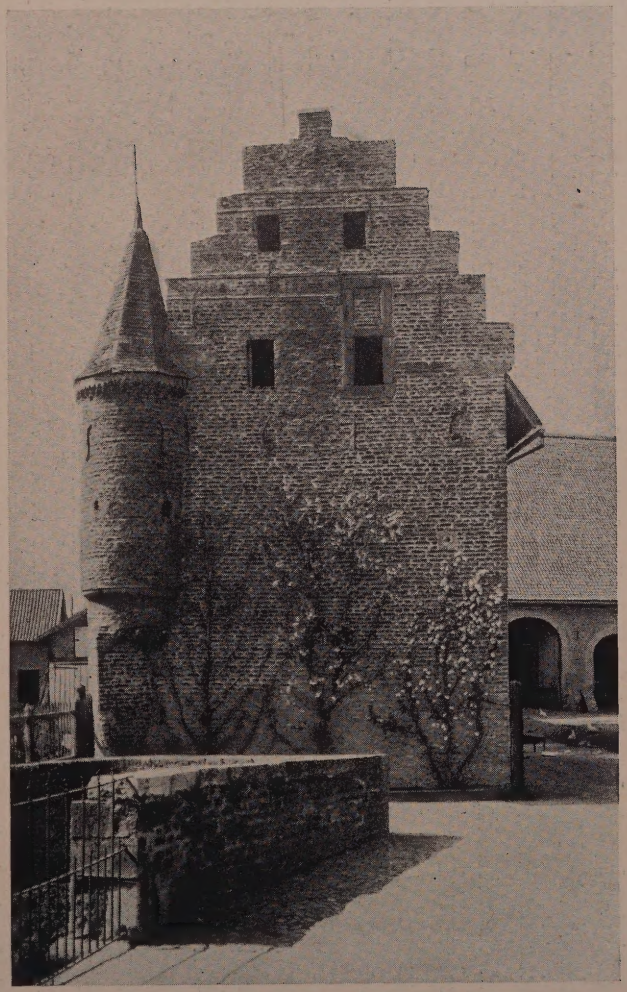


Abb. 132. Schloß Leerodt. Vorburg.

Abb. 133. Frenzer Burg.

Abb. 134. Schloß Trips. Vgl. Abb. 131.

Abb. 135. Schloß Trips. Vgl. Abb. 131.

Abb. 136. Schloß Burgau. Vorburg.

mit der exakten Bearbeitung der hausteinernen Eckverklammerung, der Profile und durchlaufenden hellen Horizontalbänder und die großen klaren Verhältnisse machen die Harffsche Burg zu einem der vornehmsten Repräsentanten des niederrheinischen Backsteinbaues (Abb. 137).

Das kurkölnische Gegenstück zu dieser jülichschen Burg ist Conradsheim bei Lechenich (Abb. 138, 140). Wilhelm von Haes, der Bauherr, und seine Gattin Anna von Bernsau, konnten im Jahre 1548 aber nicht so frei schalten wie Johann von Harff. Sie waren an den Zustand der Fundamente der alten Burg gebunden. Eine ungefähr quadratische Anlage*. An jeder Ecke ein runder Wehrturm. Vielleicht nicht auf allen Seiten der Hof von Wohnflügeln geschlossen. Einer der Türme wird frei gestanden haben. Und von ihm zu dem Burghaus lief der hohe Mantel. Im Jahre 1354 hatte der Erzbischof von Köln den damaligen Burgherrn Gerard Beyssel von dem Weyre gezwungen, Türme, Zinnen und Mauern bis zu einer bestimmten Höhe niederzulegen. Heute genau noch zu erkennen. Die alte Burg reicht bis zu den Fensterbänken des Neubaus.

Auf diesen Fundamenten führte nun 1548 Wilhelm von Haes nach der Südseite ein neues Burghaus auf. Die beiden Ecktürme wurden wiederhergestellt und die Seitengiebel getreppt. Die Fenster beginnen erst über dem hohen, kahlen, alten Sockel, und der Erker schwebt hoch oben, wo der Giebel seine Treppe zu zeichnen beginnt. Das gibt dem Bau, obwohl der eine Eckturm neben dem Erker gefallen ist, einen monumentalen Akzent (Abb. 140).

An der Ostseite des Burghofes hat neben dem neuen Herrenhaus im Zuge der alten Mauer ein Torhäuschen sich angebaut, das die Giebelformen vom Hauptbau wiederholt (Abb. 138). In der Hofecke der beiden Flügel steigt ein schmaler Treppenturm auf. Bei anderen Bauten begegnen sich oft ebenso Wohnhaus und Wirtschaftsflügel oder Torhaus. Oder eine gleichmäßige zweiflügelige Wohnhausanlage schließt rechteckig einen Hof ein wie in Ringenberg

* Grundriß bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Euskirchen. 1900. Fig. 49.

bei Rees (Abb. 141). An der Ecke der beiden Flügel steht noch der alte Wehrturm. Der eine Trakt wurde später bis zu dem freistehenden anderen Eckturm der ebenfalls quadratischen Hofanlage ausgebaut.

Bei anderen Bauten ist der Turm an die eine Giebelseite getreten. Burg Alsdorf und Haus Caen sind interessante Vertreter dieses Bautyps.

Alsdorf im Landkreise Aachen, der schon im Jahre 1319 genannte Sitz eines Ritters von Alsdorf, kam 1478 an Gottschalk von Harff und gewann durch den großen Besitz der Harffs in der Aachener Gegend bald an Bedeutung. In den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts wurde der Neubau eines dreiflügeligen, rechteckig um einen Hof gelegenen Herrenhauses aufgeführt, dessen Seitenflügel an den Ecken nach der Hofeinfahrt Flankiertürme erhielten. Die Vorburg ward dann entsprechend umgebaut. Der Neubau ist eines der frühesten Bauten einer Hofanlage mit ungefähr gleichwertigen Flügeln*. Der eine Seitenflügel ist indessen wieder gefallen (Abb. 143). Dort, wo er einst an dem Hauptflügel ansetzte, legte man unter dem backsteinernen Treppengiebel einen neuen Eingang und breite Strebepfeiler an. Umbauten des 17. und 18. Jahrhunderts haben die Fensterrahmen geändert und dem Eckturm eine barocke Haube gegeben.

Malerischer ist Haus Caen bei Straelen (Abb. 142). Eisenanker, Rautenmuster aus Ziegeln oder Haustein, die alten engen Hausteinschlitze der Schießscharten, die in den einzelnen Stockwerken durchlaufenden horizontalen Hausteinbänder, die sich auch über den eleganten Eckturm fortsetzen, nach dem Hofe Risalite mit schmalen Vorlagen und Fialen wirken ebenso reizvoll wie die Giebellinie und die Turmhaube. In der Hauptsache stammt der Bau erst aus der Zeit um die Mitte des 17. Jahrhunderts.

Bei anderen Anlagen ist der Turm in die Innenecke der beiden Flügel getreten. Auf Terworm bei Heerlen noch als Wehrturm, der unmittelbar mit dem Haus aus dem Wasser

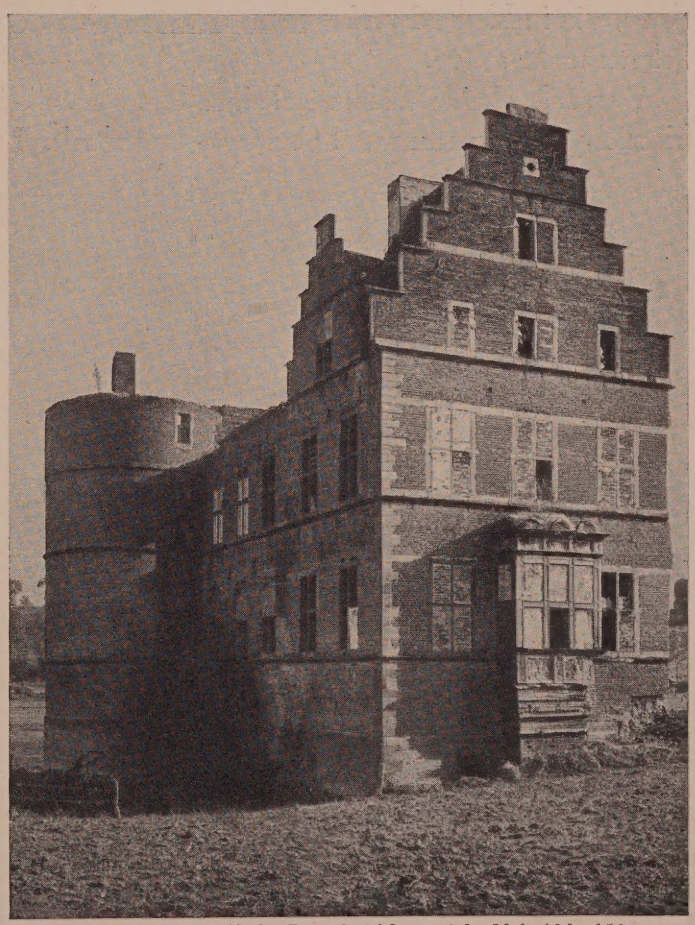


Abb. 137. Harffsche Burg bei Nörvenich. Vgl. Abb. 150.

* Situationsplan bei Clemen: Kunstdenkmäler des Landkreises Aachen. Düsseldorf 1912. Abb. 4.

aufsteigt (Abb. 144). Die schwerfällige Form, die zu kleine Kappe und die Hausteineckverklammerung geben ihm ein auffallendes eigenes Gepräge. Der Eingang von der Vorburg aus liegt unter dem Seitengiebel des einen Flügels (Abb. 148), während der andere Giebel an seiner äußeren Ecke noch ein Wehrtürmchen zeigt. Seine Stütze ist ein untersetzter Säulenstumpf, eine Form, die in Holland und Belgien nicht selten.

Abb. 138. Burg Conradsheim. Vgl. Abb. 140.

Wenn aber beide Wohnflügel einen Hof einschließen, so wird der Binneneckturm zu einem friedlichen Treppenturm. Seine Gestalt wechselt. Die Anlage von Haus Fürth bei Liedberg

Abb. 139. Haus Reviren bei Heerlen.

(Abb. 146, 147) ist reizvoll. Das Muster der Eckverklammerung am Turm zu beiden Seiten der alten bleiverglasten Fenster und ihrer alten Hausteinrahmen, die Fialen an den Giebeln, der Dachbalustrade und hoch oben an der Stirn des Turmes schaffen diesem ein glücklicheres Verhältnis zur Gesamtanlage. Zwischen Turm und Turmhaube vermittelt, organischer als auf Terworm, das Stirnband.

Ähnlich reizvoll ist die Lösung bei Haus Bergerhausen im Kreise Bergheim (Abb. 145). Zwischen eigenartigen Volutengiebeln steigt in dem Hofwinkel der achteckige Turm auf, der seine jetzige Form freilich erst einem Umbau des 19. Jahrhunderts verdankt. Seine barock geschwungene Haube ragt über das Dach hinaus.

Der runde Wehrturm an den Ecken der Giebel nahm später quadratische Formen an.

Abb. 140. Burg Conradsheim. Vgl. Abb. 138.

Abb. 141. Schloß Ringenberg.

Abb. 142. Haus Caen bei Straelen.

Auf Haus Stockum bei Neersen (Abb. 155) sind die beiden viereckigen Türme noch als schmucklose Verteidigungstürme gedacht. An Stelle der Schießscharten traten aber bald breite Fenster. Aus dem Wehrturm ward ein Wohnturm. Eine noch spätere Zeit gab dem Eckturm breitere Formen, vermehrte die Zahl der Fensterachsen. Und die Haube ragte nicht mehr über das Dach des Hauses hinaus. Der Wohnturm hatte alle Erinnerung an den alten Wehrturm vergessen und war zu einem Pavillon geworden.

Ornamentalen Schmuck haben alle diese Bauten, die eben Nur-Architektur darstellen, wenig. Er blieb meist beschränkt auf den Erker und das Portal. „Die Zweckmäßigkeit des Schmuckes", meinte Schinkel einmal, „enthält folgende drei Haupteigenschaften: beste Wahl des Ortes der Verzierung, beste Wahl der Verzierung und beste Bearbeitung der Verzierung." Die Ökonomie ornamentalen Schmuckes, die Sicherheit, den rechten Platz zu wählen, die handwerklich geschickte Darstellung, das ist es, was dem dekorativen Schmuck der niederrheinischen Edelsitze seine Wirkung schafft.

Das oberste Gesetz baukünstlerischen Schaffens, vom Denkmalsbau natürlich abgesehen, der nichts als ausdrucksvolle Form darstellen will, ist Zweckmäßigkeit. Aus Sachlichkeit ist auf dem Lande der alte Edelsitz entstanden. Ein alt vererbter Sinn für gute Verhältnisse wußte die einzelnen Bauteile einer Hofgestaltung zu klangvollen Rhythmen zu verbinden. Und selbst der dekorative Schmuck des Erkers und Portales ist in erster Linie aus Gründen der Zweckmäßigkeit entstanden: Er hatte für das Auge, das den Eingang und des Hausherrn Zimmer sucht, einen optischen Auftrag übernommen.

Und wo, an welcher Stelle ist an einem Edelsitz der Erker angebracht? Als Erweiterung eines Raumes, und diesem dann in Höhe und Breite wie in England angepaßt, kommt er bei

uns nur selten vor. Meist ist es ein kleines Schwalbennest, ein bequemer Ausguck aus dem Zimmer des Hausherrn, der von hier aus die ganze Auffahrt übersehen, zum wenigsten den Eingang in das Herrenhaus im Auge halten und wissen will, wer seinen Hof besuchen möchte (Abb. 137, 149—153). Wenn ich indessen hier in Düsseldorf aus dem Erker meiner Mietswohnung schaue, der unmittelbar über der Haustür angebracht ist (!!), so kann ich nicht erkennen, wer unten auf den Knopf gedrückt hat. Wohl kann ich links und rechts in die Erker meiner Nachbarn sehen. Wenn wenigstens mein Erker, nach niederländischem und englischem Vorbilde, eine zweckmäßige Erweiterung meines Arbeitszimmers wäre! Ein kleines angepapptes Schwalbennest, das selbst für einen Stuhl zu klein ist. Vollkommen zwecklos! Und da in meiner Straße Haus für Haus so einen widersinnigen Vorbau über der Haustür hat, kann man sich leicht die Unruhe des Straßenbildes ausmalen!

Wie selbstverständlich sicher sitzt dagegen der Erker der Harffschen Burg an seinem Platz (Abb. 137). Dazu ein glänzendes Schmuckstück, ein leuchtender Stein in einer prachtvoll gearbeiteten, soliden Einfassung. Die horizontalen Hausteinbänder der Fassaden laufen in die Rahmen des Erkers über, erhalten dann aber reizvoll profilierte Randleisten. Und ebenso die vertikalen Pfosten. Das ausladende Gebälk wird noch besonders schön mit einem reichen Zahnschnittprofil geschmückt, das unten an der Brüstung wiederkehrt (Abb. 150). In deren beiden Feldern hat man die Wappen des Bauherrn, Johann von Harff, und dessen Gattin Irmgard von Plettenberg, einmeißeln lassen; an ihren Seitenstücken, eingefaßt von einem Früchtekranz, die Porträts. Reich ornamentierte Lisenen trennen die einzelnen Stücke.

Abb. 143. Burg Alsdorf.

Ausgezeichnet ist auch die Gliederung des Erkersockels. Eine Pfeilervorlage, die allmählich nach oben sich verbreitert und in dem Wechsel von Backsteinlagen und hellen Hausteinbändern eine geschickte Überleitung

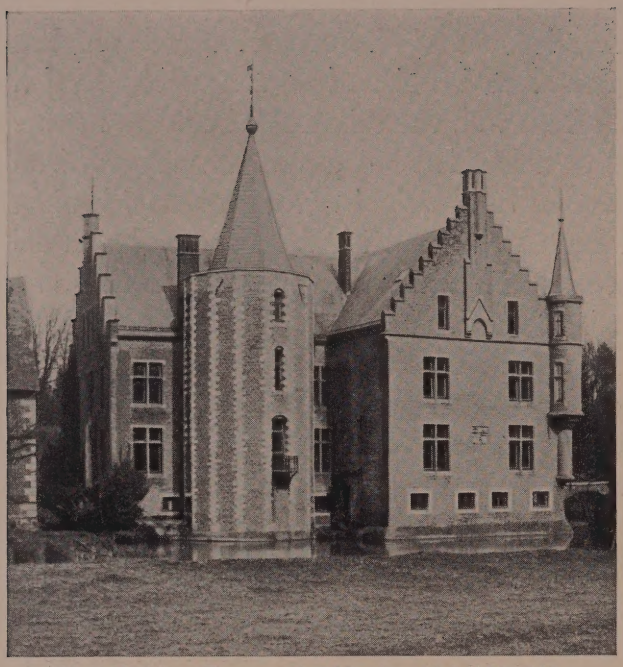


Abb. 144. Haus Terworm bei Heerlen. Vgl. Abb. 148.

zu dem reichen Rahmenwerk des Erkers gibt. Die zugemauerten Fensterrahmen nehmen leider dem kapriziösen Schmuckstück etwas von seinem Reiz (Abb. 137).

Hier könnte das Schmuckbedürfnis der Baukunst der Gegenwart alles lernen! Die Neurenaissancefassade des 19. Jahrhunderts sieht ja oft aus wie die Brust eines Schützenkönigs oder eines Bahnhofsvorstehers in einem der großen Knotenpunkte, wo jeder durchreisende Fürst aus Erkenntlichkeit, daß ihn der Bahnhofsvorstand begrüßte, irgendeinen Orden zurückgelassen hat. In der Fülle der Brustornamente wirkt selbstverständlich das einzelne nicht mehr, und wenn es kunstgewerblich noch so graziös gearbeitet ist wie die Dekoration zur chinesischen gelben Weste,

Abb. 145. Haus Bergerhausen.

oder zum siamesischen Weißen Elefanten oder wie ein Balkanorden. Die Harffsche Burg aber gleicht einem Malteser- oder Johanniterritter. Ein tadellos sitzender Rock. Als einziger Schmuck auf dunklem oder rotem Grunde das Kreuz. — Das Jahrhundert Wilhelms des Reichen hat eine ganze Reihe niederrheinischer Edelsitze mit reichen Erkerbauten ausgeschmückt.

Johann von Palandt ließ im Jahre 1555 neben dem Eingange seiner Burg Nothberg einen solchen Anbau aufführen (Abb. 152), der gleich auf ebener Erde beginnt, mit einem breiten Sockel und von dorischen Pilastern eingefaßt. Der Erker ist wieder ausgezeichnet placiert. Und zwischen den beiden runden trotzig abwehrenden Ecktürmen und auf der ebenso schmucklosen Wand aus Bruchsteinquadern ein wirkungsvolles Ornament (Abb. 167).

Der breite Erker, der an dem alten spätgotischen, inzwischen aber oft veränderten Burghause auf Burgau hoch oben an der Hofwand schwebt (Abb. 149) und schon von weitem dem Besuch entgegenwinkt, hat nicht die klassizistische Strenge seines Vetters in Nothberg. Es ist ein Übergang spätmittelalterlicher und Renaissanceformen. Das Pfostenwerk, der Maßwerkschmuck des flachen Korbbogens, der den Aufbau trägt, und dessen hohes, spitz zulaufendes Dach noch gotisch. In den Konsolen und den Medaillons römischer Kaiser in der Brüstung neben den Wappen des Bauherrn Johann von Elmpt und seiner Gattin Katharina von Weworden kommt aber die einziehende neue Kunst zu Wort. Der spätgotische Sockel mit seinen schweren Rippen und dem Schlußstein wird von Renaissancekonsolen eingerahmt.

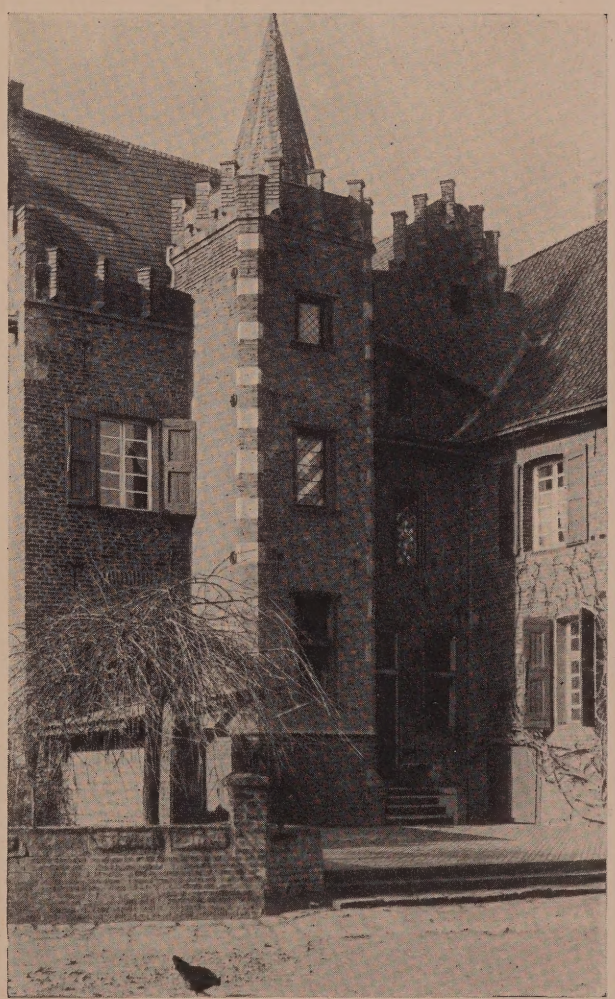


Abb. 146. Haus Fürth. Vgl. Abb. 147.

Es mag um dieselbe Zeit gewesen sein, als Ulrich Scheiffart von Merode († 1581) und Margareta von Bylandt die Gymnicher Burg bei Nörvenich ausbauten (Abb. 153). Rechtwinkelig an das alte Haus trat ein neuer Flügelbau. Sein schmaler, runder Eckturm reicht wie bei der Frenser Burg bis auf den Boden. An der Schmalseite des vorspringenden Flügels ist ein Erker angebracht. Das 18. Jahrhundert hat auf der anderen Seite, d. h. rechts in Abb. 153, denselben Flügel mit dem gleichen Erker wiederholt, zwischen beiden eine Terrasse angelegt und die Anlage symmetrisch ausgebaut.

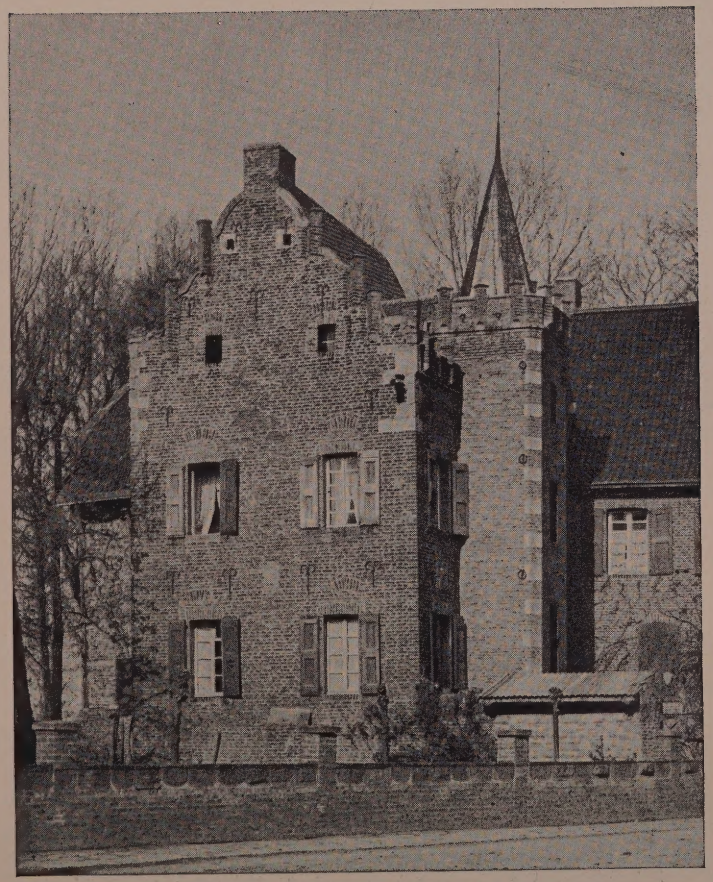


Abb. 147. Haus Fürth bei Liedberg. Vgl. Abb. 146.

Abb. 148. Haus Terworm bei Heerlen. Vgl. Abb. 145.

Abb. 149. Burgau. Erker am alten Burghaus.

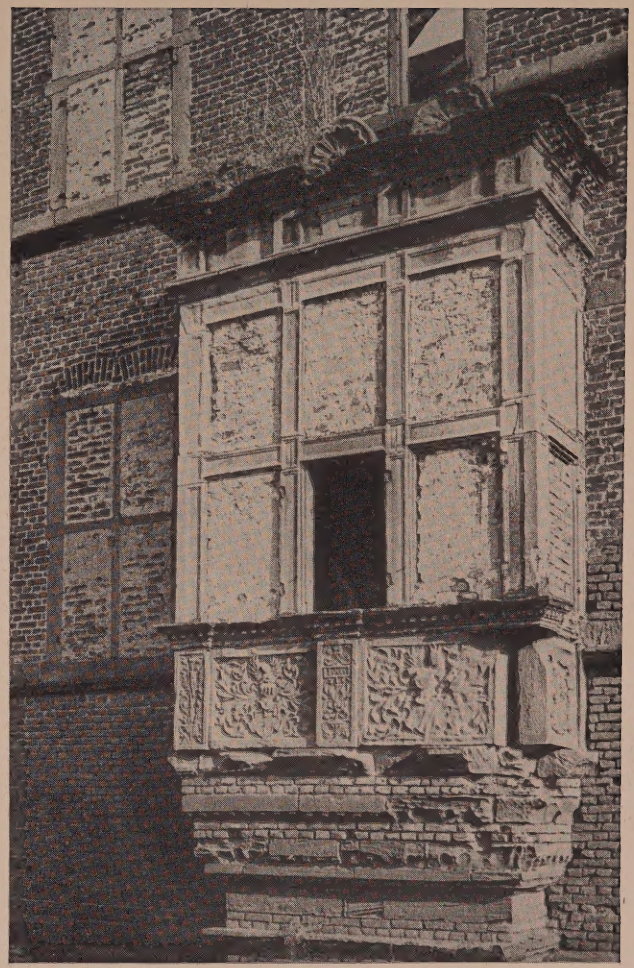


Abb. 150. Nörvenich. Harffsche Burg. Erker. Vgl. Abb. 137.

Abb. 151. Haus Elmpt, Erker.

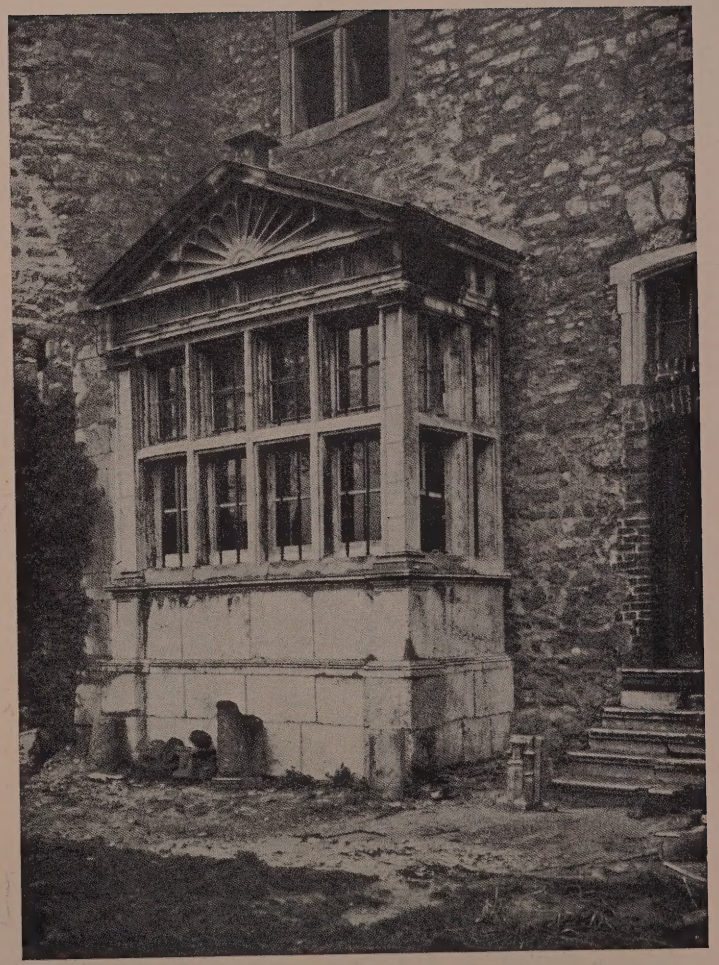


Abb. 152. Burg Nothberg, Erker. Vgl. Abb. 167.

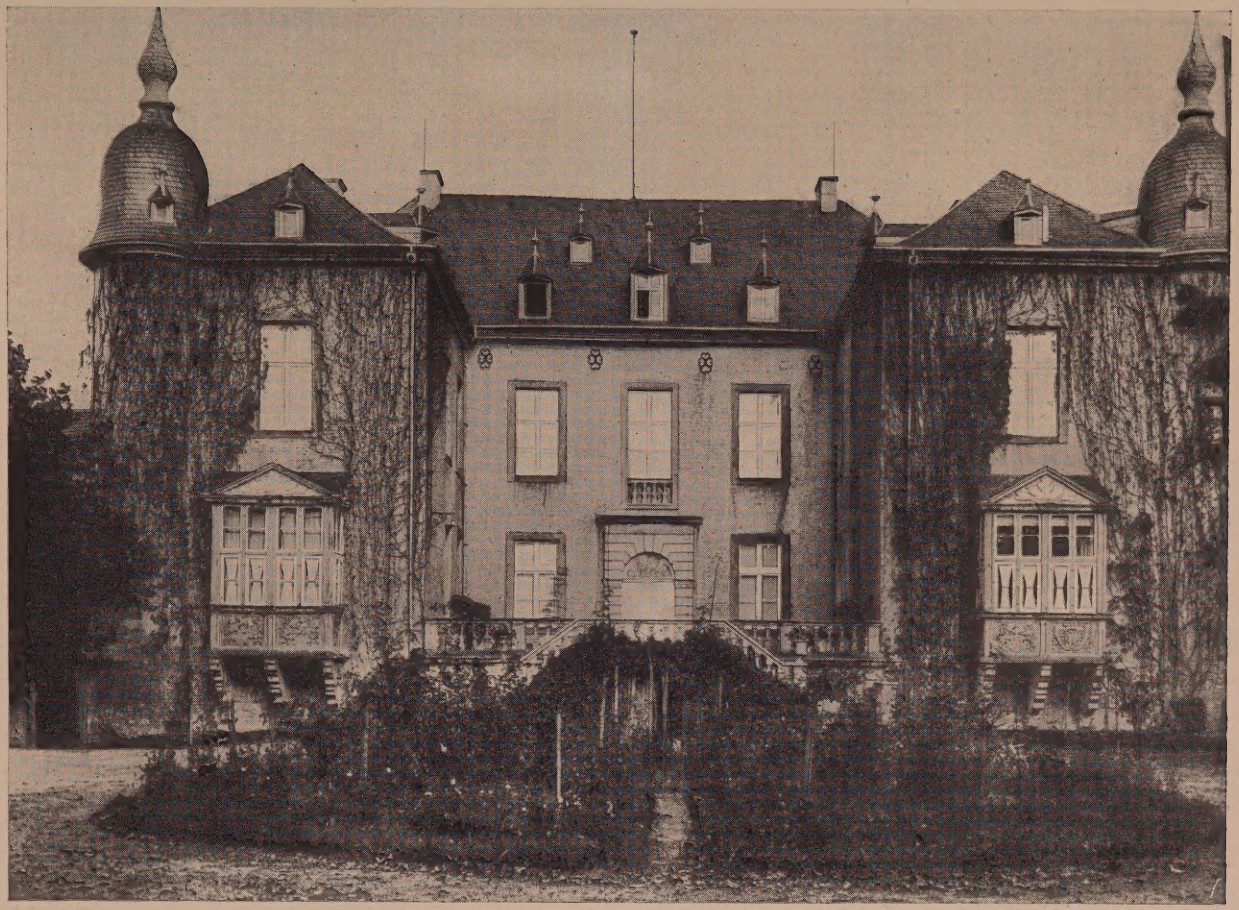


Abb. 153. Nörvenich. Gymnichsche Burg.

Die wenigen, heute erhaltenen Renaissance-Erker im Clever Lande bedienen sich anderer dekorativer Formen. Statt der strengen und klaren, breiten Aufteilung der Erker von Nothberg (Abb. 152), der Harffschen und Gymnicher Burg in Nörvenich (Abb. 150, 153) ist alles malerischer und spielerischer geworden.

Unweit der Landstraße von Rees nach Isselburg, etwa auf halbem Wege, liegt Haus Elmpt, das im Jahre 1570 einen reichgegliederten Erker erhalten hat (Abb. 151). Mit schmalen, rundbogig geschlossenen Fenstern, von jonischen Pilastern eingerahmt. Die verkröpften Stücke der Brüstung und des Gebälks über und unter diesen Pilastern mit Masken geschmückt. Ein phantastischer Giebel, an den sich vergnüglich zwei Panshermen lehnen.

Der Erker zu Nothberg (Abb. 152, 167) und der zu Elmpt repräsentieren die beiden Strömungen, die der Renaissancekunst am Niederrhein die charakteristischen Formen zutrugen. Der Ausbau auf Nothberg wird auf den Jülicher Kreis um Alessandro Pasqualini und Joist de la Court zurückgehen. Elmpt auf den Einfluß der Niederlande.

Abb. 154. Schloß Horst. Dienerflügel. Hofseite. Heutiger Zustand. Vgl. Abb. 156.

Die beiden Strömungen fließen am Niederrhein nebeneinander und bleiben territorial getrennt. Hier Herzogtum Jülich. Dort Herzogtum Cleve. Bis sie auf einem neutralen Boden sich treffen. Im kurkölnischen Vest Recklinghausen. Auf dem Schlosse Horst im Broiche bei Essen an der Ruhr (Abb. 154, 156, 158, 159, 160).

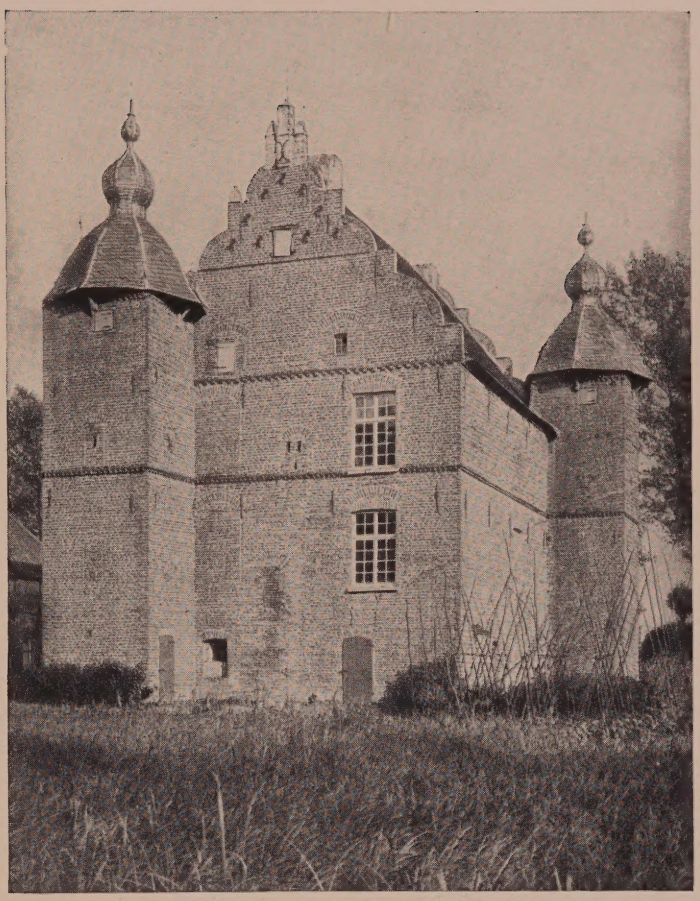


Abb. 155. Haus Stockum bei Neersen.

Rüttger von der Horst, kurkölnischer Marschall und Statthalter des Vests Recklinghausen, einer der politisch einflußreichsten Männer am Hofe der Erzbischöfe von Köln, hatte im Jahre 1559 vor die Hoffassaden seines zweiflügeligen, rechteckig gelegenen Hauses eine Galerie bauen lassen (Abb. 156). Einer der beiden Flügel ist noch erhalten (Abb. 154). Es war der Diener- oder Küchenflügel. Sein oberstes Stockwerk faßte indessen die herrschaftlichen Schlafräume. Hier und im Untergeschoß läuft der Hoffront entlang ein Korridor, eine Galerie, die sich im anschließenden Herrenhause fortsetzt. Das Zwischengeschoß des noch erhaltenen Flügels war für die Dienerschaft bestimmt.

Breite Pfeilervorlagen rahmen die Fensterpaare der geschlossenen Arkaden ein, gewinnen nach oben an Leichtigkeit und Gliederung, bis im obersten Geschoß eine Nische mit Muschel und jonischen Säulen sich in das Mauerwerk gegraben, in der früher Statuen standen. Diese Nischen schließen sich dem Bogenreigen der Fenster an. Ein Stirnband läuft um den Bau und wird von den Fensterbögen am Herrenhaus fortgesetzt (Abb. 156). Das Detail wie die ganze Aufteilung des Dienerflügels ist voller Reiz.

Das Herrenhaus hat wie der Erker auf Elmpt (Abb. 151) schmale Fenster eng aneinander gereiht. Nur überschlägt der trennende Pilaster, den Gewölbebögen der inneren Galerie entsprechend, immer ein Fenster. Auf Horst wird indessen ein dekorativer Reichtum entfaltet, dem gegenüber der Erker in Elmpt dürftig erscheint. Ja, das Jahrhundert hat keinen zweiten Bau, in den Rheinlanden und Westfalen ganz sicherlich nicht, wieder mit einer solchen üppigen Fülle geschmückt, ja geradezu überschüttet. Es ist ein Ornamenten- und Groteskenreichtum von einer unerschöpflich künstlerischen Phantasie. Jede der Fenstereinrahmungen hat andere Formen

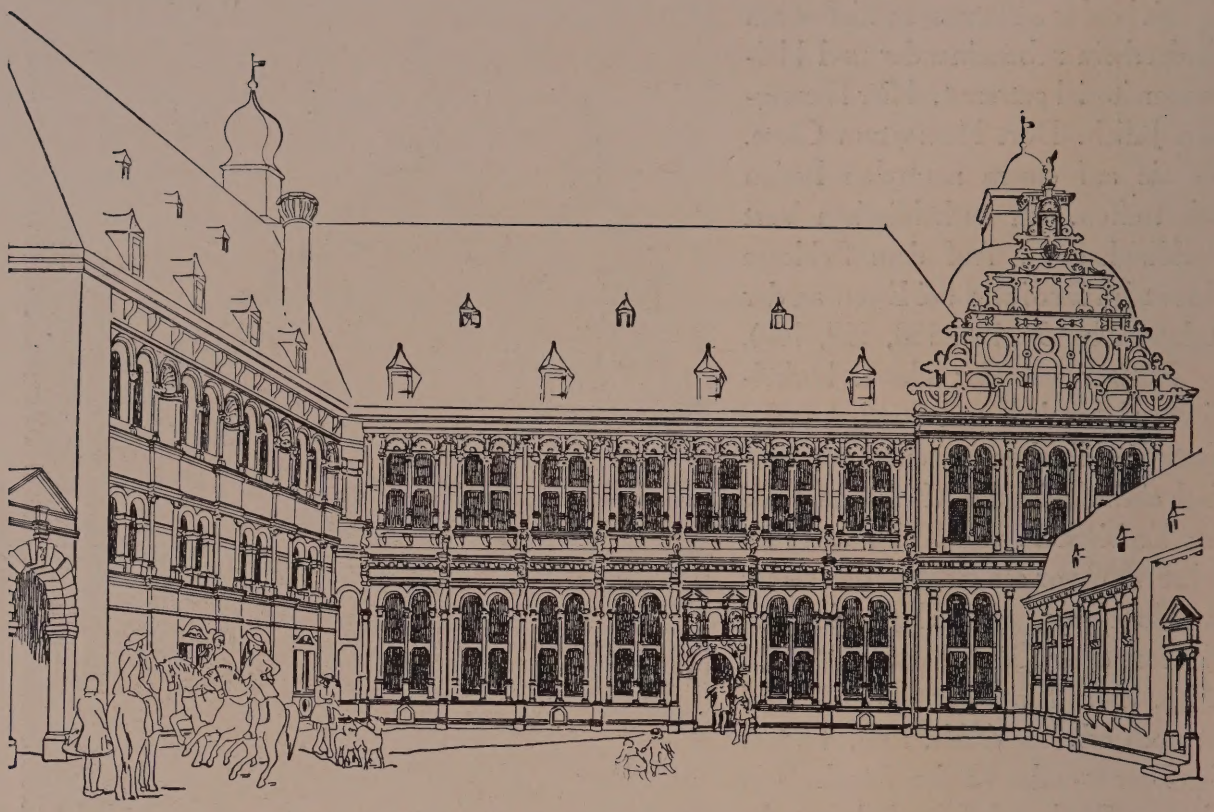


Abb. 156. Schloß Horst im Broiche. Ehemaliger Hof des Herrenhauses.
Nach einer Darstellung im Jahre 1841 auf Schloß Hugenpoet.

des Rollwerks gezeichnet. Jede der Muscheln über den oberen Fenstern eine andere Gestalt. Zwischen den Fensterpaaren ruhen auf Karyatiden reich ornamentierte Balustersäulen. Unter diesen verkröpft sich das trennende Gebälk, und eine elegante Konsole ist die vermittelnde Überleitung zu den jonischen Pilastern des unteren Geschosses. Jede der Karyatiden führt ihr persönliches Dasein. Die Fassade hat nichts von der strengen Aufteilung des Schlosses zu Jülich. Sie ist ganz noch erfüllt von dem Bewegungsstile der Spätgotik. Sie ist nicht mit einem Blick als klare geometrische Form zu fassen wie ein Bauwerk der italienischen Renaissance. Das Auge spaziert in dem Reichtum des ornamentalen und dekorativen Schmuckes.

Die alte Zeichnung des Schloßhofes von Horst vom Jahre 1841 (Abb. 156), wenige Jahre bevor der Hauptteil der Anlage niedergelegt wurde, kann indessen gar keine Vorstellung von dem Reiz des Details, seinem phantastischen Reichtum, der eleganten Zeichnung, dem köstlichen Humor der Grotesken und dem prickelnden malerischen Reiz der hellen plastischen Dekorationen auf dunklem Backsteingrunde geben. Man müßte dafür schon Detailaufnahmen zur Hand nehmen, die ich an anderer Stelle behandelt habe*.

* Klapheck: Die Meister von Schloß Horst. I. Abschnitt. Abb. 1, 3, 4, 6–41, 53–70, 72–74, 80–90, 95, 97–104, 106, 109, 110, 112–115, 117, 119–121, 132.

Das Glanzstück der Hofgestaltung war der reichgegliederte Prachtgiebel, der über dem früheren Eingang sich erhob. Zierliche Hausteinbänder und Kreise, und die Voluten in delikates Stabwerk übergehend.

Der Baumeister von Horst war Arndt Johannssen, Fabrikmeister, d. h. Stadtbaumeister von Arnheim. Und seine Hauptmitarbeiter der „Steynhower und Antixsnyder" Laurentz von Brachum aus Wesel und die „Byldenhewers" Heinrich und Wilhelm Vernukken aus Calcar. Sie haben die architektonische Gliederung der niederländischen Chorschranken, Chor- und Ratsgestühle, wie die zu Kampen, Enkhuyzen, Dortrecht und Nymwegen in das Monumentale zu übertragen gesucht. Aber das dekorative Detail ist weit reicher geworden. Am nächsten mag der Herrenhausfassade auf Horst in der Gliederung und im Detail das Ratsgestühl zu Nymwegen stehen. In der Arnheim benachbarten Stadt hat Meister Willem van Noremberg im Jahre 1605 in dem „Kerkbog" einen Giebel geschaffen, der dem in Horst ebenfalls nahe verwandt ist (Abb. 157). Es ist der schöne Bogen, der von dem Marktplatze nach dem Stephanskirchplatz führt und über den die Kirche des heiligen Stephan ihre abwechselungsreich gegliederte Haube hinausrückt. Eine malerische Gruppe mit dem Giebel der rechts angrenzenden Stadtwage.

Abb. 157. Nymwegen. Marktplatz. Blick auf St. Stephan und den „Kerkbog"

Es ist leider nicht möglich, ein klares Bild der baukünstlerischen Tätigkeit des Arndt Johannssen in seiner Vaterstadt zu zeichnen. Verschiedene Stadtbrände haben sie heimgesucht. Die ehrwürdigen monumentalen Erinnerungen sanken in Trümmer. Arnheim ist eine moderne Stadt geworden. Nur ein Giebel der Rhijnstraat könnte an Arndt Johannssen erinnern und steht dem in Horst und Nymwegen wieder sehr nahe. Dann die Fassade des sogenannten Teufelshauses, des früheren Stadtpalastes des gefürchteten gelderischen Kriegsobersten Marthen van Rossem. Sie hat eine Aufteilung und eine Gliederung wie die des Herrenhaushofflügels in Horst. Vielleicht war sie auch ähnlich reich mit ornamentalem und figürlichem Schmuck versehen. Das 19. Jahrhundert hat pietätlos alles beseitigt.*

* Klapheck: Meister von Horst. Abb. 42 u. 43.

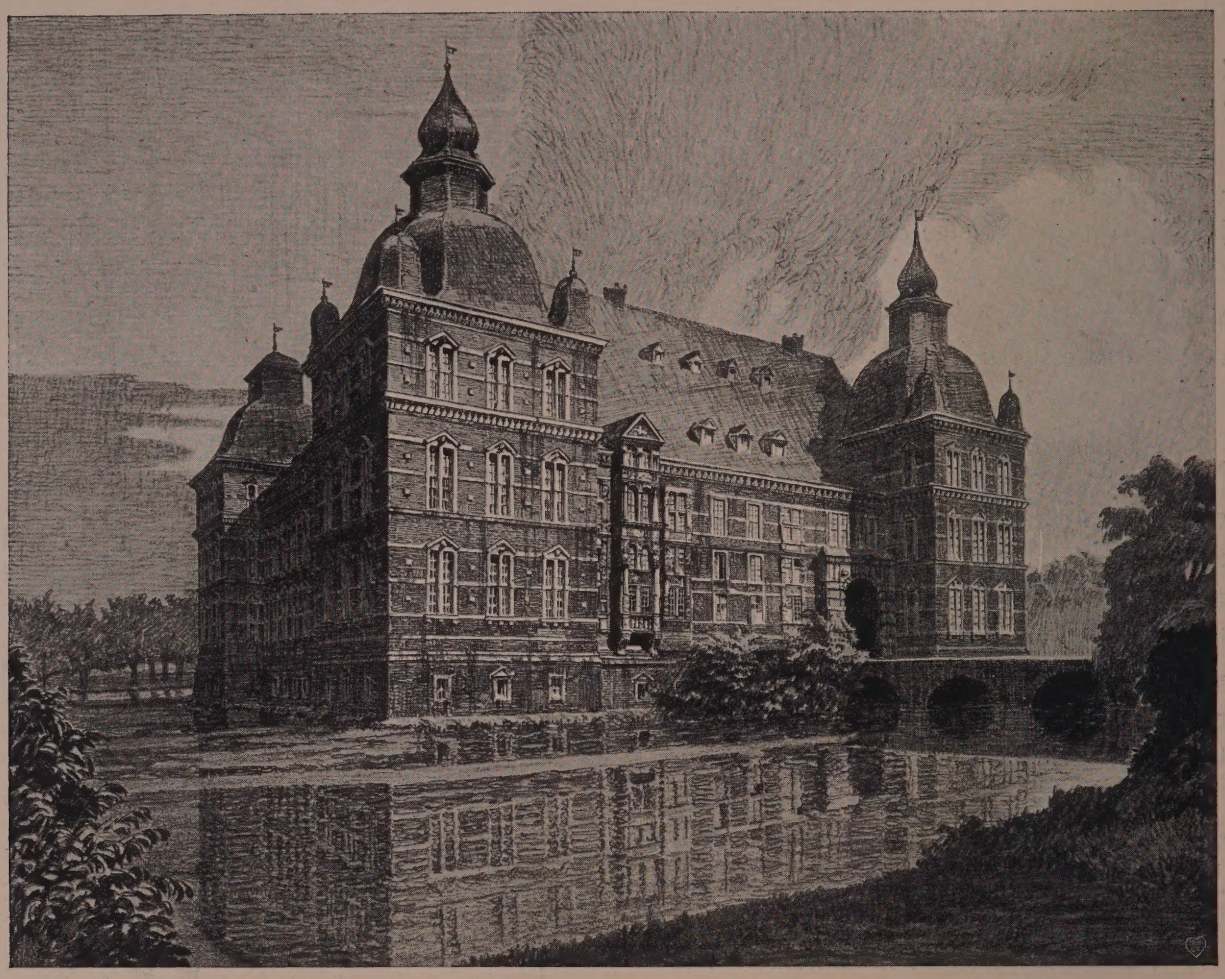


Abb. 158. Schloß Horst im Broiche. Blick auf die Nord- und Ostfassaden.
Wiederherstellungsversuch von Richard Klapheck. Vgl. Abb. 159.

Der Mittelpunkt dieser dekorativen Kunstrichtung von Arnheim, Nymwegen und Horst war Utrecht, die Stadt des Jacob Colyne de Nole, der neben Cornelis Floris in Antwerpen nach der Rückkehr aus Rom die Formensprache der italienischen Renaissance in das Flämische übersetzte und eine groteske, malerische Dekoration schuf.

Die vollkommen anderen klimatischen und Lebensbedingungen machten eine Übertragung der Baukunst der italienischen Renaissance nach dem Norden, nach einem Lande, das von Kanälen durchzogen ist und über dem der Dunst der Atmosphäre der Seenähe und des Nebels schwebt, unmöglich. Der Einfluß Italiens und der damals beliebten Romreisen konnten den nordischen Bauorganismus nicht wandeln. Das steile, spätgotische Dach herrschte weiter. Die schmalen, eng aneinander gereihten Fenster wurden beibehalten. Keine Aufteilung der Fassade nach geregelten klaren Verhältnissen trotz der Vitruv und der italienischen

Bautheoretiker, die damals durch die Übersetzungen des Pieter Coecke van Aelst die niederländischen Baumeister beschäftigten. Was man der neuen Baukunst Italiens entnahm, waren Baudetails, Säulen, Profile, Friese, Masken, Medaillons und dekorativer Schmuck. Und man verwandte sie an den Fassaden weniger streng architektonisch, sondern wie Ornamente in malerisch barockem Geschmack.

Von der Kunstblüte Utrechts aus den Tagen Colyne de Noles ist nur wenig erhalten. Der Bildersturm und die Spanierkriege haben zu viel beseitigt. Was aber das Utrechter- und Gelderland mit Nymwegen und Arnheim zu leisten imstande war, kann uns am besten das Schloß zu Horst erzählen.

Es war die reichste Leistung des Colynekreises. Wie an den Fassaden herrschte auch in den Korridoren und Räumen, an Portalen und Kaminen ein prunkvoller Reichtum an plastischem Schmuck, der von den Meistern Laurentz van Brachum, Heinrich und Wilhelm Vernukken stammt. Ihr Werk stellt das Schlußkapitel jener niederrheinischen Bildschnitzer dar, die man die Schule von Calcar nennt.

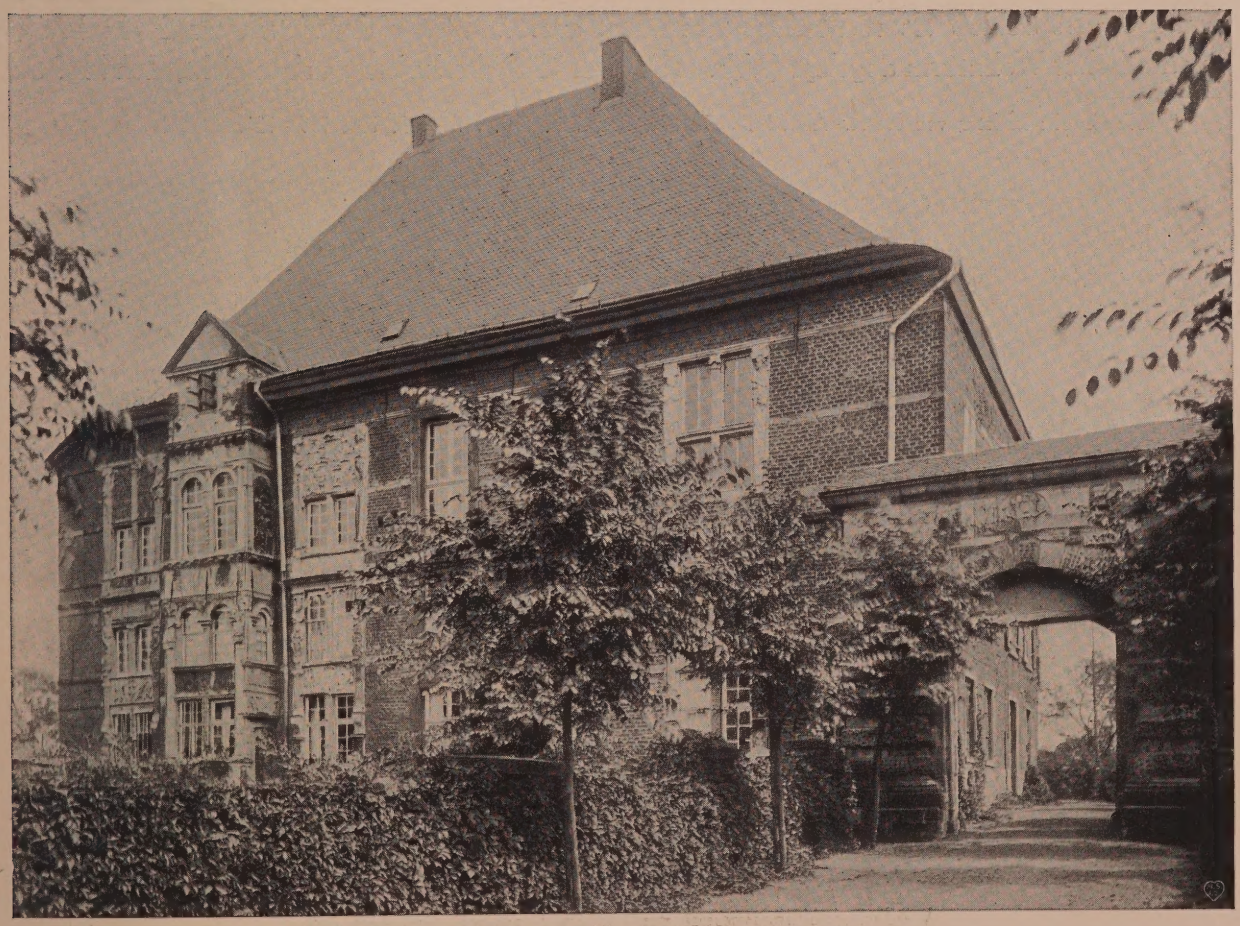


Abb. 159. Schloß Horst. Eingangsfassade. Heutiger Zustand.
Vgl. Wiederherstellungsversuch in Abb. 158.

In den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts erfährt Schloß Horst einen weiteren Ausbau. Ein französischer Meister, Joist de la Court, tritt in den Dienst des kurkölnischen Marschalls. Im Inneren entstehen neue Kaminbauten, die eines Jean Goujon, aller Wahrscheinlichkeit der Lehrmeister des Joist de la Court, würdig gewesen. An Stelle der urwüchsigen, grotesken Renaissancedekoration der Niederlande hält die französische Eleganz ihren Einzug*.

Und auch das Äußere des Hauses erhält eine andere Gestalt.

Damals, als Joist de la Court nach Horst kam, war Wilhelm Vernukken mit dem Schmuck der Eingangsfassade beschäftigt (Abb. 159). Dem Bauherrn gefiel der Entwurf aber nicht. Der französische Meister korrigierte. Und so entstand die echt französische Lukarne. Ihr Detail, Grotesken, Kartuschen und Bandwerk, wird zwar von dem niederländischen Meister stammen. Auch die übrigen Achsen erhalten nach französischem Vorbilde durch plastischen Schmuck die starke vertikal aufsteigende Note, die die horizontalen Gesimse nicht mehr zu Worte kommen läßt.

Joist de la Court hatte vor und nach den Einfluß der niederländischen Meister verdrängt. Schließlich wurde ihm die ganze Bauleitung übertragen. Nach dem Vorbilde von Ancy-le-Franc baute er das Schloß als rechteckige Hofanlage aus. An jeder der Ecken ward ein breiter quadratischer Wohnturm angelegt (Abb. 158). Der Giebel erlaubte es aber nicht, den Hof auf

* Klapheck: Meister von Horst. Abb. 97, 100—104, 106, 109, 110, 112—115, 116, 119—121.

Abb. 160. Schloß Horst. Ansicht von Süden.
Wiederherstellungsversuch von Richard Klapheck. Vgl. Abb. 156.

allen vier Seiten mit gleich hohen Flügeln zu schließen (Abb. 160). Joist de la Court entsann sich des Eingangsflügels von Schloß Ecouen, wo er als Gehilfe seines Meisters Jean Goujon vielleicht mit tätig gewesen, schloß die Südseite auf Horst mit einem einstöckigen Laufgange und gab ihm das schön geschwungene barocke Dachprofil. An Stelle des triumphtorartigen Einganges auf Ecouen trat auf Horst der breite, anmutige Hängeerker.

Nach zwanzigjähriger Bautätigkeit war der Schloßbau des kurkölnischen Marschalls vollendet.

Der französische Meister hat mit dem Quattro-Torre-Motiv und den zwei neuen Verbindungsflügeln den beiden niederländischen Galerien einen so geschlossenen Rahmen gegeben, daß bei einem ersten Besuche man die verschiedenen Bauphasen gar nicht erkannt haben wird. Es ist eine geschickte Überleitung, eine Anpassung des späteren Ausbaues an den ersten Neubau. Genauer betrachtet, wird man indessen die Hand der einzelnen Meister bald klar erkennen können. Und wo diese später an anderen Orten einen selbständigen Auftrag erhielten und kein anderer den Entwurf wieder änderte und weiter ausarbeitete, da tritt die künstlerische Eigenart der einzelnen Baukünstler auch klarer zutage.

Der Kreis um die Meister von Schloß Horst ist sehr ausgedehnt. Arndt Johannssen, der erste Baumeister, der Schöpfer des Prachtgiebels, hat neben seiner Tätigkeit auf Horst gleichzeitig in den sechziger Jahren wahrscheinlich Schloß Frens im heutigen Kreise Bergheim ausgebaut (Abb. 161—164). Laurentz von Brachum, der an der Ausführung der Galerien in Horst einen wesentlichen Anteil hatte, hat im oberen Lippetale die Schlösser Geist, Assen, Hovestadt, Crassenstein u. a. errichtet. Seine künstlerische Eigenart setzte sein Sohn Johannes fort. Doch das liegt außerhalb des Rahmens unserer „Baukunst am Niederrhein". Von Wilhelm Vernukken stammt die köstliche Rathausvorhalle in Köln. Heinrich Tußmann, ein Mitarbeiter des Arndt Johannssen, ist der Meister des alten Düsseldorfer Rathauses, und Joist de la Court fand im Herzogtum Jülich eine Stätte reicher Betätigung.

Der Ausbau von Schloß Frens bezieht sich in der Hauptsache auf den Schmuck der Eingangsfassade (Abb. 161—164).

Das alte Haus aus dem 15. Jahrhundert bestand aus drei rechtwinklig zueinander um einen Hof gelagerten Flügeln mit Treppengiebeln und an den Ecken Türmchen, ähnlich denen der Frenzer Burg (Abb. 133) und der Vorburg von Burgau (Abb. 136). Zwischen den beiden Giebeln am Ende der Seitenflügel war als Abschluß des Hofes ein niedriges Torhäuschen eingebaut*.

Dieses Torhaus und die beiden Giebel mit den Ecktürmchen zur Seite erhielten nun unter Adolf Raitz von Frentz und seiner Gattin Henrica von Willich zu Bernsau durch Arndt Johannssen einen reichen dekorativen Schmuck, der auch auf die Fenster der unteren Stockwerke sich fortsetzte und die Fassade einheitlich gestaltete. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde die Anlage verändert. An Stelle der reizvollen Ecktürmchen traten breite quadratische

* Eine alte Zeichnung des früheren Zustandes bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Bergheim. Düsseldorf 1899. Abb. 24. — Klapheck: Meister von Schloß Horst. Abb. 154.

Abb. 161. Schloß Frens. Blick durch das Portal der Vorburg auf die Fassade des Herrenhauses.
Vgl. Abb. 162, 163.

Wohntürme mit einer barocken Haube und einer offenen achteckigen Laterne (Abb. 162), die aber den Giebeln zur Seite eine allzustarke Konkurrenz machen. Die Seitenansicht ist ganz unglücklich*. Damals wurden auch, abgesehen vom Mittelbau, die Sandsteinbänder herausgeschlagen und die Kreuzfenster durch modernere Formen im Geschmacke einer Zeit, die mehr geschwungene Linie und Bewegung an den Fensterrahmen liebte, ersetzt.

Die heutige Wirkung ist dennoch nicht ohne Reiz. Vor allem, wenn das Bossenportal der Vorburg mit seinen Pfeilern die quadratischen Ecktürme verdeckt (Abb. 161).

Die ganze Anlage von Untergebäuden und Herrenhaus ist klar übersichtlich um eine Hauptachse aufgebaut. Zwischen den beiden schlichten Backsteinflügeln, die die Vorburg gegen den vorderen Wassergraben gestellt hat, steht am Ende der in den Hof führenden Brücke das schöne Portal in seiner kräftigen Bossengliederung (Abb. 161). Über den Pfeilern Pyramiden auf Steinkugeln. Über dem Bogen das Allianzwappen der Franz von Frentz und Isabella von Brabeck, die Ende des 17. Jahrhunderts das Außentor angelegt haben. Drei rechtwinklig gelagerte Flügel rahmen den Vorhof ein. Eine zweite Brücke führt über die Gräfte von hier auf die Insel des Herrenhauses (Abb. 162). Der Bogen des Außentores gibt dessen zurückliegender Fassade einen wirkungsvollen Rahmen (Abb. 161).

Die Hauptfassade stellt eine symmetrische Anlage dar. Zwischen den beiden seitlichen Giebeln ist das mittlere Torhaus mit dem vorspringenden Giebelrisalit in seinen Verhältnissen ausgezeichnet eingestellt. In der Höhe des Giebelansatzes tritt der Mittelbau etwas zurück. Und eine Balustrade läuft nach beiden Seiten vor dem zurückliegenden oberen Geschosse. Das ist eine sehr geschickte Verbindung zu den beiden seitlichen Giebeln. Und ein Faktor, der dem mittleren Giebel den vorherrschenden Akzent gibt. Von der Spitze der Außengiebel gleitet das Auge

Abb. 162. Schloß Frens.

* Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Bergheim. Abb. 25. — Klapheck: Meister von Horst. Abb. 153.

Abb. 163. Schloß Frens. Mittelstück der Herrenhausfassade. Vgl. Abb. 161 u. 162.

über die abfallenden, lustig bewegt ausladenden und wieder nachgebenden Linien hinunter zu den Balustraden. Und diese führen es weiter, hinauf zu dem Mittelgiebel.

Auch das Portal der Brücke, die in das Herrenhaus leitet, steht mit den Pfeilern und deren Akroterien ausgezeichnet im Bilde (Abb. 161).

Zwischen den drei klar profilierten Horizontalgesimsen der Seitengiebel hat Arndt Johannssen in einer Verbindung von Hausteinbändern, Kreisen und Kreisausschnitten einen wirkungsvollen Schmuck geschaffen (Abb. 162). Hier sind auch noch die alten Hausteinkreuze erhalten. Zwei Paar schmale, enge, nebeneinander stehende, je mit einem Halbbogen geschlossene Fenster. Mit diesen Fenstern und Bändern muß man früher die ganze Fassade belebt sich denken. Die Verwandtschaft mit Horst ist offensichtlich (Abb. 156, 160). Nur dürften die Giebel auf Frens klarer umrissen gewesen sein. Statt der launenhaften Eckformen scharf gezeichnete Voluten mit vorspringenden Stumpfnasen.

Reicher ist der Schmuck des Mittelbaues (Abb. 163). Hier hat das 17. Jahrhundert, von dem Türrahmen im ersten Stockwerk abgesehen, keine wesentlichen Änderungen geschaffen. Die neue Türeinfassung sitzt aber ganz vortrefflich in dem reichen dekorativen Rahmen der Nachbarschaft.

Unten der breite Türbogen mit fassettierter Einfassung. Zu beiden Seiten Doppelpilaster mit Stabwerk verziert. Zwischen den Pilastern auf jeder Seite in einer Nische die Figuren der beiden Schutzpatrone des Hauses. Darüber das breite und reich gegliederte Gesims. Drei Löwenkonsolen tragen den Balkon. Sein schönes Geländer führt den dekorativen Schmuck aus den Feldern zwischen den Pilasterkonsolen weiter, so daß ein breites, reiches Band der Unterbau der oberen Pilastergliederung wird. Der Giebel oben ist in der Zeichnung der dünnen Bänder reizvoller und in den Massen feiner als die beiden zur Seite.

Es ist eine sehr geschickte Steigerung der Bildwirkung, die die Auffahrt in den Hof begleitet. Zunächst die schlichten Backsteinhäuser der Vorburg. In ihrer Mitte leuchtet das barocke Außenportal. Dann die geschlossene Komposition der Hauptfassade mit der klaren Fernwirkung der Hausteinbänder auf rotem Grunde. Jammerschade, daß das 17. Jahrhundert oder vielleicht die Instandsetzung im 19. Jahrhundert den Bau verputzt hat. Der farbige Effekt hat dadurch sehr gelitten! Auf der Brücke zum Herrenhause fesselt das reiche Detail des mittleren Risalits. Unter seinem Torbogen führt der Weg in den Hof des Herrenhauses. Und hier erst erwartet uns das Juwel des Ausbaues von Arndt Johannssen. Von dichtem Efeu umrahmt, ein Wandbrunnen (Abb. 164).

Von der mürrischen, wortkargen Rustika des Außenportales zu der festlich geschmückten einladenden Fassade des Herrenhauses. Dann zu der aristokratischen Eleganz, der elastischen Gliederung und dem reichen Detail des Brunnens. Sein Giebel, ein Kartuschenwerk, kapriziös wie Filigranarbeit. Dieser Wandbrunnen ist im kleinen ein Schloß Horst. Die Niederlande, der er den ganzen Schmuck verdankt, können aber für ihn ebensowenig ein Gegenstück aufweisen wie für das Schloß des kurkölnischen Marschalls.

Auf einem niedrigen Unterbau rahmen vier elegante, kannelierte, jonische Pilaster drei Nischen ein. An den Pilastersockeln Kartuschenschmuck. Die mittlere Nische breiter und höher als die beiden zur Seite. Diese mittlere faßt den eigentlichen Brunnen. Auf überreich verziertem Unterbau mit eigenwillig barocken Schnörkeln das Becken. Darüber zwei Delphine, die gierig sich zu dem Wasser nach dem Beckenrande hinunterschlängeln. Als Abschluß in einer Kartusche die wasserspendende Löwenmaske. Über den Wandpfeilern lastet ein reich gegliedertes, mit einem figürlichen Relief geschmücktes Gebälk. Das Detail seiner Profile ist sehr fein. Über einem Kartuschenband schließt ein Kartuschengiebel den Wandschmuck ab. Das Vorbild eines Wandbrunnens oder Grabmals Italiens hat hier die entzückendste und eleganteste nordisch-groteske Umbildung erfahren.

Frens, kurkölnisches Territorium, liegt in nächster Nähe des jülichschen Amtes Bergheim.

Abb. 164. Schloß Frens. Wandbrunnen im Hof des Herrenhauses.

Daß sein reicher, malerischer Schmuck die Aufmerksamkeit der damaligen regen Bautätigkeit auf den jülichschen Edelsitzen auf sich lenken würde, liegt nahe. Der Neubau der Deutsch-Ordens-Kommende in Siersdorf (Abb. 168, 169), den der Komtur Edmund von Reuschenberg im Jahre 1578 aufführen ließ, hat über dem Risalit des Einganges auch einen Giebel angebracht. Ebenso das Haus Rath bei Arnoldsweiler (Abb. 170) vom Jahre 1618. Interessanter ist der Prachtgiebel am Kornhause zu Düren (Abb. 165) vom Jahre 1588. Aber keiner von diesen hat jene reizvolle Gliederung wie die auf Horst und Frens. Die malerisch-groteske flämische Dekoration hat im Jülicher Lande nicht den Einfluß wie am unteren Niederrhein und in Köln gewinnen können. Ihr begegnete ein stärkerer Baueinfluß aus Südwesten, aus Frankreich.

* * *

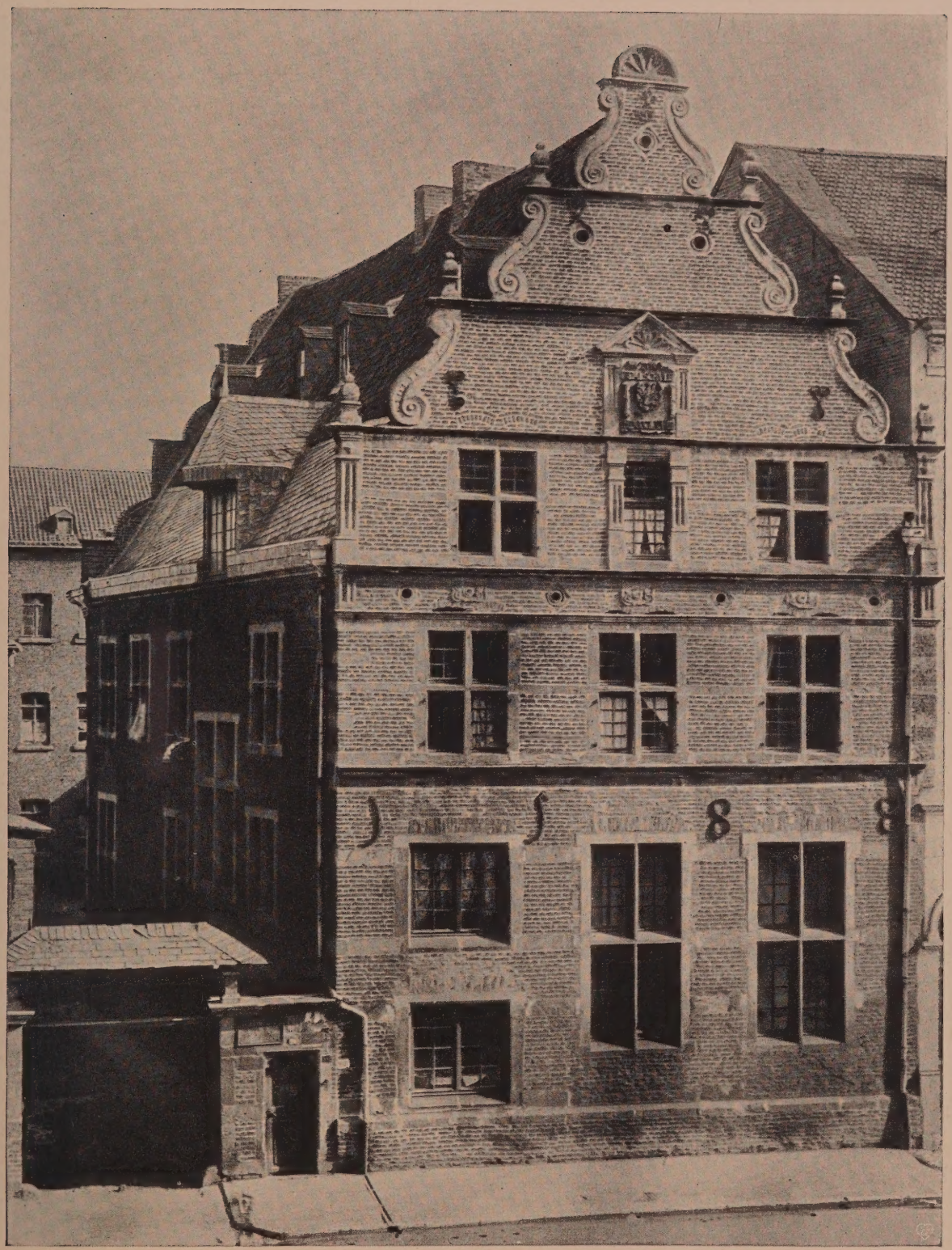


Abb. 165. Düren. Das ehemalige Kornhaus.

Abb. 166. Siersdorf. Ehemalige Deutsch-Ordens-Kommende. Portalbau zum Wirtschaftshof.

Das Verhältnis unserer niederrheinischen Renaissance-Denkmäler zu Frankreich bedarf noch eingehender Behandlung. Man hat bisher immer nur in Antwerpen, auch wohl in Utrecht, die großen Vermittler italienischer Renaissancekunst sehen wollen. Die Denkmäler einer strengeren Auffassung schrieb man indessen dem Einfluß der Tätigkeit Alessandro Pasqualinis in Jülich zu. Das wird nicht ganz zutreffen. Denn einer der wichtigsten Paten der niederrheinischen Kunst des 16. Jahrhunderts ist Frankreich gewesen.

Weniger in dekorativen Dingen. Malerei und Plastik hatten ihren Schwerpunkt in Antwerpen. Und der Export von Altären aus der Scheldestadt, erkenntlich an der Handelsmarke, einer ausgestreckten Hand, überschwemmte geradezu das Land am Niederrhein. Man darf diese Schnitzarbeiten vielleicht als einen der wichtigsten Ausgangspunkte der sogenannten Schule von Calcar ansprechen. Und der dort in den Arbeiten der Douvermann und van Tricht zu verfolgende Übergang von der Spätgotik zur Renaissance ist eine Parallelerscheinung der dekorativen Kunst in den benachbarten Niederlanden.

Daneben aber weist das alte Herzogtum Jülich plastische Arbeiten auf, die scheinbar Nordfrankreich und Burgund ihre Anregung verdanken. Für den Schloßbau wird man sogar besonders enge Beziehungen der beiden Länder feststellen können, während der bürgerliche Profanbau seine eigenen Wege ging. Tradition, Zweckmäßigkeit und Baumaterial hatten einen heimischen Wohnbautyp geschaffen, der im wesentlichen nicht allzusehr sich wandelte. Ähnliche Voraussetzungen erklären die Verwandtschaft mit den Bauten der Niederlande.

Die künstlerischen Beziehungen der Rheinlande zu Frankreich können auf eine große Geschichte zurückschauen. Als der glänzende Stern der Stauferzeit erblaßte, als die Reichsgewalt mehr und mehr in Schwäche verfiel, als die einzelnen Dynasten sich unabhängiger und selbständiger fühlten, da begann in Frankreich ein Stern am Himmelsbogen aufzugehen, der immer glänzendere Bahnen zog, der im Zenit das ganze Land überstrahlte und weit noch über die Grenzen hinaus leuchtete. In Ludwig XIV. schließlich hatte der absolute Wille königlicher Machtfülle seinen Höhepunkt erreicht. Die Herzöge und Grafen waren von der Gewalt des Königs abhängig. Aus einem Feudaladel war ein Hofadel geworden. Frankreich, politisch der wichtigste Faktor des europäischen Kontinents, war auch das führende Kulturland geworden.

In Frankreich hatten die Kreuzzüge ihren Ausgang genommen. Dieu le veut! Peter von Amiens und Bernhard von Clairvaux hatten für das Kreuz gepredigt. Das von den Kreuzfahrern geschaffene Königreich Jerusalem und die übrigen christlichen Fürstentümer im Orient wurden nach französischem Vorbilde eingerichtet. Auf ihren Thronen saßen französische Herzöge und Grafen. Frankreichs Könige glaubten ein Mandat des christlichen Europas gegen den islamitischen Orient zu haben.

Die Überlegenheit geistiger und künstlerischer Kultur unserer westlichen Nachbarn seit dem 13. Jahrhundert ist nicht allein in der politischen Vormachtstellung begründet. Mit der Blüte mittelalterlicher Kunst, Poesie und gesellschaftlichen Lebens war wieder der seit Jahrhunderten schlummernde Geist des Hellenismus in Frankreich erwacht.

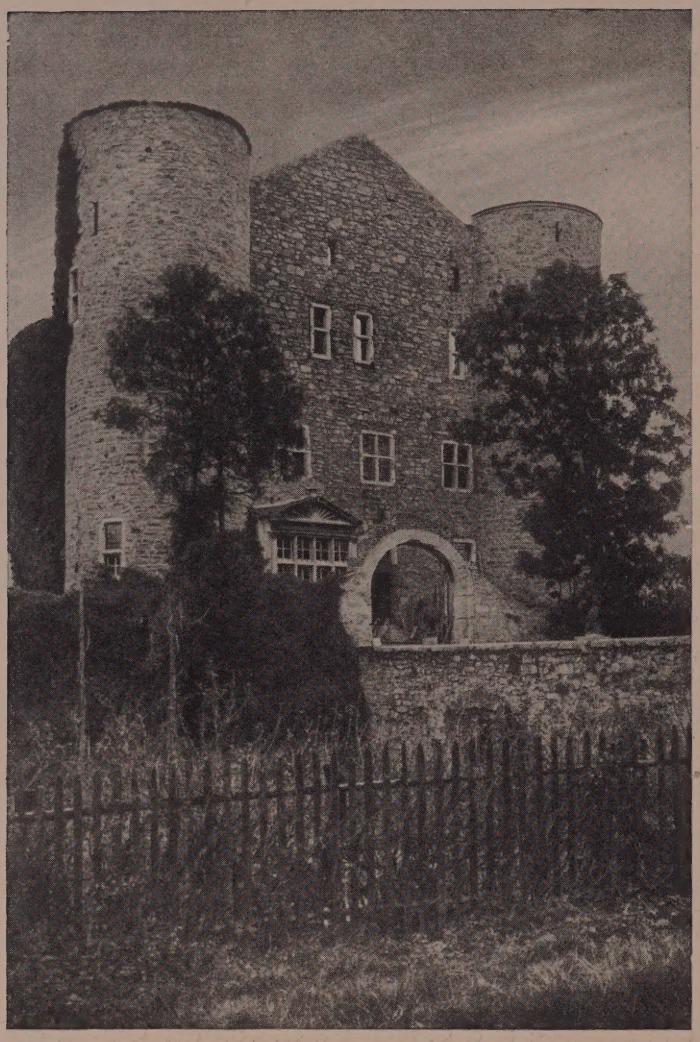


Abb. 167. Burg Nothberg. Vgl. Abb. 152.

Die Provence war einstmals griechisches Land, eine vollkommen hellenisierte Kolonie. Das Land der Rhône nannte noch das Mittelalter auf seinen Karten Griechenland. Der hellenistische Grundton ist hier niemals ganz geschwunden. Auch heute noch nicht. Frédéric Mistral, der Stolz der Provence im 19. Jahrhundert, besingt ganz homerisch die unglückliche Liebe der schönen und reichen Pächterstochter Mirèio und des armen Korbflechtersohnes Vincen. In der Seele der Mirèio weht ein jonischer Hauch. Der viel bewunderte „Type Arlésienne" ist heute noch griechischer Schönheit. Der Klang des Provenzalischen voll griechischen Wohllautes. Ihre Sänger, Félibres genannt, sind in ihrer Heimat eine achtunggebietende Macht. Die Träger einer Jahrhunderte alten Überlieferung. Die Erben der Troubadours. Und diese die Träger jonisch-kleinasiatischer Kultur. Weibliche Anmut, frohe Festlichkeit, Grazie, eine freiere Stellung der Frau und dekoratives Geschick der alten Jonier feierten an den Höfen der Troubadours ihre Auferstehung.

Das gesellschaftliche Leben war auf einen ästhetischen Grundton gestimmt. Es war eine Frührenaissance geistig feinster Art. Altjonische Etikette der Haltung, des Sichbewegens und Redens kam an den Liebeshöfen wieder zur Herrschaft. Der spätere „Salon" zwanglos geistigen Austausches ist ihr Erbe geworden*.

Der ritterliche Frauendienst der Troubadours trat in den Tagen, als die Kreuzzüge die Welt in Begeisterung hielten, in den Dienst der Kirche. Der Marienkult brachte seine schönsten

* Eduard Wechsler: Das Kulturproblem des Minnegesangs. I. 1909. — Moritz Hartmann: Tagebuch aus Languedoc und Provence. II. 1853, S. 264. — Die interessanteste Illustration des gesellschaftlichen Lebens auf den Rittersitzen der Provence gibt das mit Miniaturen reich geschmückte Pergamentmanuskript des Mönches Cébo von den Iles d'or, das in der Vatikanischen Bibliothek unter der Katalognummer 3024 aufbewahrt wird.

Blüten hervor. Die Provence schenkte der katholischen Welt das Ave Maria. Aus einer Demeter von Knidos, einer Nike von Samothrake, einer Diana von Ephesus ward eine Madonna oder eine heilige Elisabeth; aus den Klagefrauen von Sidon heilige Frauen der christlichen Kirche. An den Kathedralen von Corbeil und Reims stehen die plastischen Gestalten, ganz erfüllt von jonischer Grazie und Weichheit. Es ist wieder die alte, wunderbare künstlerische Einheit von Körper und Gewand. Der Rhythmus der Gewandfalten singt wieder die Melodie der Schwestern vom Parthenongiebel zu Athen. In ihrem Fließen, dem eminent entwickelten dekorativen Geschmack, redet wieder eine Kultur zu uns, die schon in römischer Zeit von Marseille über Lyon den Weg in das Moseltal nach der Kaiserstadt Trier gefunden hatte.

Die nächsten Folgen der Kreuzzüge sind in Frankreich am klarsten und frühesten ausgebildet. Das erhöhte Ansehen der Kirche, das in einer Fülle von Kathedralbauten seinen Ausdruck fand. In der Ile de France ward die Gotik geboren. Wandernde deutsche Baumeister suchten in der Heimat der neuen Baukunst in die Geheimnisse der gotischen Dombauhütten einzudringen. Für den Dom zu Köln übernahm man den Grundriß der Kathedrale von Amiens, für die Liebfrauenkirche in Trier den der Kirche St. Yved de Braisne bei Soissons.

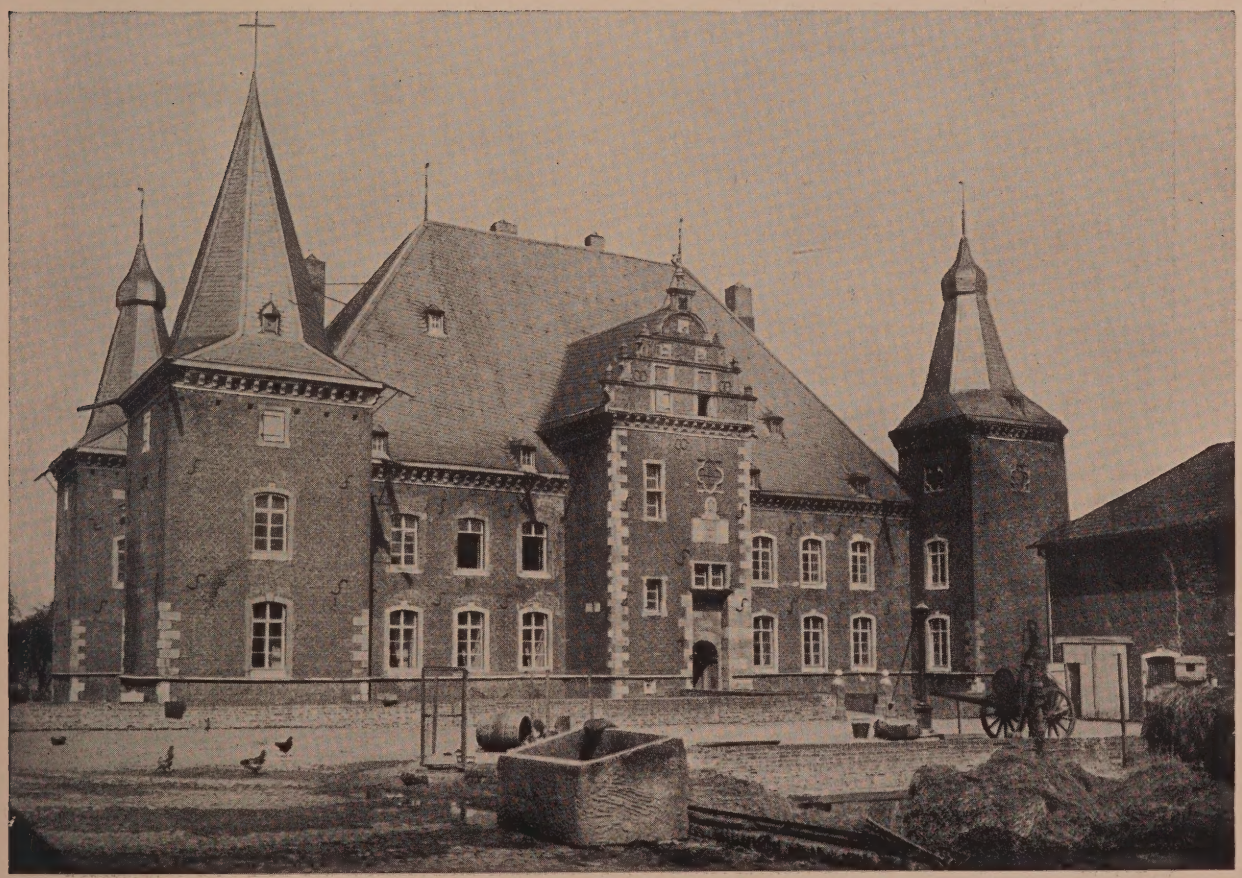


Abb. 168. Siersdorf. Ehemalige Deutsch-Ordens-Kommende. Vgl. Abb. 169.

Abb. 169. Siersdorf. Ehemalige Deutsch-Ordens-Kommende. Mittelstück. Vgl. Abb. 168.

Die Bamberger Domskulpturen gehen auf die Kathedralplastiken von Reims zurück. Haltung und Gewand sind die gleichen. Bei der Maria und Elisabeth, den Königs- und Papstgestalten, den Statuen der Kirche und der Synagoge. Das glänzendste Beispiel des Vordringens französischer Kunst sind die herrlichen Statuen der Ecclesia und Synagoge am Münster zu Straßburg.

Seit dem 13. Jahrhundert war Paris der Mittelpunkt aller Kulturarbeit geworden. Rom war nur ein Mekka. Paris das glänzende Bagdad. Seine Universität war die Hochschule Europas. Die Vertiefung religiöser Studien, die Folge der großen Völkerbewegung, fand hier ihre vornehmste Pflegestätte. Albertus Magnus und Thomas von Aquino, die in Paris gelehrt hatten, predigten später in Köln. Die Scholastik fand im Kloster der Dominikaner zu Köln, dann auf der dortigen Universität ein Ausstrahlungszentrum für Deutschland.

Neben Kirche und Kloster war das Rittertum ein Hauptträger geistiger und künstlerischer Kultur. Durch die Kreuzzüge hatte es eine hohe Bedeutung für den Staat und für das gesellschaftliche Leben gewonnen. Französische Ritter waren die Gründer des Templerordens. Nach dessen Vorbild wurde durch Raimond du Puy (1120—1160) der von dem Provencalen Gerhard im Jahre 1099 in Jerusalem gegründete Johanniter- oder Malteserorden umgestaltet. Das Leben der deutschen Ritter sah in Frankreich sein glänzendes Vorbild. Höfisches Leben, höfische Lyrik und Minnegesang. Das Schloß des französischen Adels ward wie die französische Kathedrale in den Nachbarlanden nachgeahmt. Freilich, das im einzelnen nachzuweisen, bleibt noch Aufgabe eingehender baugeschichtlicher Studien.

Die politische Machtstellung Deutschlands unter Karl V., der mächtige Aufschwung der deutschen Städte und die aus Italien vordringende neue Geistesrichtung der Renaissance und des Humanismus unterbinden vorübergehend etwas den Import und den Einfluß französischer Kunst. Damals blühte Antwerpen zu einem Rom des Nordens auf. Es war nicht allein die erste Handelsstadt Europas, auch ein Mittelpunkt antiker Studien und ein Sammelplatz der Künste geworden. Seine regen Handelsbeziehungen zum Niederrhein und dessen Metropole Köln vermittelten den Schmuck der neuen Kunst Italiens. Aber Antwerpen hat den Niederlanden keinen neuen Schloßbau schaffen können. Frankreich blieb hier weiter das Vorbild.

Mit dem Zuge Karls VIII. von Frankreich nach Italien und der Eroberung Neapels im Jahre 1495 beginnt ein neues Kapitel französischer Kunst- und Kulturgeschichte. Die Ritter, die ihren König begleitet haben, reden nach ihrer Rückkehr von einem gelobten Lande. Die Schätze, die sie und der Monarch mit nach Frankreich brachten, und die italienischen Künstler, die im Gefolge Karls VIII. den Weg nach Frankreich fanden, waren ein Rebstock vom Bache Eskol. Rom war das Kanaan der französischen Kunst geworden. In den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts sind die führenden Renaissancekünstler Frankreichs in Rom, und voller Bewunderung stehen die spätgotischen Meister vor den Werken der alten Ruinenstadt und des neuen Roms Bramantes.

In diesen Tagen ward die französische Baukunst von dem Geiste italienischer Renaissance befruchtet: das Kind, das sie gebar, mußte „gefreut" ausfallen. Das französische Renaissance-

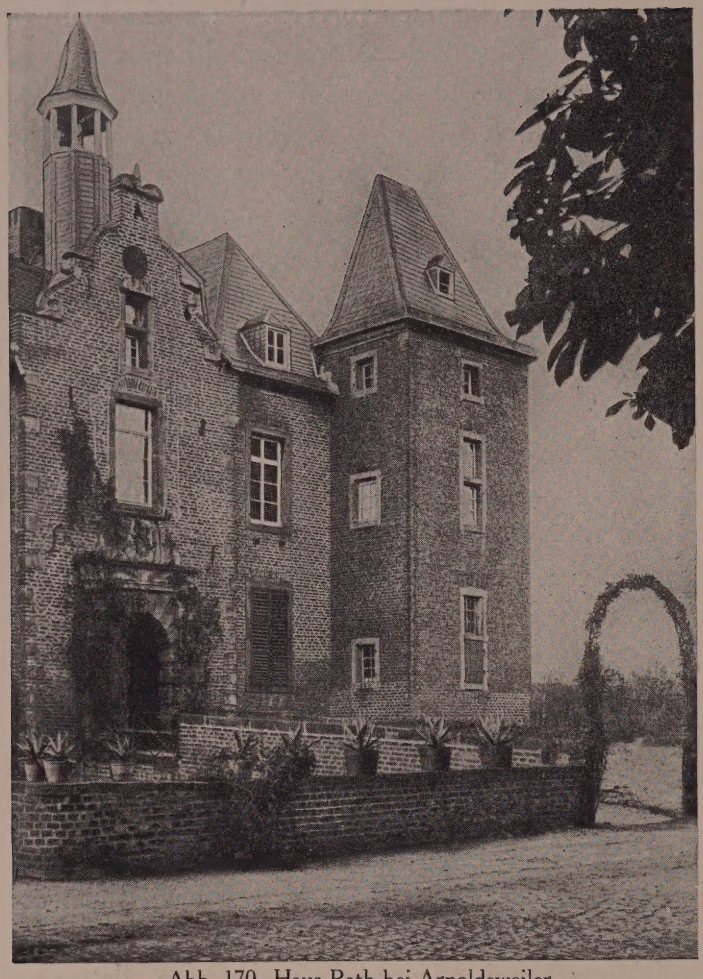


Abb. 170. Haus Rath bei Arnoldsweiler.

schloß. Die alte Feudalburg, gepaart mit dem Schmuck der Antike, der heiteren Liebenswürdigkeit italienischer Renaissance-Ornamente und einer strengeren Auffassung in dem Verhältnis der einzelnen Bauteile zueinander. Der finstere mittelalterliche französische Burghof weitete sich. Und zog einladende Bogenstellungen um sich herum.

Das alte Vorbild französischen Rittertumes wirkte weiter auf die Nachbarländer, die Niederlande und die Rheinlande. Und später weit über diese hinaus. Die bequemen geographischen Verbindungen des Herzogtumes Jülich nach Frankreich hielten die alten Beziehungen wach. Das Bündnis Wilhelms des Reichen mit König Franz I. knüpfte auch enge politische Bande. Der ruhige Fluß nordfranzösischer Schloßbaukunst in das niederrheinische Nachbarland ist in einer Reihe von Baudenkmälern klar zu verfolgen.

Die Burg zu Nothberg (Abb. 167) ist noch das mittelalterliche, wehrhafte französische Manoir. Ein rechteckiger Bau mit runden, ungegliederten Ecktürmen. Der Ausbau vom Jahre 1555 mit dem neuen Erker- und Portalschmuck hat den abweisenden Feudalcharakter nicht zu wandeln vermocht.

Aus der noch mittelalterlichen Anlage in Nothberg wird in der Deutsch-Ordens-Kommende in Siersdorf (Abb. 168) vom Jahre 1578 ein französischer Renaissance-Herrensitz. Aus den runden Wehrtürmen an den Ecken sind quadratische Wohntürme geworden.

Das 18. Jahrhundert hat leider den interessanten Bau verändert. An Stelle der Renaissancekreuzfenster sind, wie bei dem Schloßbau in Frens, Stichbogenfenster getreten. Nur an dem Mittelrisalit sind noch die alten Formen erhalten (Abb. 169). Es ist ein besonderer Reiz der alten Fenster, daß ihnen statt der ausgeglichenen Eleganz des 18. Jahrhunderts noch so viel Handwerkliches der Steinmetzenarbeit anhaftet. Oft sind die Fensterrahmen nur nach innen bearbeitet und hier mit einer Kerbe versehen, die für die farbigen Schlagläden bestimmt war. Nach außen ist der Stein roh behauen. Die Horizontalbalken stehen über.

In der Aufteilung des Mittelrisalits sitzen die alten Fenster besser in der Fläche als die des 18. Jahrhunderts auf den seitlichen Flügeln. Die späteren Fenster sind reichlich breit für den Rahmen der Fassade.

Über einen 13 m breiten und 6 m tiefen, gemauerten Graben führte früher die Zugbrücke und ward, wenn sie hochgezogen war, in der Blende des eckigen Türrahmens gehalten. Dahinter, etwas zurückliegend, der rundbogige Eingang. Über dem Rahmen schauen neugierig zwei Gucklöcher, ein zweiteiliges Oberlicht, auf die Brücke herab. In der Mitte der Achse über dem Eingang schwebt über den Wappen des Deutschen Ordens, von Jülich-Cleve-Berg und des Bauherrn des Herrenhauses der Kommende, des damaligen Komturs Edmund von Reuschenberg, der Adler des Reiches. Darüber ein gotisches Maßwerkfenster. In der Nebenachse begleiten zwei Fenster, ein kleines und ein größeres, den Lauf des Treppenhauses. Die Massen sind ausgezeichnet auf der Fläche des Mittelrisalits verteilt. Die einzelnen Hausteinrahmen mit sicherem Geschick eingestellt.

Das 17. Jahrhundert hat vor dem Herrenhause einen neuen, rechteckigen, dreiflügeligen Wirtschaftshof angelegt*. Auch für diesen Ausbau war das Vorbild des französischen Schloß-

* Grundriß und Situationsplan bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Jülich. Düsseldorf 1902. Abb. 145, 147. — Klapheck: Meister von Horst Abb. 123—125

Abb. 171. Schloß Neersen.

Abb. 172. Binsfelder Burg. Vgl. Abb. 173.

baues bestimmend. Ich komme darauf später noch zurück. Durch einen der Seitenflügel des Wirtschaftshofes führt ein Torbogen in einen Vorhof, den das schöne Außentor vom Jahre 1700 abschließt.

Ich halte dieses Torgebäude für das prächtigste Bild des ganzen Buches von der „Baukunst am Niederrhein“ (Abb. 166)! Ohne weiteren dekorativen Schmuck steigt der elegante Wuchs der beiden achteckigen Backsteintürme auf. Im unteren Geschoß Schießscharten. Hoch oben schmale Fensterrahmen aus Haustein mit originellen Buckeln. Obwohl ein Brand die Höhe der beiden Seitentürme etwas geändert hat und aller Wahrscheinlichkeit nach die frühere Haube eine andere Gestalt gezeigt haben mag, ist ihr Verhältnis zu dem aus Buckelquadern errichteten Portal noch immer wunderbar ausgeglichen. Eine Anlage von vornehmer Schlichtheit.

Auch der französische Schloßtyp von Ancy-le-Franc, ein rechteckiger Binnenhof mit Arkaden, von vier Flügeln umgeben und an den Ecken quadratische Wohntürme, kehrt dicht an der Grenze des Herzogtums Jülich im Erzstift Köln auf Haus Neersen wieder (Abb. 171). Und das weit früher, bevor Joist la de Court dem Schlosse Horst diese Form gab. Der Bau ward

Abb. 173. Binsfelder Burg. Vgl. Abb 172

Abb. 174. Schloß Rheydt. Hoffront.

im Jahre 1557 von Johann von Virmond errichtet. Anfänglich nur drei rechteckig zueinander gelagerte Flügel. Um 1720 ward der vierte Flügel angebaut. Aber ein Brand legte das zu einer Wollspinnerei degradierte Schloß im Jahre 1859 in Trümmer.

Haus Rath bei Arnoldsweiler (Abb. 170)* vom Jahre 1618 zeigt eine ähnliche Grundrißanlage. Aber wie bei dem Herrenhause der Deutsch-Ordens-Kommende zu Siersdorf, wird das französische Vorbild in heimische, niederländisch-niederrheinische Formen gekleidet. Man hatte wohl eine fremde Sprache zu reden gelernt. Aber der heimische Akzent ist geblieben. Wie auch die italienisierenden Maler der Niederlande, die sogenannten Romanisten, die in Rom gewesenen flämischen Künstler trotz der eleganten italienischen Redewendungen immer als Menschen eines schwereren Schlages zu erkennen blieben.

In verhältnismäßig früher Zeit, sogar noch in gotischem Gewande, kommt auch das Schmuckstück des französischen Schloßbaues in das Jülicher Land. Die zwischen zwei vorspringenden Treppentürmen angebrachte Loggia (Abb. 172).

Werner von Binsfeld hat im Jahre 1533 an der Hofseite seiner Binsfelder Burg eine zweistöckige Bogenstellung errichten lassen. Der Hauptbau selbst ist wieder der schlichte, langgestreckte Ziegelbau mit hohem Dach, Treppengiebel und an den Ecken einem runden Wehrturm**. Dieser übliche niederländisch-niederrheinisch-münsterländische Edelsitz paart sich mit einer französischen Loggia von seltsam malerischem Reiz (Abb. 173). Im unteren Geschosse rechteckige Pfeiler mit Maßwerkblenden verziert. Die Bogen mit gotischen Rippen. In ihrem Rund Maßwerkformen, ganz orientalisch anmutend, als wenn man die Vorhalle einer Moschee beträte. Die Balustrade der oberen Loggia mit Fischblasen und Nasen durchbrochen. Dort, wo sie beginnt, vor den Pfeilern phantastische Wasserspeier. Die rechteckigen Pfeiler gehen in achteckige Grundrißform über. Und über der zweiten Loggia läuft unter dem Hauptgesims ein kapriziöses, reich durchbrochenes Band.

Der einige Jahrzehnte spätere Umbau an der Unterburg bedient sich aber nicht mehr solcher antiquierter Formen. Das Torhaus (Abb. 175) zeigt ein rundbogiges Portal aus Bossenquadern, eingerahmt von einer rechteckigen Blende, die ehemals für die aufgezogene Zugbrücke bestimmt war. Die beiden Torpfeiler sind in der exakten Quadereckverklammerung von schöner Wirkung. Die Horizontalgesimse klar gezeichnet. Voluten schmücken den Giebel, der das Binsfelder Wappen faßt.

Die Binsfelder Burg ist die erste der Loggienbauten der Renaissance am Niederrhein. In den fünfziger oder sechziger Jahren folgen der Binnenhof im Jülicher Schloß; um 1567 die Arkaden auf Schloß Rheydt (Abb. 174); um 1580 die besonders eleganten, leider aber vermauerten im Binnenhofe von Schloß Bedburg; im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts die heute ebenfalls vermauerten Arkaden auf Millendonck (Abb. 183); um 1618 die auf Rath.

---

* Abbildung des Grundrisses bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Düren. Düsseldorf 1910. Abb. 5. — Klapheck: Meister von Schloß Horst. Abb. 126.

** Quedenfeldt: Einzelbilder — Grundriß und Situationsplan bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Düren. Tafel 11.

Im Mittelpunkte des französischen Schloßbaues im Herzogtume Jülich steht die Gestalt des Joist de la Court. Neben seiner Tätigkeit auf dem Residenzschloß zu Jülich und der dortigen Landesveste und auf Schloß Horst im Broiche ist der Schloßbau zu Rheydt eine beglaubigte Arbeit des Meisters. Vielleicht ist er auch identisch mit jenem Meister Johann Edler, der 1552 für Wilhelm den Reichen die Ravensberger Landesburg, den Sparrenberg bei Bielefeld, ausbaute.

Meister Joist war ein Universalkünstler. Seine zahlreichen plastischen Arbeiten auf Horst zeigen ihn als einen der glänzendsten, wenn nicht als den glänzendsten Bildhauer und Innenarchitekten des 16. Jahrhunderts am Niederrhein. Aus den Reiseberichten des schon erwähnten Utrechter Lizentiaten Arnold van Büchel wissen wir, daß er auch Maler und Stecher war. Seine Familie ist durch drei Generationen in Köln noch zu verfolgen. Sein Sohn Maximilian war Maler und Kunsthändler, sein Enkel Olivier ebenfalls Maler und Stecher. Neben den de la Courts nennen die Kölner Zunftberichte noch einen anderen französischen Meister, den Bildhauer Adam Lingier Beaumont. Aber wir wissen nichts Weiteres von seiner Tätigkeit am Niederrhein. In den siebziger Jahren trat er in die Dienste des Landgrafen von Hessen-Kassel, dann in die des Herzogs von Braunschweig.

Schloß Rheydt, ein Bau Otto von Bylandts, der am Hofe Wilhelms des Reichen eine politisch einflußreiche Rolle spielte, ist einer der kapriziösesten Renaissancebauten am Niederrhein. Joist de la Court hatte nach dem Vorbilde der Zitadelle zu Jülich einen breiten Wall mit überwölbten Gängen und fünf vorspringenden Bastionen um den Besitz gezogen. Inzwischen ist der alte Fortifikationsring längst applaniert und mit Bäumen bepflanzt worden. Im ganzen ist aber an Ort und Stelle die Anlage noch zu erkennen*.

Das Herrenhaus war im Grundriß dem zu Horst nicht unähnlich. Zwei rechtwinklig zueinander gelagerte Hauptwohnflügel. Dann zwei entsprechende, im Süden und Osten, schmäler und niedriger angelegt, um den Hoffassaden nicht die Sonne zu nehmen. Wehrtürme waren bei einem so sicheren und starken

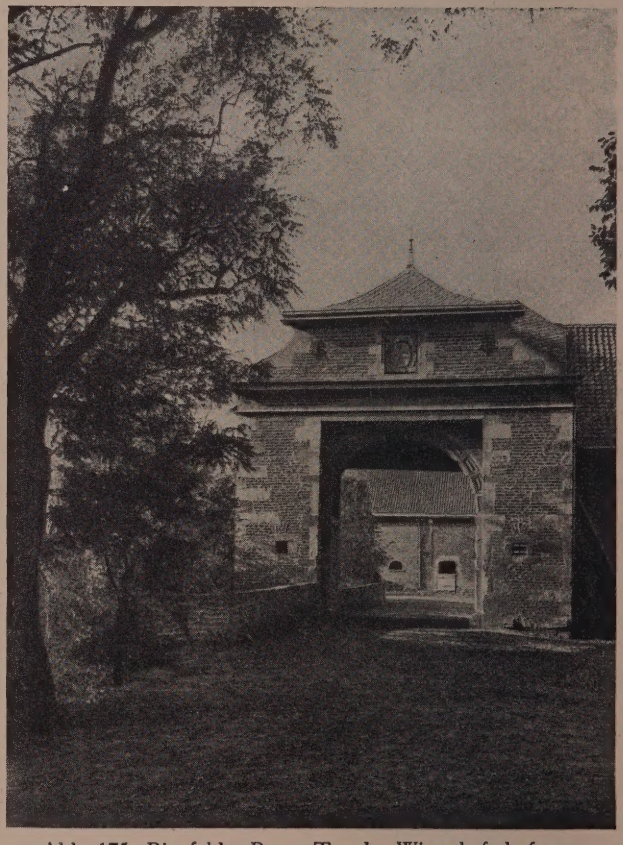


Abb. 175. Binsfelder Burg. Tor des Wirtschaftshofes.

* Situationsplan bei Clemen: Kunstdenkmäler der Kreise Gladbach und Crefeld. Düsseldorf 1896. Abb. 44. — Klapheck: Meister von Schloß Horst. Abb. 139.

Verteidigungsring der Wälle für das Herrenhaus zwecklos geworden. Joist verzichtet ganz darauf, zieht aber den einen Flügel etwas über die Ecke hinaus und gliedert den Vorsprung außen wie einen selbständigen Pavillon (Abb. 177).

Von dieser Anlage steht nur noch der Eingangsflügel mit einem Rest des Pavillontraktes (Abb. 177). Seine ganze Aufteilung ist weit strenger und geregelter als bei dem entsprechenden Flügel zu Horst. Säulenstellungen, eine Blendbalustrade, Metopen- und Triglyphengesimse geben den Fensterachsen des Pavillons einen festen Rahmen. Es scheint indessen, als wenn der Schmuck der Fassade nie ganz vollendet worden sei.

Durch einen gedrückten Bogen der Eingangsfassade führt der Weg unter schweren Gewölben in den Hof des Herrenhauses. Die Durchfahrt hat hier einen reicheren architektonischen Schmuck (Abb. 176). Der Bogen ist interessanter profiliert. In den Zwickeln schauen sich zwei Porträtmedaillons an. Zwei Pilaster und ein Inschriftenarchitrav rahmen die Durchfahrt ein.

Abb. 176. Schloß Rheydt. Einfahrt in den Hof des Herrenhauses

Vor diese Durchfahrt hat sich ein hohes Gewölbe angebaut, und längs der Hoffront haben sich noch sieben weitere aneinander gereiht (Abb. 174). Über einer durchbrochenen Balustrade öffnet sich nach dem Hofe in toskanischen Säulen- und Bogenstellungen eine Loggia. Die gotische Galerie von Binsfeld (Abb. 173) in Renaissanceformen gekleidet. Das Obergeschoß ist freilich geschlossen. Jonische Pilaster rahmen die Fenster ein.

Die Gliederung der Hoffassade ist recht seltsam. In die toten Flächen der Pilasterstellungen, dort, wo immer ein Fenster überschlagen wird, hat Meister Joist Fruchtkränze mit Porträts zwischen barockem Kartuschenwerk mit Inschriftentafeln angebracht. Und wie hier die klare Säulen- und Pilasterstellung mit Elementen nordisch-grotesker Kunst durchsetzt wird — auch über den Bogenzwickeln, unter den Pilastern hat der Künstler zur Belebung des Mittelgesimses Masken, dazwischen Rauten und in den Zwickeln Medaillons

Abb. 177. Schloß Rheydt. Eingangsfassade.

angebracht —, so wird auch die Silhouette des Daches auf reiche malerische Wirkung gestaltet. Man begnügte sich nicht mit einem einfachen Satteldache, sondern reihte über der Loggia fünf einzelne abgewalmte kleinere Satteldächer aneinander. Aus jedem schaut ein Mansardenfenster in den Hof hinaus. An Stelle eines sechsten Einzeldaches steigt in der Ecke ein Turm auf. An seiner Stirn mit einer Blendbalustrade geschmückt und einer malerischen Haube.

Allem Anschein nach ist auch der Ausbau des Bedburger Schlosses auf Joist de la Court zurückzuführen (Abb. 178).

Die alte Burg der Herren von Reifferscheid zeigte ehemals vier runde wuchtige Wehrtürme an den Ecken einer ungefähr quadratischen Hofanlage. Die Belagerung im Jahre 1584 während der Wirren des Truchsessischen Krieges hatte aber die Südseite zerstört. Werner von Reifferscheid stellte den Bau im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts wieder her. Die Großneffen der alten, heute malerisch von Efeu überwucherten Rundtürme sind quadratische Pavillons (Abb. 178).

Der Binnenhof hat damals reizvolle Arkaden erhalten, deren Detail weit klassischer als das zu Rheydt ist*. Das festliche 18. Jahrhundert hat an dem Schlosse eine weitere Änderung vorgenommen und die elegant geschwungene, ausladende Freitreppe mit dem Mittelrisalit geschaffen (Abb. 179).

* Grundriß und Arkadenhof von Bedburg bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Bergheim. Düsseldorf 1899. Abb. 6 und Tafel II. — Klapheck: Meister von Horst. Abb. 147, 148.

Wie bei dem Kirchenbau, liegt gerade ein Hauptreiz unserer niederrheinischen Edelsitze in den An- und Ausbauten späterer Zeiten. In dem Anpassen, dem formalen Weiterführen. Was altmodisch an dem alten Kern geworden, legte man ab. Die geschweifte Haube sah auch stattlicher aus als der zwecklos gewordene Zinnenkranz. Die Fensteröffnungen weiteten sich und suchten wie die Dachluken in der Anordnung und einem wohl erwogenen Wechsel der Größenverhältnisse der Fassade eine rhythmische Belebung zu geben. Wie das die Aufteilung des Flügelbaues auf Schloß Millendonck zeigt (Abb. 180).

Ein Erkerchen oder ein schlichtes Gartenhäuschen lieh dem mittelalterlichen Wehrbau mehr Anmut und Freundlichkeit (Abb. 181, 182). Nach einer Seite ward ein regelmäßig gezogener Garten angelegt. Und das Haus öffnete sich nach ihm in offenen Arkaden. So hat Schloß Millendonck allmählich seinen mittelalterlichen Bau neuzeitlichem Geschmack und den veränderten Wohnverhältnissen angepaßt.

Millendonck ist einer der imponierendsten Backsteinbauten unter den Edelsitzen des Niederrheines. Die Farbe seines Steins, der braun-rot-grau verwitterten Ziegel ist von so

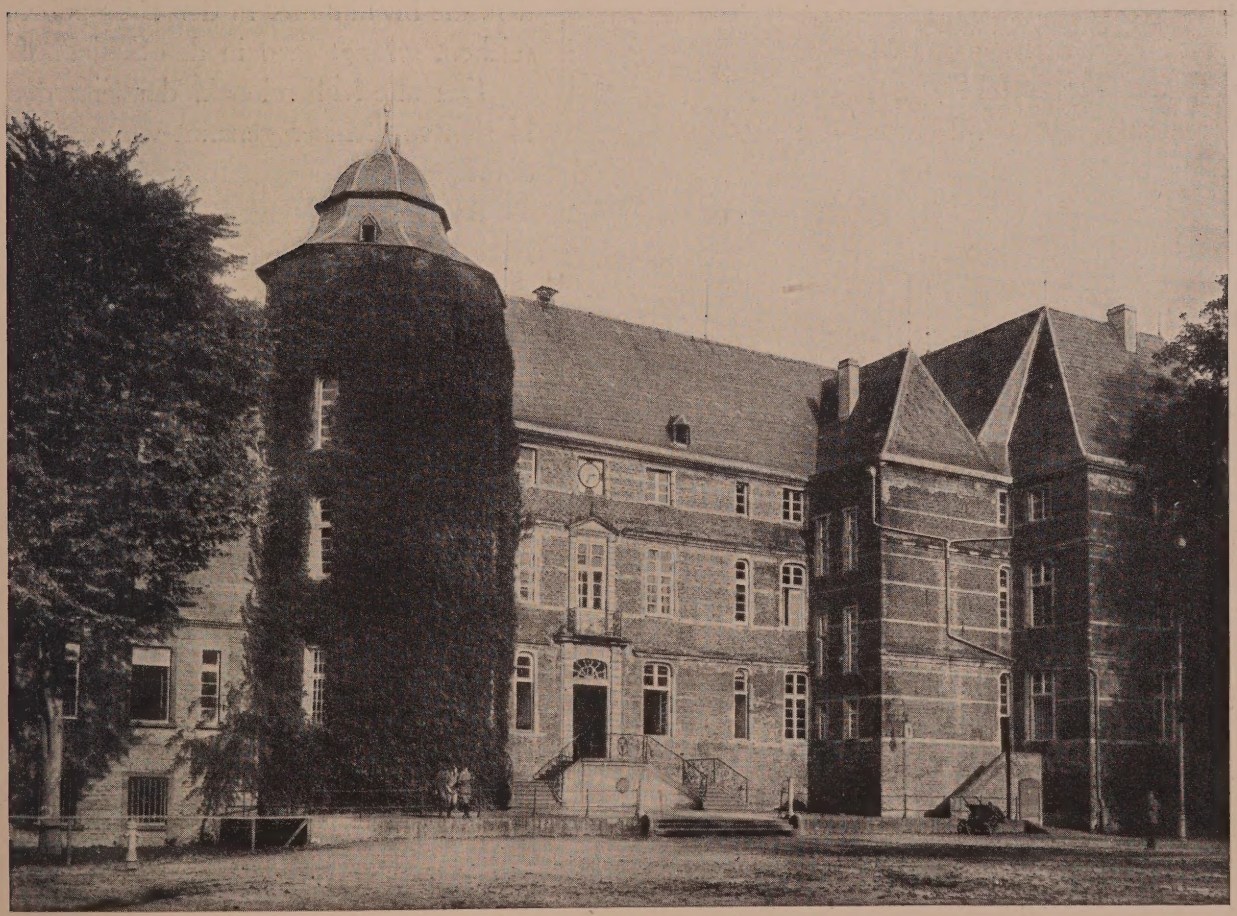


Abb. 178. Schloß Bedburg.

eigenartigem Charakter, kontrastiert so merkwürdig mit der Klangfarbe der Umgebung, daß der Maler das Bauwerk nie recht „fassen" kann. Aber die Silhouette fesselt, wenn man den Bau umwandert, von jeder Seite von neuem in ihrer unvergleichlich malerischen Wirkung das Auge. Es liegt doch mehr Reiz in diesen Bauten, die in dem allmählich, im Lauf der Zeiten Gewordenen ihre Geschichtsdaten tragen, als in den Anlagen wie Rheydt und Jülich, die aus einem Gusse entstanden sind. Die Bewegung der Umrißlinie sagt uns Nordländern eben mehr zu als das ruhige Sein des italienischen Palastes.

An der Brücke, die über den Burggraben ihre beiden Bogen spannt, steht breitspurig ein Recke (Abb. 181). Seine Stahlhaube, mit einer Laterne geschmückt, darüber das Fähnlein mit seinem Wappen, sieht man von weitem schon. Es ist der Torbau von Millendonck. Ihm zur Seite ein jugendlicher, eleganter Knappe. Ein elastischer Erkerbau mit weit mehr Gliederung als bei dem alten Kämpen. An seinen Ecken Quaderverklammerung und als Gurt ein reiches Gesims. Die Haube hat er leider verloren.

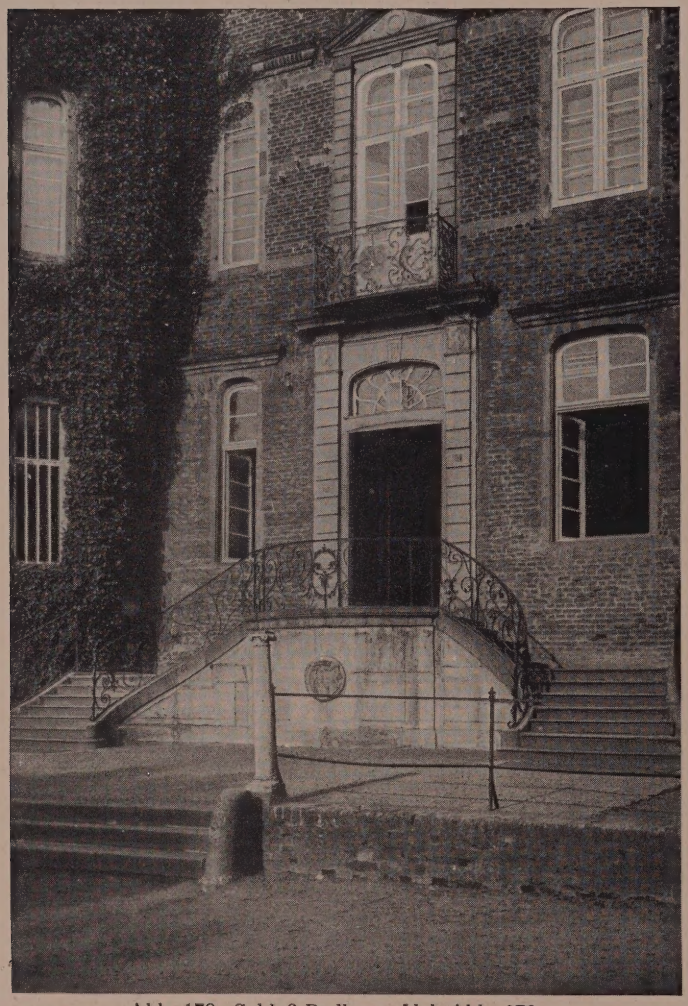


Abb. 179. Schloß Bedburg. Vgl. Abb. 178.

Zwischen den Beinen des in seinem schweren Panzer vierschrötig Dastehenden, die bis hinunter in den Burggraben reichen, gelangt man in den Schloßhof.

Das alte Millendonck, der Sitz der Herren von Milaer genannt von Millendonck, war ein langgestreckter Bau des 14. oder 15. Jahrhunderts. An zwei der Ecken in der Diagonale mächtige quadratische Wehrtürme. Der Kern dieser Anlage ist in den Ecktürmen bis zu den barocken Hauben und dem äußeren Mauerwerk noch erhalten. Aber die breiten Fenster sind neu. Der Ausbau der Jahre 1559 bis 1595 und dann noch später zu Anfang des 17. Jahrhunderts hat nach der gleichzeitig angelegten Gartenterrasse mit dem Eckpavillon (Abb. 180, 182) eine in Säulenstellungen sich öffnende Loggia im Untergeschoß des rechteckigen Hauptflügels angelegt. Man hat sie inzwischen wieder vermauert. Im Inneren aber sind die breiten Gewölberippen der Loggia noch zu sehen (Abb. 183).

* * *

Abb. 180. Schloß Millendonck. Vgl. Abb. 181—183.

Abb. 181. Schloß Millendonck. Torhaus

Köln, die freie Reichsstadt, betrat mit den besten Hoffnungen das Jahrhundert Wilhelms des Reichen. „Coellen eyn Kroyn, boven allen Steden schoen" schrieb im letzten Jahre des 15. Jahrhunderts die Koelhoffsche „Chronica van der hilligen Stat van Coellen" an die Spitze der Stadtgeschichte. Das war kein bloßer Lokalpatriotismus. Das durfte schon mit Stolz und Recht die Chronica behaupten. Köln, die mächtige Handelsmetropole am Niederrhein. Die reiche Kaufherrenstadt. Ihr Stadtbild mit der einzig schönen, reichen Silhouette der zahlreichen malerischen Kirchen. Und deren Schätze angetan mit den kostbarsten Kunstwerken.

Aber die Stadt war alt, bedenklich alt geworden. Die Begeisterung, die den Dom und die zahlreichen Kirchen und Klöster hatte erstehen lassen, war längst verrauscht. Die Universität, der Stolz des spätmittelalterlichen Köln, fristete nur noch ein wenig rühmliches Dasein. Dunkelmänner nannten die führenden deutschen Humanisten die damaligen wissenschaftlichen Vertreter kölnischen Geistes. Die „Epistulae obscurorum virorum" sind das interessante literarische Denkmal des Kampfes der jungen Stürmer gegen die alten Eiferer. Doch jene fröhliche, frische Bewegung der Geister, die damals in Deutschland einsetzte und die die deutsche Geschichte kein zweites Mal erlebt hat, mußte vor den Mauern Kölns haltmachen.

Hinter diesem Mauerbering lebte der unerfreulichste Spießergeist behaglich dahin, gesättigt und ohne sonderlichen Ehrgeiz. Man war reich, feierte Feste im Tanzhause Gürzenich, empfing den Besuch des Deutschen Kaisers und zehrte von dem Ruhme, daß Köln die größte und wohlhabendste Stadt am Rhein und seine Dombauhütte der wichtigste Ausgangspunkt

für die Verbreitung des Spitzbogenstiles in Deutschland gewesen war. Gegen alles Neue, Moderne sperrte man sich geflissentlich ab. Köln lebte hinter einer chinesischen Mauer.

Der Stolz der Stadt, der Dom, war seit dem Jahre 1516 unvollendet geblieben. Aber der Einfluß der gotischen Dombauhütte und gotischer Profanarchitektur lebte weiter. Wohl war im Jahre 1552 der Schloßbaumeister von Jülich, Alessandro Pasqualini, als Gutachter der Festungswerke nach Köln berufen worden. Und die Familie des reich beschäftigten niederrheinischen Renaissancemeisters Joist de la Court lebte hier. Als Peter von Ordenbach, der Stadtbaumeister von Köln, im Jahre 1559, also zu einer Zeit, als auf den Schlössern zu Jülich, Horst, Nothberg und Neersen der künstlerische Geist einer neuen Zeit sich äußerte, ein neues Fischkaufhaus am Rhein aufführte, baute er einfach einen zweiten Gürzenich (Abb. 184). Eine große Halle mit gotischen Zinnen und an den Ecken wieder die Ziererkerchen. Ein Denkmal der künstlerischen Stagnation, wenn auch ein Denkmal des blühenden Wohlstandes der Stadt.

Mit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts war auch der Gürzenich, der bis dahin nur als Repräsentationsbau galt, als Lager- und Kaufhaus umgewandelt worden, da die übrigen bei dem wachsenden Handel überlastet waren. Auch das alte Fischkaufhaus am Rhein genügte nicht mehr den Bedürfnissen. Im Jahre 1546 richteten die „Alderleute und gemeinen Bergfahrer sowie andere Kaufleute zu Deventer" an den Rat der Stadt Köln ein Gesuch, den alten Bau wegen der Mißstände zu erweitern.

Abb. 182. Schloß Millendonck. Vgl. Abb. 180.

Die Organisation für den Großhandel der Fremden in Köln war streng geregelt und bestimmte, daß die Güter in den öffentlichen Lagerhäusern aufgestapelt wurden. Hier hatten in den ersten drei Tagen nur die Bürger der Stadt Kaufrecht. Auch der Ein- und Ausgang der Waren war genau geregelt. Wagenladungen wurden an den Stadttoren mit Plomben versehen und von Stadtsoldaten in das Kaufhaus begleitet. Kamen die Waren zu Schiff, so mußte erst der Werftschreiber einen Einfuhrschein ausstellen, bevor die Ladung gelöscht werden konnte. Das Löschen konnten nur die eigens privilegierten „14 er" vornehmen. Im Fischkaufhaus an der Werft nahmen die „16 er" die Waren in Empfang, die auch allein die verkauften durch die Stadt oder wieder zu dem Anlegeplatz der Schiffe transportieren konnten. Ganz ohne Streit, Zank und „Gesäuf" ging es freilich unter den Packern der Zunft der „14er" und „16er" nicht ab, die die Ahnherren der späteren „Rhingkadetten" sind. Aber der Rat der Stadt hatte strenge Verordnungen. Wer „beweint" zur Arbeit kam, wurde mit Geldstrafe belegt.

Abb. 183. Schloß Millendonck. Korridor.

Neben den „14 ern" und „16 ern" profitierten noch viele andere von der Lagerhauspolitik der Stadt. Da waren die städtischen Wiegemeister, die Makler, die Stadttor- und Werftschreiber, die „Vinnekicker", die die Fleischwaren zu prüfen hatten, die Akzisemeister u. a. m.

Vor dem Fischkaufhause stand der große Kran. Neben dem Stapelhaus führte die Fischport durch die Stadtmauer (Abb. 79). Darüber hinaus wuchs der gewaltige Ostchor von Groß St. Martin mit seinem imponierenden reich gegliederten Vierungsturm auf (Abb. 184). Es ist das schöne Bild, das uns von Köln her bei der Einfahrt von der anderen Rheinseite begrüßt. Man mißt den Turm- und Chorbau mit den schmalbrüstigen Häusern zu seinen Füßen an der Werft und der Fensterfolge des Lagerhauses, dessen Zinnen noch nicht an die Zwerggalerie des Ostchors heranreichen. Heute ist der Hafen vor Groß St. Martin verschwunden. Als um das Jahr 1890 die alte Stadtmauer fiel und eine neue breite Werft längs dem Ufer geschaffen wurde, mußten die

Häuser an der Fischport auch weichen. Der Chor von Groß St. Martin ward freigelegt. Die lustigen, bisher verdeckten Giebel der Hafengasse kamen zum Vorschein und zeigten dem neuen Rheinufer ihre Fronten. Jetzt war das alte malerische Stadtbild in Gefahr. Breite und hohe Neubauten hätten dem Ostchor den monumentalen Akzent genommen. Aber die überaus geschickte Heimatschutz- und Städtebaupolitik der Stadt Köln in den letzten Jahrzehnten hat einen vorbildlichen Ausweg gefunden. Aus dem gewonnenen Terrain nach dem Rhein zu erhielten die Besitzer der Häuser der Hafengasse von der Stadt kostenlos Gelände, wenn sie bei Neubauten eine bestimmte Höhe einhalten und neue Giebel die alte Melodie des Stadtbildes fortführen würden. Das war sehr klug von der Stadt. Das alte Bild bleibt in modernem Gewande bestehen*.

Abb. 184. Köln. Groß St. Martin und Fischkaufhaus. Vgl. Abb. 79.

Wir haben in Köln noch einen anderen Monumentalbau, der nicht weniger ein Denkmal der Nachwirkung der alten Dombauhütte ist, obwohl er schon über das Jahrhundert Wilhelms des Reichen zeitlich hinaus liegt. Hundert Jahre, nachdem die Werkleute die Bauhütte des Domes verlassen hatten und dort sich keine geschäftige Hand mehr rührte, näherte sich im Jahre 1616 der alte Wunsch der 1544 in Köln angesiedelten Jesuiten der Verwirklichung, eine neue Kollegiatskirche zu errichten. Christoph Wamser war der Baumeister. Er kam vom Elsaß, wo er vorher die Kollegiatskirche in Molsheim gebaut hatte. Sie ist ebenfalls noch gotisch, wenngleich mit jenem berauschenden dekorativen, reichen barocken Schmuck, der den Ordenskirchen der Jesuiten eigen. In Köln suchte Wamser wieder die Flamme der Begeisterung für den Ausbau des Domes zu entfachen. Das war freilich vergebliche Liebesmühe. Aber seine eigene Liebe für mittelalterliche Baukunst nährte sich am Anblick der

* Richard Klapheck: Die Stadt Köln in ihrer neuen baulichen Entwicklung. Sonderheft der Modernen Bauformen. Stuttgart 1914. — Alfred Stoss in den Mitt. des Rhein. Vereins für Denkmalpflege. VIII. S. 164 ff.

unvollendeten Kathedrale, so daß an seinem Bau der Jesuitenkirche barocke und gotische Formen sich seltsam mischen (Abb. 186). Über dem barocken Hauptportal wächst, analog dem Dome, das schmale, hohe, den inneren Arkaden entsprechende spitzbogige Mittelfenster auf. Mittelalterliche Türme rahmen die Fassade ein. Im Inneren hat das Nebeneinander gotischer Wölbungen und Bogen, malerisch bewegten dekorativen Schmucks, dessen Wirkung die Farbe noch hebt, und barocker Bänke, Beichtstühle und des grandiosen Altaraufbaues wunderliche, aber nicht wirkungslose Bilder geschaffen*.

In Kurfürst Ferdinand von Köln aus dem Hause Bayern hatte der Orden für den Neubau der Kollegiatskirche einen eifrigen Förderer gefunden. Als der Bau beschlossen war, mußte der Landesherr aber seinen Bruder, den regierenden Herzog Max von Bayern, um einen erfahrenen Architekten bitten, da „selbiger dieser Land nicht erfindlich ist".

Es war indessen schon seit Jahrzehnten bei dem Schlendrian, dem Spießergeist und der starrköpfigen Rückständigkeit moderner Kunst gegenüber in Köln keiner mehr „erfindlich". Alle reicheren Arbeiten im 16. Jahrhundert gehen auf fremde Meister zurück. Und an der bedeutendsten Renaissanceschöpfung in Köln, bei der man sich fragt, wie Saul unter die Propheten kommt, der reizvollen Rathausvorhalle (Abb. 185, 188), sind nur niederländische Meister tätig gewesen: Cornelis Floris aus Antwerpen, Lambert Sutermann aus Lüttich und Cono van Nürenbergh aus Namur. Der ausführende Meister stammte vom unteren Niederrhein. Er kam aus Calcar. Wilhelm Vernukken, der vorher auf Schloß Horst neben seinem Vater Heinrich an den reichen plastischen Arbeiten tätig war.

Abb. 185. Köln. Portalgasse. Vgl. Abb. 188.

* Josef Braun: Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten. Freiburg i. Br. 1908. Tafel 4, 5 und Bild 4—13. — Clemen: Die Kunstdenkmäler der Stadt Köln. II. 1. Bearbeitet von Hugo Rahtgens. Düsseldorf 1911. Fig. 91—112 und Tafel XII—XIV. — Kunst-Verein f. d. Rh. u. Westf.: Liter. Sondergabe 1911, farbige Wiedergabe vom Inneren (Aquarell von Heinrich Hermanns).

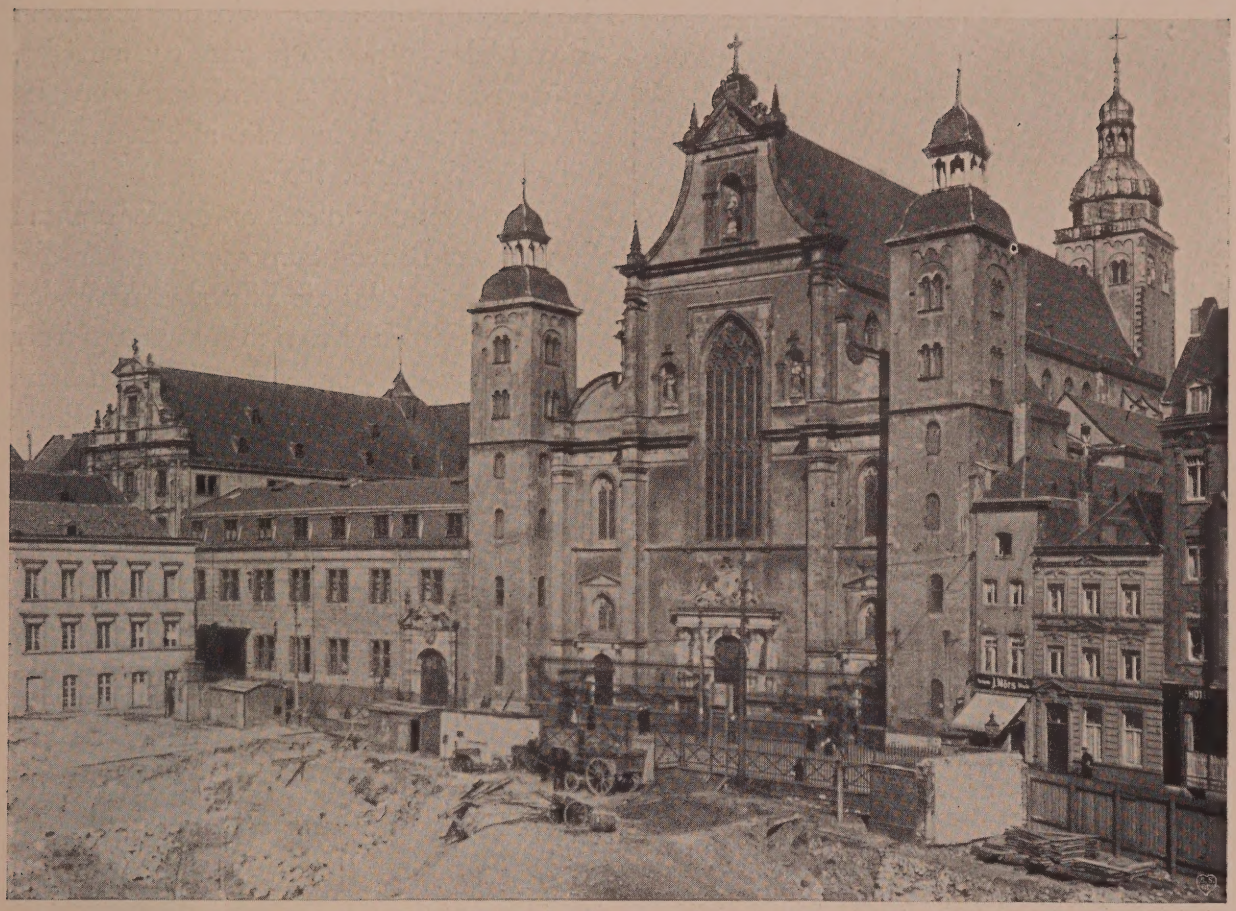


Abb. 186. Köln. Jesuitenkirche und Kolleg.

Cornelis Floris hatte schon im Jahre 1557, als er oder einer seiner Schüler an dem Epitaphium für den verstorbenen Erzbischof Adolf Graf von Schauenburg für den Dom arbeitete, einen Entwurf für die Rathausvorhalle geliefert; 1562 Lambert Sutermann. Der Entwurf von Hendrick van Hasselt ist nicht datiert. Wilhelm Vernukken erhielt im Jahre 1567 den Auftrag, einen „mittelmäßigen Patron" zu liefern, d. h. einen Kompromißentwurf. Er hat in das stille kleine Plätzchen vor dem Rathaus, in den Rathausplatz, eine Sansovino-Loggetta gezaubert, die in sich die klassizistische Strenge des Cornelis Floris, die monumentalere Auffassung des Lambert Sutermann und die reichere Gliederung des Hendrick van Hasselt vereint*. Es ist die schönste aller deutschen Rathauslauben. An Schönheit der Details und der Verhältnisse hat das Jahrhundert in Deutschland kein Gegenstück mehr aufzuweisen. Der Anbau ist ausgezeichnet glücklich der seitlich in den Platz einmündenden Judengasse und der Bürgerstraße angepaßt. Nicht weniger dem alten gotischen Rathause und dem reichen

* Abb. der verschiedenen Projekte in Köln und seine Bauten, herausgegeben vom Architekten- und Ingenieurverein für Rheinland und Westfalen. Köln 1888. — Klapheck: Die Meister von Schloß Horst. Abb. 235, 237, 238.

Abb. 187. Köln. Zeughaus. Vgl. Abb. 191.

Rathausturm (Abb. 188). Wer den Platz zum ersten Male von der Portalgasse aus aufsucht, ist überrascht. So viele Renaissanceschönheit erwartet niemand in dem mittelalterlichen hilligen Köln (Abb. 185).

Der Vermittler dieser an die Grazie und Eleganz der Bauten Sansovinos in Venedig, an die Logetta oder die Libreria erinnernden Halle war Cornelis Floris in Antwerpen, jener bedeutungsvolle Schulhalter, der gleichsam als großer Sammelbegriff das ganze nordische Renaissancekunstschaffen in sich einschließt.

Größere öffentliche Monumentalbauten hatte aber die Stadt, die auf eine so glänzende, jahrhundertelange Baublüte zurückschauen konnte, nicht mehr zu vergeben. Neben dem Rathaus-An- und -Ausbau, dem Löwenhof des Lorentz von Kronenberg vom Jahre 1542*, der Altmarktfassade vom Jahre 1548**, dem der Rathausvorhalle gegenüberliegenden Spanischen Bau vom Jahre 1608*** ist nur noch das Zeughaus vom Jahre 1592 zu nennen (Abb. 187).

Es ist ein schlichter großer Backsteinbau, hell gefugt, an den Ecken Hausteinverklammerung. Die Seitengiebel abgetreppt und die langen Straßenfronten mit hohen Treppengiebeln belebt. Das bossierte Portal mit reichem Wappenstück zwischen zwei Pylonen oben als Abschluß von Meister Pieter van Cronenburg wirkt auf dem anspruchslosen Backsteingrunde prächtig (Abb. 191). Das Portal wie der ganze Bau könnte in den Niederlanden stehen.

An dem einen Seitengiebel wächst ein schlanker, achteckiger Treppenturm auf und ragt über das Dach hinaus. Oben die Laterne flach geschlossen mit reichem gotisierenden Renaissanceschmuck. Der sog. „Windeltorn". Es war eine besondere Eigenart der Kölner Architektur des 16. Jahrhunderts. Sein Reiz liegt in dem Gegensatz der oft bizarren, hoch oben schwebenden Laterne und der schlichten Mauern. Es war das Merkzeichen des Patriziates. Köln hatte zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch an zwanzig solcher schlanker Treppentürme aufzuweisen. Heute sind nur noch wenige vorhanden.

---

* Abb. in Köln und seine Bauten.

** Abb. des Zustandes vor der letzten Restaurierung. Mitt. des Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. V. S. 121. — Hans Vogts: Das Kölner Wohnhaus. Köln 1914, S. 355.

*** Abb. im Jahrbuch des Kölner Geschichtsvereins. 1913. S. 30.

Abb. 188. Köln. Rathausplatz. Vgl. Abb. 185.

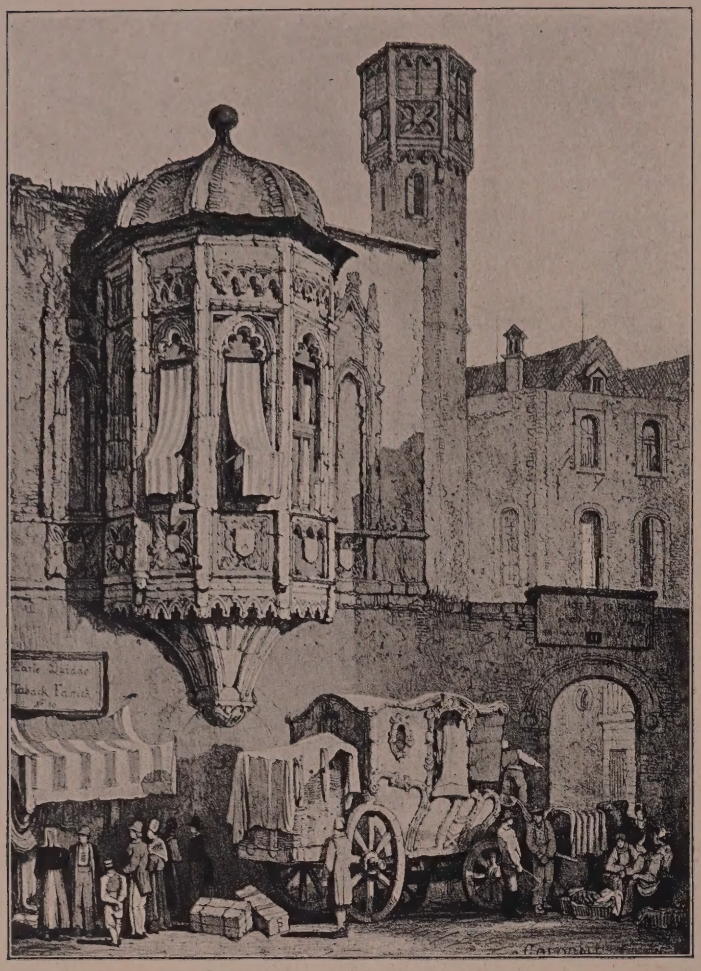


Abb. 189. Köln. Der ehemalige Pragerhof mit dem Windeltorn des Hackeneyschen Hauses.

Der „eirste Windeltorn" ward 1504 an dem Hause des kaiserlichen Rates und General-Zahlmeisters der kaiserlichen Truppen in den Niederlanden, am Hause des Nicasius Hackeney auf dem Neumarkt errichtet, an jenem stattlichen Bau, in dem Kaiser Maximilian und Karl V., wenn sie in Köln waren, abzusteigen pflegten. Im „Kaiserlichen Hof" oder „der Majestät bow". Kaiser Maximilian hatte mit dem größten Interesse den Bau seines Rates und General-Zahlmeisters verfolgt „nach Inhalt eines Musters und einer Conterfeyung, wie wir demselben Casio darum überantwortet und zugeschickt haben", wie ein kaiserliches Handschreiben mitteilt, das für die Fertigstellung des Hauses die Unterstützung der Stadt Köln forderte. Es war eine dreiflügelige Anlage mit einem offenen Hofe nach dem Neumarkt zu. An der Stirnwand des einen Seitenflügels schaute ein reichgeschmückter spätgotischer Erker mit Wappenschildern auf den Platz (Abb. 189). Wir haben am Niederrhein an Stadthäusern nur noch einen ähnlichen anmutigen und zierlich gegliederten Erker in spätgotischen Formen. In Düren, Bongard Nr. 14 (Abb. 190). In der Ecke des Hauptflügels und des dem Erkertrakt gegenüberliegenden Seitenflügels stieg am Hackeneyschen Haus der Windeltorn auf. Der Durchbruch der Richmodstraße zum Neumarkt hat von dem stattlichen Bau nur einen dürftigen Rest übriggelassen. Ein Umbau zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat der Fassade eine veränderte Gestalt gegeben.

Die Familie Hackeney war aus den Niederlanden eingewandert. Und aus der alten Heimat zog auch Nicasius das damals bedeutendste Mitglied der Lukasgilde zu Antwerpen, Joos van der Beeke van Cleef, nach Köln, der für die prächtig ausgestattete Hauskapelle jenes berühmte Bild vom Tode der Maria malte, das heute zu den besten Perlen des Kölner Wallraf-Richartz-Museums zählt. In Mecheln ließ Nicasius für St. Maria im Kapitol den prächtigen Lettner anfertigen. Auch sonst standen niederländische Künstler in seinen Diensten. Sein stattliches

Wohnhaus am Neumarkt ward von kaiserlichen Hofbaumeistern der Niederlande entworfen*. Der viel bewunderte Hackeneyhof am Neumarkt blieb nicht ohne Nachahmung beim Kölner Patriziat. Die Rinks bauten sich ein ähnliches Haus. Vor allem kam der Hackeneysche Windeltorn in Mode. Doch auch von diesen Bauten, die um den Hackeneyschen Hof sich sammeln, ist heute nur noch wenig in Köln erhalten.

Und auch die übrige bürgerliche Baukunst war in das Fahrwasser niederländischer Bauweise geraten. Ich komme darauf noch zurück. Köln war im Laufe des Jahrhunderts kommerziell von den aufblühenden Niederlanden abhängig geworden, die die gesamte niederrheinische Schiffahrt beherrschten. Die rheinische Metropole mußte sich mit einem Vermittlerposten, mit Agenturen, Speditionen und Kommissionsgeschäften begnügen**. Bei solchen Voraussetzungen, dem Einflusse der Familie Hackeney, der künstlerischen Stagnation der Zünfte, der Überflutung der Stadt durch niederländische Meister, die in den Tagen des Bildersturmes hier einen neuen Wirkungskreis zu finden glaubten, konnte es gar nicht ausbleiben, daß niederländischer Kunstimport den Kunsthandel in Köln beherrschte. Köln war nicht mehr der künstlerische Mittelpunkt am Rhein. Die reiche Schloßbauarchitektur im Herzogtume Jülich hatte ihr die Führung abgenommen. Im folgenden Jahrhundert ward die Residenz der vereinigten Herzogtümer, Düsseldorf, das künstlerische Zentrum für den Niederrhein.

Abb. 190. Düren. Straßenbild am Bongard.

* J. J. Merlo: Die Familie Hackeney. Ihr Rittersitz und ihre Kunstpflege. Köln 1863.

** Edmund Renard, Köln (Seemanns berühmte Kunstwerkstätten Nr. 38). Leipzig 1907. S. 153 ff. (Das Buch ist eines der besten seiner Sammlung.)

Abb. 191 Köln. Zeughaus. Portal. Vgl. Abb. 187

Düsseldorf betrat erst spät den Schauplatz der Geschichte, als Köln, Neuß und Kaiserswerth schon auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurückschauen konnten. Es war kein römisches Kastell gewesen wie die Colonia Agrippina und Novesia. Das Mittelalter war an dem kleinen Fleckchen wie an einer recht gleichgültigen Sache vorbeigegangen. Die Zahl seiner monumentalen Urkunden ist hier gering*.

Das im Jahre 1159 zuerst erwähnte „Düsseldorpe" — der heute mit der Stadt vereinigte Vorort Bilk wird schon im Jahre 1018 genannt — war der Sitz eines Ritters Arnold von Tyvern oder Tevern und ward gegen das Ende des 12. Jahrhunderts mit den anderen Tevernschen Besitzungen in dem benachbarten Monheim, Himmelgeist usw. für hundert Silberlinge an den Grafen Engelbert von Berg verkauft. Dann ziehen viele Jahrzehnte über die kleine bergische Besitzung weiter dahin, die nur bescheiden sich entwickelt. Die Nachbarschaft von Köln und Neuß ließ sie nicht recht aufkommen.

Aber die Gedanken der Landesherren wanderten immer wieder von der hochgelegenen Landesburg an der Wupper über das Bergische Land hinunter zu dem vorgeschobenen Stützpunkt im Tal. Hier lag die Zukunft des Landes. Hier mußte die Grafschaft den Anschluß an die große, natürliche Handelsstraße finden.

Erst die Schlacht bei Worringen konnte Graf Adolfs Träume verwirklichen. Düsseldorf erhielt im Jahre 1288 Städterecht**. Aus dem bergischen Hinterlande führte nun durch das eigene Land eine freie Handelsverbindung zum Rhein. Und dort, wo die Düssel den Rhein aufsucht, schuf sich die Grafschaft für Kriegszeiten in dem kleinen Kirchspiel Düsseldorpe ein festes Bollwerk mit Mauern und Stadttürmen.

Freilich klein, winzig klein war die neue Stadt noch (Abb. 193). Ein nicht ganz regelmäßiges Viereck. Eingeschlossen von der heutigen Krämer-, Ritter- und Mühlenstraße und der Liefergasse. Im Herzen der Stadt stand auf dem Kirchplatz, dem späteren Stiftsplatze, die Kapelle (Abb. 193, c). An ihr glitt die einzige Straße vorbei, die damals Düsseldorf hatte und heute noch „Alte Stadt" sich nennt. Vom Turm an der Stadtmauer am Rhein bis zum Liebfrauentor (d). Vom Kirchplatz und vom Liebfrauentor lief je ein Gäßchen zu dem in der Südostecke gelegenen Lewen- oder Lieferhause (b), dem Oberkellnereigebäude***. Ein paar Schritte. Und man hatte den kleinen Ort durchwandert. Inzwischen hat die Altstadt im Laufe der Jahrhunderte ein anderes Gewand erhalten. Aber ihre alte Anlage mit dem Stiftsplatz um die Kollegiatskirche und der Immunität ist noch erhalten. Und hoffentlich noch lange! (Abb. 192.) Es ist ein stilles und echt niederrheinisches Städtebild. Dicht am Rhein. Im Mittelpunkt

---

* Geschichte der Stadt Düsseldorf. Beiträge zur Geschichte des Niederrheins Band III. 1888. — Clemen: Kunstdenkmäler der Stadt und des Kreises Düsseldorf. Düsseldorf 1894. — Heinz Stolz: Düsseldorf. Stätten der Kultur Band 32. Leipzig. Eine sehr fesselnde und interessant geschriebene Darstellung.

** Urkunde der Stadtrechtverleihung. Monatshefte d. Ver. f. d. Gesch.- u. Altertumskunde von Düsseldorf und Umgebung. 1881, S. 22 ff.

*** Strauven: Das Lewen- (Löwen-) oder Lieferhaus. Monatshefte d. Ver. f. d. Gesch.- u. Altertumskunde von Düsseldorf und Umgebung. 1881, S. 13 ff.

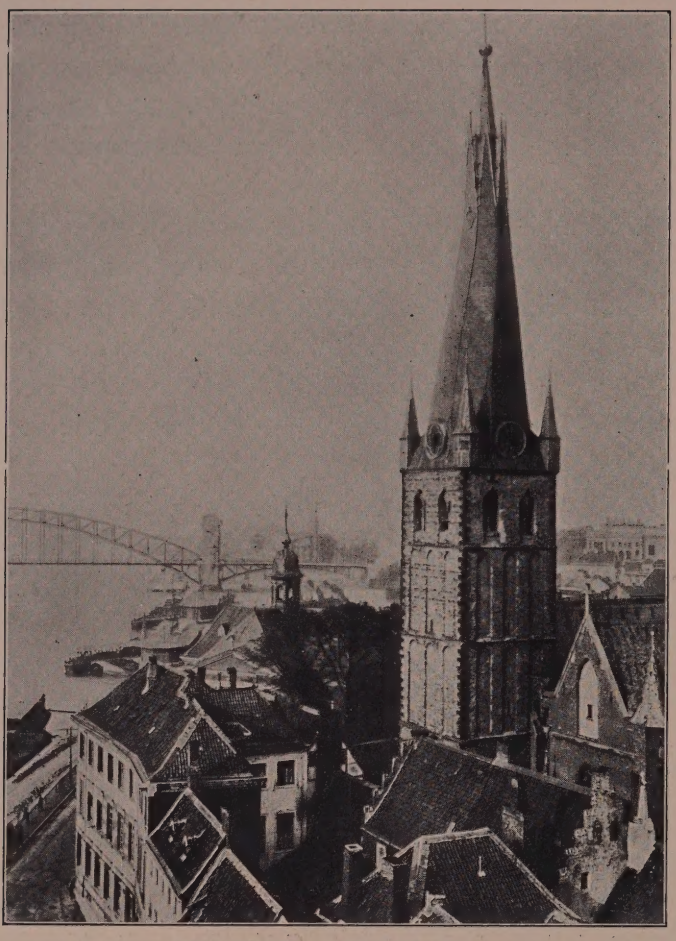


Abb. 192. Düsseldorf. Alte Stadt.

die Kirche des heiligen Lambertus mit der vom Blitz korkenzieherartig verdrehten schlanken Turmspitze. Und wie die Küchlein um die Henne, so sammeln sich die Bürgerhäuser um das Gotteshaus.

Vor dem Liebfrauentor hatte Düsseldorf noch eine zweite Kapelle (e). Sie barg ein wundertätiges Bild der Madonna, das von fern her die Gläubigen der Umgebung anlockte. Der geschäftliche Sinn der Bürger baute den frommen Pilgern hier ein Gasthaus.

Und wieder ziehen Jahrzehnte wie ein langer Tag über das Städtchen dahin. Was sich in zwei Jahrhunderten in seinen Mauern ereignet hat, ist schnell erzählt.

Die Grafschaft Ravensberg fiel im Jahre 1360 an Berg. Graf Wilhelm kämpfte für den Kaiser. Der Lohn war 1380 die Herzogskrone. Und ihr Glanz fiel auch auf die Stadt an der Düssel, der Herzog Wilhelm immer eine besondere Vorliebe entgegenbrachte. Die Mauern dehnten sich weiter aus. Eine Neustadt entstand. Die Stiftskirche ward vergrößert. Die Ortschaften Golzheim, Derendorf, Bilk und Hamm wurden in den Stadtverband gezogen. Düsseldorf ward Münzstätte, erhielt sogar einen eigenen Galgen vor den Toren verliehen. Und das wichtigste Ereignis: Düsseldorf war Zollstätte geworden.

Und wie die Stadt und ihre Kollegiatskirche wuchs, so auch die alte Grafenburg. Wir wissen nichts Bestimmtes von der ältesten Anlage, wissen nur, daß gegen Ende des 13. Jahrhunderts außerhalb der Stadt, unmittelbar am Rhein, schon eine scheinbar zweiflügelige Anlage einen rechteckigen Hof einschloß (Abb. 193, a). Herzog Wilhelm baute, als er Düsseldorf zu seiner dauernden Residenz wählte, die Burg aus. Die Düssel speiste die Gräben des Schlosses. Nach der Krämerstraße erhob sich der runde Eckturm, der heute als letzter Rest der Burganlage noch erhalten ist*.

* K. Strauven: Geschichte des Schlosses zu Düsseldorf von seiner Gründung bis zum Brande am 20. März 1872. Düsseldorf 1872.

Das Lebensende des zweiten Gründers der Stadt war eine erschütternde Tragödie. In der Fehde gegen den Grafen von Cleve hatte ihn das Waffenglück verlassen. Er ward bei Cleverham am 7. Juni 1397 geschlagen und gefangen genommen. Seine eigenen Söhne machten das Maß des Unglücks voll und bemächtigten sich der Burg zu Düsseldorf und der Regierung. Und als nur schweres Lösegeld den Herzog aus der Gewalt des Clever Grafen befreien konnte, mußte er seinen Söhnen zu selbständiger Verwaltung Teile des Herzogtumes abtreten. Nicht zufrieden damit, nahm im Jahre 1403 Adolf, der älteste Sohn, den Vater bei Monheim gefangen. Es gelang dem Herzog wohl, mit Hilfe eines treuen Dieners wieder zu entfliehen. Aber er scheute es doch, mit seinen leiblichen Söhnen einen offenen Kampf zu wagen, und trat im Jahre 1405 freiwillig den größten Teil des Landes an Adolf ab, behielt für sich nur die Burg zu Düsseldorf und einige Ämter. An Leib und Seele gebrochen, hat Herzog Wilhelm den demütigenden Vertrag nur drei Jahre überlebt.

Unter Adolfs Zepter wurde das Herzogtum Jülich im Jahre 1423 mit Berg vereint. Sein Neffe und Nachfolger Gerhard (1437—1475) stiftete im Jahre 1443 das Kreuzbrüderkloster. Düsseldorf erhielt einen neuen Monumentalbau. Im folgenden Jahre schlug er die Truppen Arnolds von Geldern, die ihn unvermutet angegriffen hatten, bei Linnich. Es war am Hubertustag. Und der Orden, der zur Erinnerung an diesen Sieg gestiftet wurde und seinen Hauptsitz in der Kirche zu Nideggen hatte, ist bis heute der vornehmste Orden der Krone Bayerns geblieben: der letzte Herzog von Berg, Max Josef, aus dem Hause Pfalz-Birkenfeld-Zweibrücken, nahm 1805, als er das Herzogtum aufgab, um König von Bayern zu werden, mit den Landeskunstschätzen auch den Hubertusorden mit nach München.

In den letzten Jahren der Regierung Herzogs Gerhard († 1475) sah es in seinen Landen übel aus. Im Herzogtume Jülich hausten die Truppen Karls des Kühnen von Burgund, im Bergischen die Kaiserlichen. Aus dem belagerten Neuß drang über die Wellen des Rheines wüster Waffenlärm in die stille Residenz an der Düssel. Aber unter seinem prachtliebenden

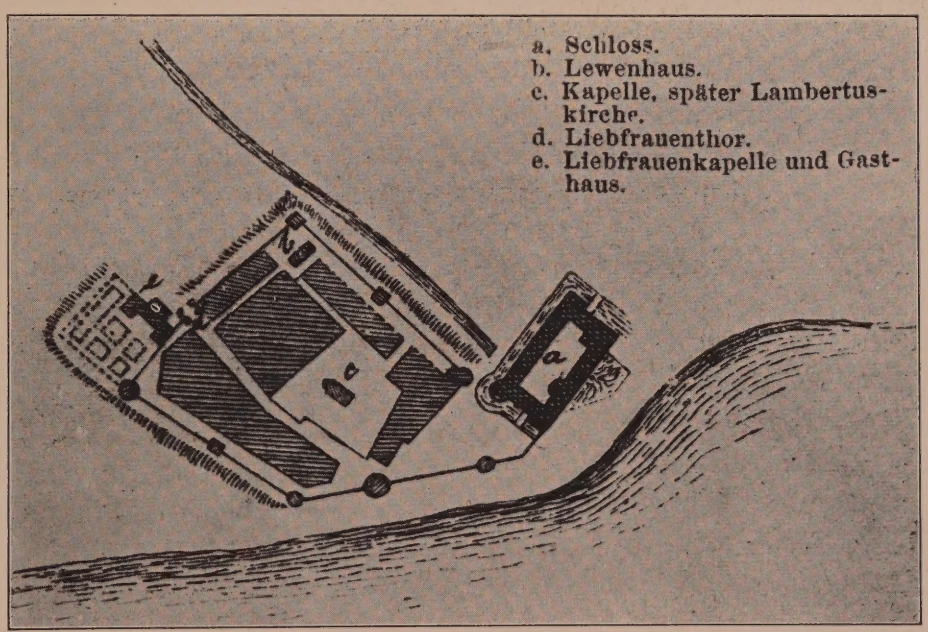


Abb. 193. Düsseldorf. Stadtplan. Ende 13. Jahrhunderts.

Sohn Wilhelm (1475—1511) setzt jene glückliche Einigungspolitik ein, die für die Zukunft jeden Anspruch eines fremden Fürsten auf die Länder am Niederrhein ausschalten sollte. Der Liebesbund zwischen seiner Erbtochter Maria und Johann von Cleve, von dem ich oben schon erzählte, machte Düsseldorf im Jahre 1511 zur gemeinsamen Hauptstadt von Jülich, Berg und Ravensberg, 1521 auch von Cleve und Mark.

Düsseldorf hatte seit der Erhebung zur Stadt in den zwei Jahrhunderten inzwischen seine Grenzen weit hinausgeschoben. Die Nordgrenze lief vom Zollturm am Rhein hinter den Gärten der „alten Stadt" bis zum Eiskellerberg. Die Ostgrenze vom Turm des Eiskellerberges bis zu dem Stadtbrückchen, bis etwa zur Flingerstraße in der Richtung der heutigen Alleestraße. Die Südgrenze lief bis zur Hafen- und Akademiestraße, wo das ursprüngliche Berger Tor stand.

Gewiß, die Residenz war gewachsen. Aber die Zahl der Monumentalbauten war noch immer gering. Weite Strecken waren unbebaut. Im Herzen der Altstadt pflanzte der Bürger

Abb. 194. Düsseldorf. Schiffsgefecht auf dem Rhein vor dem alten Schloß.
Nach Graminaeus' „Beschreibung derer fürstlicher Gülichscher Hochzeit 1585". Vgl. Abb. 199.

seinen Kohl. Und innerhalb der Ringmauern weidete noch das Vieh. Der Marktplatz und die dort einmündenden Straßen waren nur wenig bebaut. Kreuzbrüderkloster, die Kirche des heiligen Lambertus, das Schloß und das Haus „Zum Schwarzen Horn" in der Ratinger Straße, das als Rathaus diente, das waren vielleicht die einzigen Steinbauten. Das übrige Fachwerkhäuser.

Unter Wilhelm dem Reichen (1539–1592) füllt sich der Ort. Zahlreiche Beamten und wohlhabende Privatpersonen hatte die gemeinsame Residenz angezogen. Das Schloß war nach dem Brande vom Jahre 1510 ausgebaut. Seinen damaligen Zustand zeigt uns ein Stich aus dem Jahre 1585 (Abb. 194). Nach dem Rhein zu hatte der älteste Teil ein neues Geschoß mit gotischem Wehrgang erhalten. Die nach der Stadt zu gelegenen Ecktürme welsche Hauben. Der Ort nahm allmählich städtischen Charakter an. Die Straßen um den Marktplatz schlossen ihre Lücken mit Steinhäusern. In der Kurzen- und Flingerstraße und am Burgplatz stehen sie teilweise noch mit den Jahreszahlen 1584, 1589, 1595 usw. Der wichtigste Neubau der Neustadt war das Rathaus von Heinrich Tußmann aus Duisburg auf dem Marktplatz (Abb. 195).

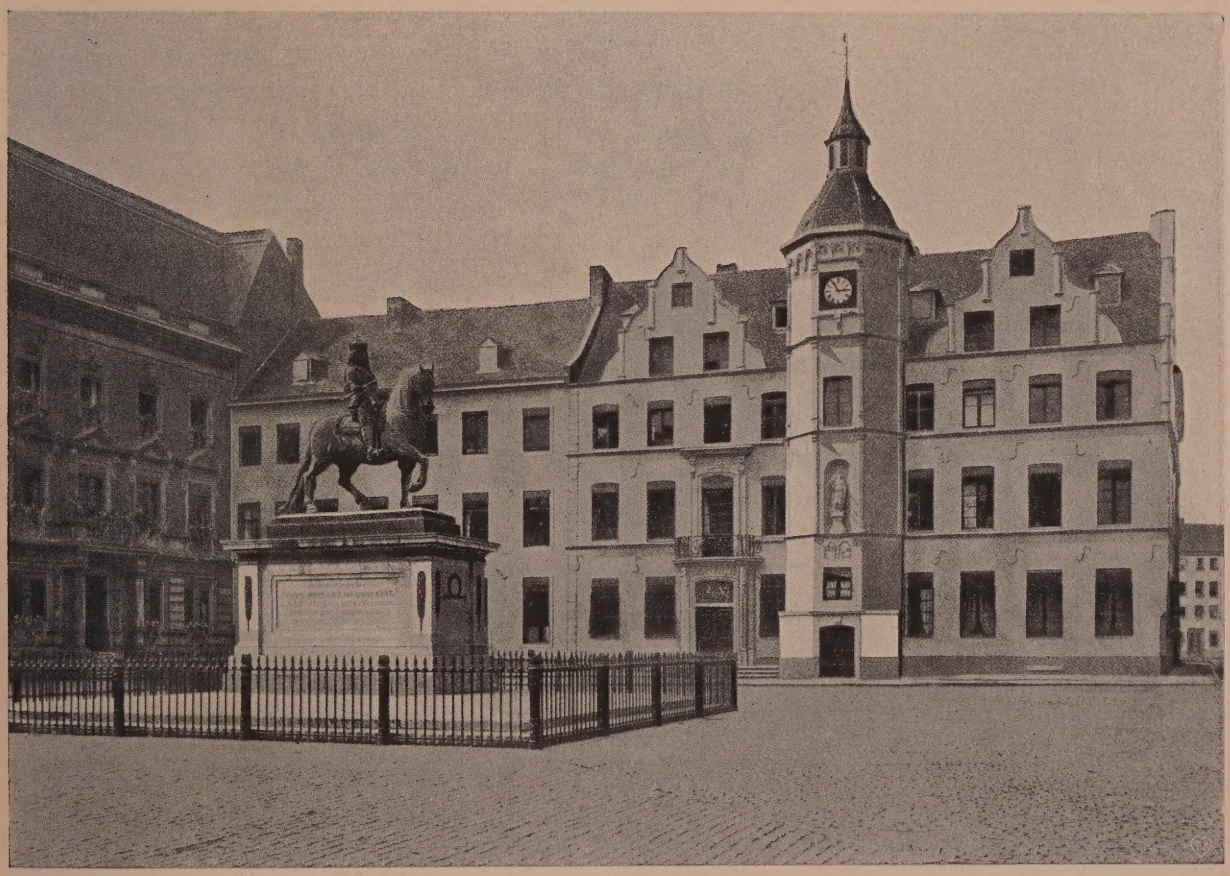


Abb. 195. Düsseldorf. Marktplatz. Meßbild-Aufnahme.

Tußmann war einer der Meister von Schloß Horst*. Und auch andere Horster Meister zog Wilhelm der Reiche zum Ausbau seiner Residenz an der Düssel heran. Joist de la Court, oder Meister Johannes, wie Daniel Specklin, der zeitgenössische Straßburger Festungsbaumeister, ihn in seiner „Architektur von Vestungen" nennt, oder Johannes Edler, wie er in Teschenmachers Annalen 1721 erwähnt wird. Neben ihm wurde Johannes Pasqualini, der Sohn des großen Meisters von Jülich, für den Ausbau des Schlosses und der Festungsanlagen verwandt. Aber weiteres wissen wir nicht, da die Monumente längst geschwunden.

Bei dem Rathausneubau sind an Stelle der gotischen Wehrzinnen vom Calcarer Rathause (Abb. 96) geschweifte Renaissancegiebel getreten. Den schlanken Treppenturm zieren schmale Lisenen. Hoch oben aber, wo die Haube beginnt, kommt die sterbende Gotik in einem Spitzbogenfries noch einmal zu Wort. Das 18. Jahrhundert hat den Bau verändert. Die malerische Backsteinfugung schwand unter einer Tünche. Die alten Hausteinfensterkreuze wurden herausgeschlagen. Dafür unter den Fenstern Horizontalbänder angebracht. In einer Nische die Statue der Justitia aufgestellt. Darunter in einer Blende die Wappen von Jülich, Berg und Düsseldorf eingehauen. Der Eingang wurde aus dem Treppenhause in den einen Seitenflügel verlegt, sein Portal, wie das an dem damals neu aufgeführten Anbau (Abb. 197), eingefaßt von den eleganten Gliederungen des Regencestiles. Darüber der schöne schmiedeiserne Balkon. Diese äußere Veränderung war die Folge einer inneren. Man hatte ein neues Treppenhaus gebaut mit abwechselungsreichem Gitterwerk und Holzschnitzereien (Abb. 196).

Abb. 196. Düsseldorf. Rathaustreppe. Vgl. Abb. 195.

Bei aller Fürsorge Herzog Wilhelms des Reichen für den Ausbau seiner Residenzstadt konnte aber bei den vorhandenen Voraussetzungen Düsseldorf doch nicht die bauliche Bedeutung erlangen wie Jülich, auch nicht wie die Schwanenburg zu Cleve. Freilich, das Düssel-

* Klapheck: Meister von Horst. II. Abschnitt, Kap. 5.

dorfer Schloß steht nicht mehr. Wir haben keinen rechten Maßstab zum Vergleich mit den Arbeiten Wilhelms des Reichen auf den übrigen Landesburgen. Aber Düsseldorf war, obwohl der Herzog die meiste Zeit seines Lebens hier verbrachte, mehr die Stadt der Verwaltung und der Landesräte, während das herzogliche Buen-Retiro die alte Stammburg, die romantisch gelegene Schwanenburg zu Cleve war. Die Jagd zog ihn oft nach Hambach. Anderseits ging von der gewaltigen Landesveste zu Jülich ganz selbstverständlich eine weit stärkere suggestive Anregung auf die Bautätigkeit im Lande Jülich aus als von der Wiederherstellung der Düsseldorfer Burg und dem Neubau des immerhin bescheidenen Rathauses auf das Bergische Land.

Aber wichtiger als Jülich und Cleve war Düsseldorf als Schauplatz der geistigen Kämpfe, die im 16. Jahrhundert auch den Niederrhein aufsuchten. Man kann sie in diesem Zusammenhange nicht ganz übergehen. Sie sind wichtige Faktoren für den tragischen Ausgang des Jahrhunderts Wilhelms des Reichen.

Abb. 197. Düsseldorf. Rathaus. Ehemaliges Portal des Anbaus. Vgl. Abb. 195.

Herzog Johann (1511—1539), den die Geschichte den Friedfertigen nennt, der erste Herzog vom geeinigten Niederrhein, stand der Bewegung der Reformation nicht ungünstig gegenüber. Seine Tochter Sibylla hatte er im Jahre 1526 mit dem entschieden protestantisch gesinnten Kurprinzen Johann Friedrich von Sachsen verlobt. 1527 durfte der Freund Luthers, Friedrich Mykonius, in der Schloßkirche predigen. In der Kirche des heiligen Lambertus fand am 27. Februar seine öffentliche Disputation mit dem Klosterbruder Heller von Corbach statt. Johanns Tochter Amalia lebte zurückgezogen auf der Burg an der Wupper ungestört ihres protestantischen Glaubens. Eine dritte Tochter, Anna, reichte im Jahre 1539 dem von der Kirche abgefallenen Defensor fidei Heinrich VIII. von England die Hand. Damals lebte der englische Hofmaler Hans Holbein der Jüngere am Düsseldorfer Hof. Heinrich, der bereits dreimal verheiratet gewesen, mit Katharina von Aragonien, von der er sich scheiden ließ, mit Anna Boleyn, die er hinrichten ließ, mit Johanna Seymour, die nach der Geburt ihres Kindes

starb, wollte in der Wahl seiner vierten Gattin vorsichtiger sein. Holbein sollte erst das Konterfei bringen. Wohl belehrt durch die Minister, zauberte der Künstler ein Bild auf die Tafel, das des Königs ganzes Entzücken war. Beim ersten Anblick des Originals aber war er enttäuscht und stürzte entsetzt über die Häßlichkeit der „grande cavale de Flandre" aus dem Zimmer. Anna hat übrigens das am wenigsten tragische Schicksal der königlichen Gemahlinnen Heinrichs VIII. gehabt. Sie wurde nur geschieden, während ihre Nachfolgerin Katharina Howard das Geschick der Anna Boleyn teilte.

Man würde aber irren, wollte man Herzog Johann bei seinen reformierenden Neigungen für einen absoluten Anhänger Luthers halten. Er sah wohl die Notwendigkeit gewisser kirchlichen Reformen ein. Die sittliche und wissenschaftliche Hebung des geistlichen Standes lag ihm am Herzen. Er glaubte „seinen Untertanen zugute mit einer Kirchenordnung und Besserung" die weltlichen Mißbräuche der Geistlichkeit beseitigen zu können. Aber er war ein Feind des „revolutionären Protestantismus". Gegen die Wiedertäufer und Nacktläufer, die auch am Niederrhein ihren Hokuspokus trieben und ihre Narreteien aufführten, ging er energisch vor. Er war auch einer der ersten Fürsten, die dem Fürstbischof von Münster gegen die Knipperdolling und Konsorten Hilfe sandten. Johann suchte in den Religionsstreitigkeiten zu vermitteln. Er wollte durchaus nicht von Papst und Kirche abfallen. Aber er glaubte, daß in seinem Lande die sittliche Idee des Christentumes, geläutert von den Schlacken weltlicher Mißbräuche der Kirche, von dem Geiste antiker Schönheit umkleidet werden müsse.

An seinem Hofe lebte der Geist des Erasmus von Rotterdam. Auf seiner Schwanenburg zu Cleve hatte er eine Schar der führenden Humanisten vom Niederrhein um sich versammelt. Und unter dem Einflusse dieser Männer entstand das berühmte Antikenkabinett der Schwanenburg.

Nichts auf der Welt verlangt gewissenhaftere Sorgfalt und einen feineren Geist als die Erziehung des Fürsten, meinte einmal Erasmus. Herzog Johann hatte auch dem feinsten Geist seines Hofes die Erziehung seines Thronfolgers Wilhelm anvertraut: Konrad von Heresbach. In Köln war dieser ein begeisterter Verehrer des großen Sohnes von Rotterdam geworden. Später saß auf der Burg zu Düsseldorf Jungherzog Wilhelm zu seinen Füßen und berauschte sich an den glänzenden Bildern, die sein Lehrer von den Helden der Antike vor seine Seele zauberte. Und gespannt lauschte er der Stimme des Erasmus, wenn Konrad von Heresbach ihm von dem Lande der Zukunft erzählte, dem goldenen Zeitalter der Wissenschaften und der schönen Künste, das keine Roheit des Glaubenskrieges und Waffenlärmes störe und in dem Glück der Untertanen auch das Glück des Landesfürsten sähe*. Neben Heresbach war der einflußreiche Kanzler Johann von Gogreve ein überzeugter Erasmianer, der ebenfalls von der Rückkehr zur antiken Schönheit und der Welt Homers träumte. Dann Johann von Vlatten, der Propst. „An welchem Ende der Vlatten weilt, da vertritt er seinen Erasmus. Und wo Erasmus ist, da ist er als Vlattens geschworener Freund".

* A. Wolters: Konrad von Heresbach. Elberfeld 1867.

Über der politischen Einigung der drei niederrheinischen Herzogtümer stand ein günstiger Stern. Hoffnungsvoller hat kein Fürst die Zügel der Regierung übernehmen können als Wilhelm der Reiche. Der Sternenhimmel Homers und Horaz' sollte über dem Lande leuchten. Und die Weisheit des Erasmus in ungezählten jungen Seelen ein neues Glück von Erdendasein bringen. Die Verwirklichung dieser Ideale sahen die Heresbach, Gogreve und Vlatten in der Gründung einer Gelehrtenschule zu Düsseldorf. Herzog Wilhelm, begeistert von den Plänen seiner Ratgeber, stellte freigebig die Renten der Vikarien der Schlösser zu Caster, Born, Blankenburg, Ravensberg, Heinsberg, Holten, Keyenberg und die Gefälle der eingezogenen Besitzungen der Wiedertäufer zu Millen der neuen Schule zur Verfügung. Heresbach und der Kanzler lenkten die Wahl des Schulleiters auf den früheren Rektor der Stiftsschule zu Essen und späteren Rektor der Kölner Domschule, auf den gelehrten Magister Johann Monheim. In ihm lebte Geist von ihrem Geist: er hatte im Jahre 1539 Erasmus' „de conscribendis epistulis" in einem kurzen Auszuge zusammengefaßt. Erasmus' Schriften waren überhaupt das Evangelium der Monheimschule. Ihr Rektor bearbeitete sie für den Schulgebrauch*.

Aus den erhaltenen Schulprogrammen der Gelehrtenschule von 1545 und den folgenden Jahren** wissen wir genau, wie es auf der Monheimschule zuging. Cicero, Vergil, Terenz und Demosthenes, lateinische Disputationen und Deklamationen standen an der Spitze des Lehrplanes. Dann folgten Griechisch, Hebräisch, Arithmetik, Geographie, Astronomie und Musik. Aus der Schuldisziplin erfährt man nach den Programmen höchst amüsante Dinge: die Schüler hätten ihren Nachttopf wegzutragen, dürften beim Betteln die öffentliche Ordnung nicht stören und ihre Heimreisen nicht übereilen.

Das Geheimnis des übergroßen Erfolges der Lehrtätigkeit Monheims an der Düsseldorfer Schule ist in seiner Gefolgschaft der Lehren des Erasmus begründet. War das Latein der Scholastiker eine geisttötende Dressur, so war für Erasmus die Grammatik ja nur Mittel zum Zweck. Das Wichtigste war ihm die Lektüre der alten Klassiker und die geistigen Fäden der Antike in die Gegenwart zu verweben. „Ochsen und Esel zu kommandieren", meinte einmal Erasmus, „das ist nicht schwer. Aber Kinder auf eine liberale Art zu erziehen, das ist eine mühselige, aber schöne Aufgabe." Monheim war der berufene Mann, den alten Stoff der Antike für den modernen Unterricht nutzbar zu machen.

Die Düsseldorfer Gelehrte Schule war durch Monheim die vornehmste Bildungsstätte am Niederrhein geworden, und ihr Ruf entvölkerte die Schulen zu Münster, Essen, Wesel,

---

* K. W. Kortüm: Nachrichten über das Gymnasium zu Düsseldorf im 16. Jahrhundert. Gymnasialprogramm Düsseldorf 1819. — Karl Krafft: Die Gelehrte Schule zu Düsseldorf. Programm der Realschule Düsseldorf 1853. — Heinrich Willemsen: Aus der Geschichte des Düsseldorfer Gymnasiums in den Beiträgen zur Geschichte des Niederrheines. XXIII. 1910. S. 218 ff.

** Die Programme von 1545 und 1561 in der Stadt- und Landesbibliothek zu Düsseldorf; das von 1551 mitgeteilt bei Wilhelm Schmitz: Franciscus Fabricius Marcoduranus. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus. Köln 1871; das von 1556 bei Kortüm, a. a. O. und Krafft, a. a. O.

Emmerich und die berühmte Domschule zu Köln. Es war mehr denn eine Landesschule. Ihr Ruf war bald weit über die Grenzen von Cleve, Jülich und Berg verbreitet. Auf dem stimmungsvollen Stiftsplatze zu Düsseldorf (Abb. 198), im Herzen der Stadt, drängte sich unter dem Schatten von St. Lambertus und der alten Linden der Zulauf der Studenten aus allen Gegenden zu den Hörsälen des „Lehrers vom Niederrhein". „Sein Name und seine Gelehrsamkeit", rühmt eine Eingabe der „Ratsverwandten" vom Jahre 1581 an den Bürgermeister und den Rat der Stadt, „war durch die ganze Christenheit gepriesen und vieler Eltern Gemüt dadurch bewegt, daß sie ihre Kinder über 50, 60, 70 und mehr Meilen Wegs mit großen Kosten hierher zum Studium geschickt haben." Im Jahre 1558 zählte die Schule ca. 1500, um 1560 an 2000 Studenten. Und nach den Angaben der Kölner Jesuiten kamen nicht weniger denn 600 aus Trier. Wie einst das wundertätige Gnadenbild der Madonna vor dem Liebfrauentor an der „alten Stadt", so war jetzt die Gelehrte Schule auf dem benachbarten Stiftsplatze den Düsseldorfer Bürgern eine Quelle wirtschaftlicher Vorteile geworden.

Aber der beispiellose Erfolg der Schule und der frische Wind, der in ihren Mauern wehte, reizte die Kölner Jesuiten zu energischen Angriffen auf den Rektor. Sie bezeichneten ihn als einen lauen Katholiken, als einen Ketzer. Kein Mittel blieb unbenutzt, um den gelehrten und einflußreichen Mann zur Strecke zu bringen und sein modernes Schulgebäude zu zertrümmern. Freilich rückte Monheim immer mehr von seiner alten Kirche ab. Der 1560 von ihm herausgegebene Katechismus gab seinen Gegnern die gewünschte Angriffswaffe. Der Kampf nahm die erbittertsten Formen an. Aber Monheim schwieg.

„Du fragst dich vielleicht verwundert, warum ich selbst auf die Verleumdungen der Jesuiten nicht geantwortet habe," schreibt er im Jahre 1562 an seinen Freund, an Martin Kemnitz in Leipzig, der für ihn eingetreten war. „Ich hätte das freilich getan, wenn unser Fürst mir nicht verboten hätte, gegen ihre Censura (das ist die Gegenschrift der Kölner Jesuiten zu Monheims Katechismus) etwas zu schreiben . . . . . Diese Menschen verfolgen mich mit einem unerhörten Haß . . . . öffentlich mit ihren Predigten, mit Verleumdungen und Schimpfreden. Aufs schwerste haben sie mich auch bei dem Kaiser, in Rom und bei den auf dem Konzil zu Trient versammelten Vätern angeklagt und auch erreicht, daß der Kaiser unserem Fürsten aufgetragen, mich aus seinem Gebiete zu vertreiben . . . . Was die Zukunft bringen wird, das weiß ich nicht. Unseres Fürsten Gesinnung gegen mich haben mir die Jebusiter noch nicht entfremden können."

Monheim vertraute auf den Fürsten und seine humanistischen Ratgeber. Das Kalkül war irrig. Aus dem begeisterten Jüngling, dem Schüler Heresbachs, war ein alter, müder, vorsichtig lavierender Mann geworden. In den sechziger Jahren lähmte ein Schlaganfall seine klaren Entscheidungen. So wehte am Düsseldorfer Hof ein unentschieden lauwarmer Wind. Nicht kalt, nicht warm. Weder die Wärme der katholischen Kirche, die sich berauschend gibt, noch die klare Erkenntnis der frischen Bewegung der Geister des Humanismus. Herzog Wilhelm wollte es mit niemandem verderben. Weder mit dem großen Anhang Monheims.

Und so zog er die Verdächtigung der Gegner auf sich. Noch mit Kaiser und Papst. Denn Wilhelm hätte gerne seinen zweiten Sohn Johann Wilhelm auf dem fürstbischöflichen Thron zu Münster gesehen und in Duisburg eine Landesuniversität errichtet. Die Zustimmung des Kaisers war von der Stellung Monheim gegenüber abhängig. Wilhelm schwankte. Monheim verlor den festen Halt an seinem Landesherrn. Das schwindende Vertrauen und die fortgesetzten Angriffe untergruben die Gesundheit des Gelehrten. Am 8. September 1564 stand Düsseldorf trauernd an seiner Bahre. Bald waren die Hörsäle am Stiftsplatze verödet. Die Stimme des Erasmus war verrauscht im Winde.

Doch noch immer schimmerte aus der Zukunft eine Hoffnung auf bessere Tage in die Gegenwart herüber. Der Jungherzog Karl Friedrich. Er sollte einmal das vollenden, was der Vater so glänzend begonnen hatte, dann aber durch die Ungunst der Verhältnisse einen jähen vorläufigen Abschluß fand. Karl Friedrich war gelehrt und schönheitstrunken. Der Orientalist Masius und der kluge Stephan Pighius hatten die Begeisterung für die Antike in sein Herz gepflanzt, die seine Schritte nach der Ewigen Stadt lenkte. Aber ein grauses Geschick nahm plötzlich dem Lande seine letzte Hoffnung. 1575 brachte der Bote aus Rom dem alten Vater und dem Humanistenkreis, der in ruhiger olympischer Überlegenheit den

Abb. 198. Düsseldorf. Am Stiftsplatz.

Gang der Dinge abwartete, die erschütternde Kunde: der 19jährige Karl Friedrich war an den Blattern dahingerafft und in der Kirche Santa Maria dell'Anima zur letzten Ruhe beigesetzt worden. Bang und hoffnungslos lag nun die Zukunft bei dem einzigen noch übrig gebliebenen Sohn und Erben Wilhelms des Reichen, dem schwachsinnigen Johann Wilhelm.

So schließt der Tragödie erster Teil.

Der Vorhang hebt sich wieder. Ganz Düsseldorf ist am 13. Juni 1585 auf den Beinen und festtäglich gekleidet. Fremde Fürsten, die Gesandten des deutschen Kaisers, des Königs von Spanien, der Kurfürsten von Köln, Trier und Sachsen, des Herzogs von Württemberg, des Markgrafen von Brandenburg und Pfalzgrafen bei Rheine mit vielen Rittern und reichem Gefolge ziehen in die Stadt ein, empfangen mit Paukenschlag, Trompetengeschmetter und dem Donner der Kanonen. Dicht gedrängt steht die Menge in den Straßen. Das Vivat will kein Ende nehmen, als endlich, von reichgeschirrten Rossen gezogen, in dem „dunklen Golde"

Abb. 199. Düsseldorf. Allegorisches Feuerwerk auf dem Rhein. Nach Graminaeus 1585. Vgl. Abb. 194.

ihrer Locken, dem „Rubin" ihres Mundes, dem „Demantglanz" ihrer Augen die Braut des Thronerben naht: Jacobe, Markgräfin von Baden (Abb. 201). Acht Tage lang war Düsseldorf berauscht. Bälle und Prunkturniere, Fackeltänze und Ringrennen, Quintenstechen und Balienstechen, ein „Seegefecht" auf dem Rhein (Abb. 194) und ein allegorisches Feuerwerk (Abb. 199) wechselten einander ab in der Reihe der Festtage. Das war die grandioseste Prachtentfaltung und Lebensäußerung echten Renaissancegeistes am Niederrhein.

Aber im Hintergrunde des festlichen Treibens ballten sich unheildräuend finster schwere Gewitterwolken zusammen. Als das Unwetter sich entlud, traf der Blitz nach qualvollen Jahren das Haupt der schönen Jacobe.

Ihr Leben in der Düsseldorfer Residenz ist das ergreifendste Trauerspiel am Niederrhein. Die geheimnisvollen, rätselhaften Lücken ihres schicksalschweren Daseins hat die Volkssage später phantastisch ausgesponnen. Man hat aus ihr eine verführerisch schöne Frau gemacht, die zuerst ihren Jugendgeliebten, den Grafen Hans Philipp zu Manderscheid, Blankenheim und Gerolstein in Raserei treibt. Dann den Junker Dietrich von Hall bestrickt und mit ihm ihren Trottel von herzoglichem Gatten betrügt, in luxuriösem Aufwande die Staatsgelder verschwendet und rauschende Feste mit ihren Liebhabern feiert. Zuletzt hat Nanny Lambrecht „der tollen Herzogin" einen Roman gewidmet. Auch hier ist viel Dichtung mit hinein verwebt. Das Aktenstudium von Theodor von Haupt gibt von der unglücklichen Fürstin ein ganz anderes Bild*.

Früh verwaist, wächst sie am Hof zu München auf. Sie verlobt sich heimlich dem Grafen von Manderscheid. Über den Minneliedern, die beide einander singen, ruht der Hauch einer wunderbaren keuschen Innigkeit**. Staatsinteressen zerreißen aber bald mit brutaler Roheit das Herzensband: Eleonore von Cleve, Jülich und Berg, Wilhelms des Reichen älteste Tochter, war die Gattin des Markgrafen Albrecht Friedrich von Brandenburg. Ihre jüngere Schwester Anna war mit Philipp Ludwig Pfalzgrafen zu Neuburg vermählt. Beide waren Protestanten. Aber das Land am Niederrhein sollte auf keinen Fall, nachdem Karl Friedrich frühzeitig sich zu seinen Vätern versammelt hatte, an einen protestantischen Herrn fallen. Ferdinand von Österreich, der damals am Hofe zu München weilte, war die treibende Kraft der politischen Absichten der katholischen Partei. Die verwaiste, junge, strenggläubige Jacobe ward ihr Opfer. Ohne zu ahnen, daß der ihr bestimmte Gemahl ein Idiot war, zwang man sie, ihm die Hand zu reichen. Hans Philipp von Manderscheid verlor bei der Nachricht Sinn und Verstand und starb bald in der Blüte der Jahre.

Aus dem Taumel der prunkvollen Hochzeitstage erwachte Jacobe zur entsetzlichen Wahrheit ihrer Lage. Ihr Lebensglück war zerstört. Der regierende Fürst schwachsinnig. Ihr Gatte steuerte täglich mehr und mehr dem unrettbaren Wahnsinn zu. Der Aberglaube trieb

---

* Theodor von Haupt: Jacobe, Herzogin zu Jülich, Markgräfin von Baden. Coblenz 1820. — Stieve i. d. Allgemeinen deutschen Biographie Bd. XIII, S. 568.

** Haupt a. a. O. S. 10—12, 14—16, 150—151.

Abb. 200. Düsseldorf. Grabdenkmal Wilhelms des Reichen in St. Lambertus.

an ihm die tollsten Experimente. Man nähte ihm Reliquien, das Evangelium Johannis, Austern und andere Speisen in die Kleider. Der verrückte Johann Wilhelm schien oft der einzig vernünftige Kopf am Hofe zu Düsseldorf zu sein, wenn er dann unwillig ausrief: „De Düwel is im Wammes". Rohe Hühner wurden dem Kranken unausgeweidet auf das Haupt gelegt, bis sie in Fäulnis übergingen. Von fern her verschrieb man sich Künstler, die mit Formeln und Zaubertränken den Wahnsinn des Thronfolgers beschwören sollten. Selbst vor dem Mißbrauch geweihter Hostien schreckte man nicht zurück. Und das am Hofe von Konrad von Heresbachs Schüler, in der Stadt der Gogreve, Vlatten und Monheim! Nun, nach Monheims Tode war ein Frontwechsel eingetreten. Neue Männer saßen am Staatsruder. Der Marschall Wilhelm zu Waldenburg, genannt Schenkern, und der Kanzler Niclas von dem Broell. Da Herzog Wilhelm krank, schwelgten sie vergnügt drauf los. Vor allem Schenkern, von Haus ein Ritter von Habenichts, der eine Reihe von Gütern in seine Hand brachte, die Staatskasse als seine Privatkasse ansah, während sengend und brennend die Spanier im Lande hausten, die Schuldenlast des Staates ins Unermeßliche stieg und der Hof unter den dürftigsten Verhältnissen lebte. „Daß wir oftmals nicht so viel haben," klagt Jacobe, „daß wir den Armen in der Kirchen oder sonst anderen Almosen austheilen moegen . . . . . sondern hin und widder in der Statt bei den Bürgern und sonst, mit drey, vier, sex, acht oder zehen Thalern lehen weiß etwas zu wegen bringen laßen müßen, geschweige, daß wir die Kremer, bey welchen wir für und nach Waar außnehmen laßen, verrichten können, und dahero Unsere Reputation und Credit verlieren müßen." Der Marschall Schenkern, der Gouverneur der Landesveste Jülich, war Herr des Landes.

Am 6. Januar 1592 erlöste der Tod Wilhelm den Reichen von einem sechsundzwanzigjährigen stillen Wahnsinn. Johannes Pasqualini entwarf das prunkvolle Begräbnis und unter dem Chor von St. Lambertus die Fürstengruft*. Im Jahre 1595 beauftragte Schenkern den Bildhauer Gerhard Scheben aus Köln mit dem Bau eines Grabdenkmals, das heute an Ort und Stelle noch erhalten ist (Abb. 200).

Auf einem dunklen marmornen Sarkophag ruht die lebensgroße helle Gestalt des Herzogs. Nicht wie ein Toter, nicht in der Leichenstarre wie auf den mittelalterlichen Grabsteinen. Nein, wie einer, der jeden Augenblick wieder zu den Waffen greifen möchte, die neben ihm liegen, dem reich geschmückten Visierhelm und den Stahlhandschuhen. Frei und ungezwungen stützt sich der Herzog in der kunstvoll ziselierten Rüstung mit der Rechten auf das Sammetkissen. Die spanische Krause hebt den ausdrucksvoll gemeißelten Kopf mit dem kahlen Schädel und den tief liegenden Augen ab. Auf den Stufen, die zu ihm hinaufführen, halten Löwen mit den Wappen von Wilhelms Ahnen Totenwacht.

Über dem Sarkophag wächst an der Wand, hinauf bis in die Höhe der gotischen Gewölbe reichend, eine reiche Säulenarchitektur auf. In den vier Nischen die Gestalten der Kardinals-

* Stauven: Die fürstlichen Mausoleen Düsseldorfs. 1879. — Die Feierlichkeiten der Beisetzung beschrieben in Pasqualinis Kupferstichwerk „Spiegel vnd Abbildung der Vergenglichkeit" 1592.

tugenden. In der Mitte über den Wappen eine Auferstehungsszene. Auf den verkröpften Gebälken stehen allegorische Figuren. In den Zwickeln schweben Viktorien. In der Nische der obersten Stockwerke sitzt, eingerahmt von feierlichen Hermen, die Gestalt der Hoffnung. Und der Salvator bildet die Krönung des grandiosen Aufbaues. Gegen schwarzen Marmor stehen rotgefleckte Säulen. Für die Horizontalbänder hat man gelblichen Stein verwandt. Und für die zahlreichen figürlichen Darstellungen weißen Marmor und Alabaster.

Aus dem Geiste jenes großen Antwerpener Grabmalskünstlers, der für das 16. Jahrhundert ein internationaler Modename war, Cornelis Floris, hat Gerhard Scheben hier ein Denkmal geschaffen, das seines großen Vorbildes würdig gewesen und für das nordwestliche Deutschland das bedeutendste Renaissancedenkmal geblieben ist. Wir wissen leider nicht viel von dem trefflichen Meister der Arbeit. Nur, daß er eine Zeitlang der Kölner Steinmetzenzunft angehört hat und später im Dienste Caspars von Fürstenberg auf den westfälischen Schlössern Adolphsburg und Schnellenberg tätig war. Man sollte den ausgezeichneten Künstler weiter verfolgen. Das gräflich von Fürstenbergische Archiv auf Schloß Herdringen enthält mancherlei urkundliches Material über ihn*.

Im Jahre 1599 war das Grabdenkmal vollendet. Es ist das Grabdenkmal der Dynastie. Der Grabstein des Jahrhunderts Wilhelms des Reichen. Der vollkommen verblödete Johann Wilhelm lebte wohl noch zehn Jahre. Aber die unheilvollen Wolkenballen hatten sich vor der Fertigstellung des Denkmals schon entladen.

Die Hoffnung auf einen leiblichen Erben Johann Wilhelms war längst geschwunden. Marschall Schenkern, der Jacobe mit glühendem Haß verfolgte, hatte den Fürsten in seine Gewalt gebracht und dachte daran, bei günstiger Gelegenheit das Land an die Krone Spanien zu bringen. Die protestantischen Stände, an ihrer Spitze der Graf von Broich, suchten mit Hilfe der Generalstaaten Schenkerns Plan zu vereiteln und verlangten im Interesse der zukünftigen Erben, Brandenburgs und der Pfalz, eine Landesverwaltung in ihrem Sinne. Ihre Politik wandte sich daher auch gegen die strenggläubige Jacobe, die nun ohne Halt allein dastand und in ihren Entschlüssen hin und her schwankte. Das Unheil bescherte ihr noch einen dritten gefährlichen Gegner, die Schwester Johann Wilhelms, die Prinzessin Sibylla. Schenkern hatte es verstanden, sie gegen Jacobe zu gewinnen, hatte ihr, während er der Landesfürstin die notwendigsten Dinge des Lebens entzog, ihr den Gottesdienst beeinträchtigte und sie mit den unwürdigsten Kränkungen überhäufte, einen fürstlichen Postzug von hohem Wert verehrt. „Cupiditate regnandi", wie Jacobes Verteidigungsschrift sagt, ward Sibylla die geschworene Verbündete des brutalen Alba vom Niederrhein.

---

* Theodor Levin: Das Grabdenkmal des Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg in der St. Lambertuskirche zu Düsseldorf in den Beiträgen zur Geschichte am Niederrhein I. S. 175 ff. und IV. S. 253 ff. — F. Küch: Beiträge zur Kunstgeschichte Düsseldorfs in den Beiträgen zur Geschichte am Niederrhein XI. S. 64 ff. — Kerckerinck-Klapheck: Alt-Westfalen S. XIX.

Jacobe sollte beseitigt werden. Man wollte ihr den Prozeß machen. Man mußte aber Gründe haben und verdächtigte ihre Frauenehre. Der Junker Dietrich von Hall soll ihr Liebhaber gewesen sein.

Das war der wesentliche Anklagepunkt. Der Haß der altjüngferlichen Sibylla entblödete sich nicht zu berichten: „Als sie von jenem Umgange mit dem Hall unterrichtet worden, habe sie durch Wesel von Knippenberg (eine Kreatur Schenkerns, die Jacobe in ihrer Verteidigungsschrift einen „selbstbackenen Edelmann" nennt, „dessen Namen und Vorfahren im Ritterbuch nicht erfindlich") in der Decke des Schlafzimmers der Herzogin eine Öffnung zurichten lassen, durch welche sie abwechselnd mit Knippenberg und anderen Hofdienern gesehen und sich von Halls Anwesenheit bei der Herzogin überzeugt hatte." Unbegreiflich, wie sich das Altjüngferchen zu solchen Dingen der Hoflakaien bedienen, die näheren Umstände selbst diktieren und mit ihrem fürstlichen Namen unterschreiben konnte. Aber Jacobe gab, als sie sich zu verteidigen hatte, die treffliche Antwort: „Das Fräulein sollte, als noch im Jungfrauenstande lebend, sich nicht allein der ungebührlichen Tatsachen, sondern auch aller unzüchtigen Worte billig enthalten und nicht dem aller Ehrbarkeit auch schwesterlicher Freundschaft entgegen, solche grobe, greuliche, unehrbare und unzüchtige Dinge in den Denunciatorial-Artikeln unterschrieben haben, deren sich auch eine schlechte, gemeine, alte und erfahrene Frau vor Gott und den Leuten schämen und entziehen sollte!"

Schenkern hatte Jacobe völlig von ihrem kranken Gemahl getrennt und behandelte sie unglaublich. Er wußte zwar, daß die Anklagepunkte — darunter „vor ihrer Vermählung die zärtlichen Briefe mit Philipp von Manderscheid", sie habe „durch Zaubereien des Herzogs Blödsinn verursacht und gestärkt", „durch der Herzogin böses Beispiel sei große Sittenverderbtheit und Unkeuschheit am Hofe eingerissen", sie habe „den Schalksnarren Martin zierlich kleiden lassen und in besonderer Affektion gehabt" — nicht ganz stichhaltig waren. Der jülichsche Leibarzt Dr. Reinerus Solenander sollte ihr daher einen Gifttrunk bereiten. Aber Schenkern hatte sich an die verkehrte Adresse gewandt. „Des Herrn Kanzlers und einiger Räthe funestum consilium ist handgreiflich wider Gott und alle Billigkeit," antwortete der Doktor. „Die Herzogin ist noch nicht gehöriger Maaßen verurtheilt. Einen aber mit dergleichen Trank oder Süpplein hinzurichten, ist ärger und unverantwortlicher, denn Jemand mit dem Schwert tödten lassen. Ich wollte gewiß lieber meines Amtes, ja Lebens verlustig werden, als dazu behülflich zu seyn, meiner bisher von Gott reichlich gesegneter Kunst solchen gräulichen Schandfleck anhängen, und aus einem Hofapotheker einen Abdecker und Büttel machen helfen. Es haben die Teutschen bisher solche schändliche Künste für ein großes Bubenstück geachtet: Gott verhüte, daß dergleichen welsche Pratiquen ja nicht bei uns eingeführt." So eine Sprache hatte Schenkern, der Allmächtige, nun doch nicht erwartet. Aus seiner Antwort, vor allem dem Postskriptum, spricht ein unsauberes Gewissen: „Herr Doctor . . . Wenn ich Euer Schreiben dem Collegio der Herren Räthe gezeiget, würdet Ihr in große Ungelegenheit geraten seyn. Weilen ich Euch aber von so vielen Jahren her gekannt und aufrichtig befunden,

so hab ich Euch hierunter verschonet, vermahne Euch aber ernstlich, Ihr wollet hiervon keine Rede auskommen, noch Euch der Sachen im Geringsten merken lassen, sondern so lieb Euch das Leben selbst ist, alles in höchster Verschwiegenheit halten.

P. S. Es ist schon befohlen, Euch zwey rückständige Quartale Eurer Besoldung folgen zu lassen und habt Euch nur bey dem Rentmeister anzugeben."*

Schenkern mußte auf ein anderes Mittel sinnen.

Eines Tages befindet sich Jacobe hinter Schloß und Riegel. Bewaffnete Wachen schließen sie von der Außenwelt ab. Über zwei Jahre schmachtet sie so dahin. Schenkern wartet den Ausgang des zweifelhaften Prozesses nicht erst ab: Am 3. September 1597 findet man die 39jährige Fürstin erwürgt in ihrer Zelle. In aller Stille, nicht wie eine Landesfürstin, wird sie in der Kirche des Kreuzbrüderklosters beigesetzt**.

Jahrhundertelang stand dort ihr Sarg. Kein Gebet stieg für sie gen Himmel. Bis Friedrich Wilhelm III. von Preußen im Jahre 1820 die Gebeine nach der Fürstengruft unter dem Chor von St. Lambertus überführen und sie in einem würdevolleren Sarg neben denen ihres Gatten und Schwiegervaters zur ewigen Ruhe niedersetzen ließ. Der Anreger wird der romantische Kronprinz gewesen sein. Der protestantische König befahl, daß für das Seelenheil der von den katholischen wie protestantischen Landständen befehdeten strenggläubigen katholischen Jacobe im hohen, schwarz dekorierten Chor der Kirche im Beisein zahlreicher Prälaten, der Düsseldorfer Geistlichkeit, der Regierung, an der Spitze ihr Präsident, und des Offizierkorps eine Messe gelesen wurde.

In der Altstadt aber erzählen sich die Weiber, daß die tolle Herzogin noch immer keine Ruhe gefunden habe und nachts, wenn der Sturm um den alten Schloßturm heult, seufzend in ihrer langen Schleppe durch die einsamen Gassen irre.

Am 25. März 1609 erbarmte sich der Tod Johann Wilhelms. Das Herrscherhaus war erloschen. Der Jülich-Clevische Erbfolgestreit brach aus. Spanische und niederländische Truppen hausten im Lande, während unbeerdigt die Leiche des letzten Herzogs neunzehn Jahre in der Schloßkapelle dahinmoderte. In den Staatskassen war kein Taler für die Beisetzung vorhanden!

So endigte das glänzend begonnene Jahrhundert Wilhelms des Reichen.

---

* Monatshefte des Vereins für die Geschichts- und Altertumskunde von Düsseldorf. 1881, S. 43 ff.

** Goecke: Zur Prozeßgeschichte der Herzogin Jacobe. Zeitschrift für preuß. Geschichte Bd. XV, S. 291.

* *
*

Abb. 201. Jacobe von Baden.
Nach einem Gemälde in der Kunstakademie zu Düsseldorf.

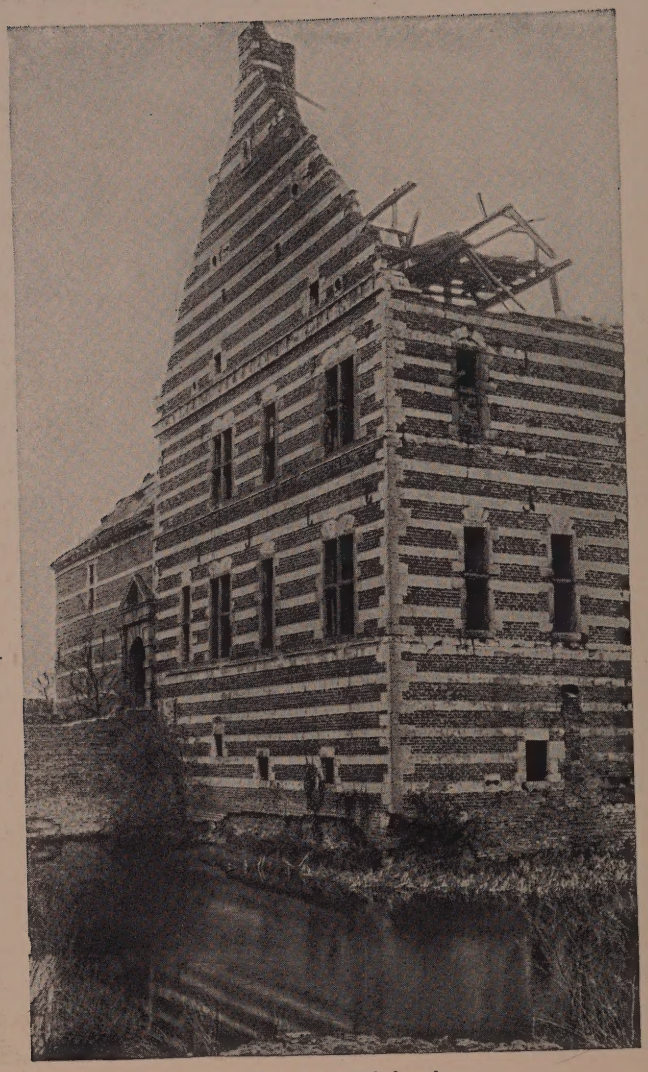


Abb. 202. Schloß Schaesberg.

IV.

Das Jahrhundert des Großen Krieges.

Das Niederrheinische Reich Wilhelms des Reichen zerfiel. Noch Unheilvolleres sollte über das Land kommen, als es in den letzten Jahrzehnten schon zu erdulden gehabt hatte. Wie ein fernes Wetterleuchten, das immer näher heraufzog, standen unglückverheißende Zeichen am Himmel. Das Jahrhundert des Großen Krieges warf seine Schatten voraus.

Mißernten ruhten wie eine Geißel auf dem Lande. Die Pest hielt um so reichere Ernte. Das Schreckensjahr 1586 hatte in Wesel allein die Hälfte der Einwohner dahingerafft. Man sagte, die Juden, die mittelalterlichen Prügeljungen, hätten wieder die Brunnen vergiftet; andere, daß Hexen und lutherische Greuel die Seelen vergiftet und die Pest der Gefährte des Antichrists sei. Gegen die Ketzerei wütete die spanische Soldateska, die in den niederländischen Religionskriegen die clevische und jülichsche Grenze nicht zu respektieren brauchte. Gegen die Hexen wütete die eigene Bevölkerung. Vor den Toren Düsseldorfs, in Ratingen, Gerresheim, Angermund usw. verbrannte man sie am Marterpfahl. Aus beiden Lagern der konfessionell getrennten und verhetzten Bevölkerung erhoben sich wohl Stimmen gegen den Hexenwahn. Aber sie verflogen im Winde. Da war der Leibarzt des Herzogs, Dr. Johannes Weyer, ein Schüler des gelehrten Humanisten Agrippa von Nettesheim. Dann, etwa fünfzig Jahre später, der vornehme Jesuit Friedrich von Spee (1592—1635). Innerhalb von drei Jahren hatte dieser mehr denn zweihundert angebliche Hexen zum Scheiterhaufen vorbereiten müssen. Aber immer mehr wuchs bei ihm die niederdrückende Überzeugung, daß unter diesen Hunderten von Unglücksweibern nicht eine einzige Schuldige sei. Seine „cautio criminalis" beschwor im Jahre 1631 Fürsten, Inquisitoren und Richter, mit den Menschenopfern aufzuhören. Ebenso erfolglos wie Weyers „De praestigiis daemonum". „Denn", schrieb dieser Arzt, „fast alle, auch die Theologen, schweigen zu dieser Gottlosigkeit. Ärzte dulden sie, Juristen hängen an ihren alten Vorurteilen. Wohin ich auch blicke, niemand, niemand, der aus Erbarmen mit der Menschheit die Hand zum Heilen der tödlichen Wunde erhebt".*

Eine noch schlimmere Krankheit wütete im Lande, schlimmer als Pest, Mißernten und Hexenwahn. Die Spanische Krankheit.

Wilhelm der Reiche hatte aus Gefälligkeit und Politik dem Herzog Alba und seinen Söldnern in den Religionskämpfen der benachbarten Niederlande den Durchzug durch seine Lande gestattet, um den Feind verfolgen zu dürfen. Die Spanier aber hausten hier einfach wie in Feindesland, plünderten und brandschatzten. Es kam das furchtbare Jahr 1598.

* Beiträge zur Geschichte des Niederrheins I, S. 57 ff.; II, S. 48 ff.; XIII, S. 134 ff.

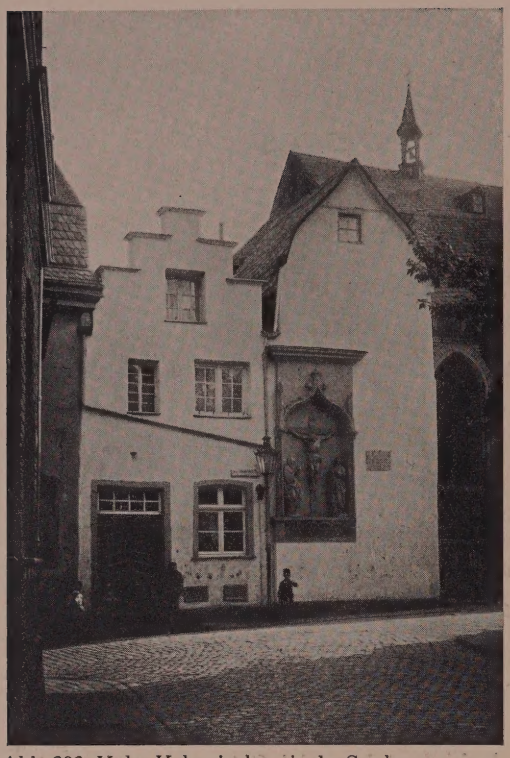


Abb. 203. Köln. Kalvarienberg in der Spulmannsgasse.

Die Scharen Mendozas waren durch das Herzogtum Jülich in das Clever Land eingedrungen. Alle Grausamkeiten einer brutalen und beutegierigen Soldateska mußte der Niederrhein erdulden. Die Saat zerstampft. Die Scheunen niedergebrannt. Die Klöster Marienthal und Schlederhorst und die Edelsitze Diersfordt, Groin, Hueth, Bellinghoven, Empel u. a. ausgeplündert. Bittprozessionen pilgerten vergeblich mit wallenden Standarten zu den Gnadenbildern (Abb. 203, 204). Aus den Kirchen drang inbrünstiges Gebet. Aber der Chor der Büßer verwehte im Winde. Der Himmel hatte kein Einsehen, kein Mitleid mit der Pestilenz, den Mißernten und Verwüstungen in dem gequälten Lande.

So begann, während der Herr des Niederrheines, von Spuk- und Schreckgestalten umgeben, auf seiner Burg zu Düsseldorf dahinsiechte, das Jahrhundert des Großen Krieges. Für das Land Wilhelms des Reichen wurde es ein Jahrhundert der Kriege. Einer löste den anderen ab.

Der niederländische Glaubens- und Unabhängigkeitskampf (1568 ff.) und der Truchsessische Krieg (1586—1589), der Kampf gegen den von der römischen Kirche abgefallenen Kölner Kurfürsten Gebhardt Truchseß, waren nur ein Vorspiel zu einem vielaktigen erbitterten Bekenntnisstreit. Glaubensüberzeugung war dabei aber meist nur der schlecht zugeschnittene Mantel selbstsüchtiger Besitzinteressen. Wenn es diese wünschten, so trat der Landesfürst schnell zum anderen Glauben über. Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, Herzog von Jülich und Berg (1614—1653), vom Protestantismus zum Katholizismus; Johann Sigismund von Brandenburg, Herzog von Cleve (1614—1619), vom lutherischen zum reformierten Bekenntnis; Heinrich IV. von Frankreich, einst das Haupt der Hugenotten, wurde ebenfalls aus politischen Motiven Katholik, was ihn aber nicht hinderte, die Protestanten der Nieder- und der Rheinlande in ihren Kämpfen gegen Kaiser und Spanier zu unterstützen. Kämpfte der Landesfürst gestern mit der protestantischen Union gegen die katholische Liga, so heute mit der Liga gegen die Union. Heute mit dem Kaiser oder mit Frankreich oder den Niederlanden, morgen gegen einen von diesen.

Es begann im Jahre 1609 mit dem Streit um das Erbe Johann Wilhelms, dem Jülich-Clevischen Erbfolgestreit.

Ein letzter Versuch, das Herrscherhaus zu halten, war vergeblich gewesen. Die Räte hatten Johann Wilhelm im Jahre 1599 mit Antoinette Herzogin von Lothringen vermählt. Die Ehe blieb kinderlos. Und die Herzogin verließ bald nach dem Tode Johann Wilhelms

das Land, ließ ihre Erbansprüche einfach fahren, nur um von dem unglücklichen Lande loszukommen. Kurbrandenburg, Pfalz-Neuburg, Pfalz-Zweibrücken, Mark Burgau und Kursachsen erhoben Erbansprüche, da im Vertrag vom Jahre 1546 Kaiser Karl V., als Wilhelm der Reiche dessen Nichte Maria von Österreich heimführte, als clevisch-jülichsches Hausgesetz bestätigt hatte, daß nach eventuellem Aussterben der männlichen Linie die Länder sich auch in weiblicher Folge vererben könnten. Maria Eleonore, Wilhelms des Reichen älteste Tochter, war, wie wir bereits hörten, seit 1573 mit Albrecht Friedrich von Preußen vermählt. Ihr besonderer Ehevertrag hatte festgesetzt, daß, wenn Johann Wilhelm kinderlos heimgehen würde, das Land an Maria Eleonore fallen sollte. Sie starb ein Jahr vor Johann Wilhelm. Söhne hinterließ sie nicht. Der Gemahl ihrer ältesten Tochter Anna, der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg (1608—1619), glaubte, der Erbe der Rechtsansprüche seiner Schwiegermutter zu sein. Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, der Gatte der zweiten Tochter Wilhelms des Reichen, trat ihm entgegen. Denn der Erbvertrag von 1546 hätte wohl die eventuelle Erbfolge der ältesten Tochter vorgesehen, nicht aber die weibliche Erbfolge im zweiten Grade. Da Maria Eleonore nun vor Johann Wilhelm gestorben, seien die zweite Tochter Wilhelms des Reichen und deren ältester Sohn Wolfgang Wilhelm die allein Erbberechtigten.

Magdalena, die dritte Tochter, verheiratet mit dem Pfalzgrafen von Zweibrücken, hatte ihre Ansprüche gegen eine Geldsumme abfinden lassen. Nichtsdestoweniger verlangte ihr Sohn in ihrem Namen eine Teilung der Länder, da der Vertrag von 1546 von Töchtern und nicht von einer Tochter rede. Auch Sibilla, die jüngste Tochter, die noch in vorgeschrittenem Alter sich dem Markgrafen von Burgau vermählt hatte, meldete sich und verlangte eine Teilung unter den noch lebenden Töchtern, d. h. Kurbrandenburg sollte leer ausgehen. Die Ansprüche von Kursachsen lagen zeitlich etwas zurück: Kurfürst Johann Friedrich hatte im Jahre 1526 Sibilla von Cleve heimgeführt.

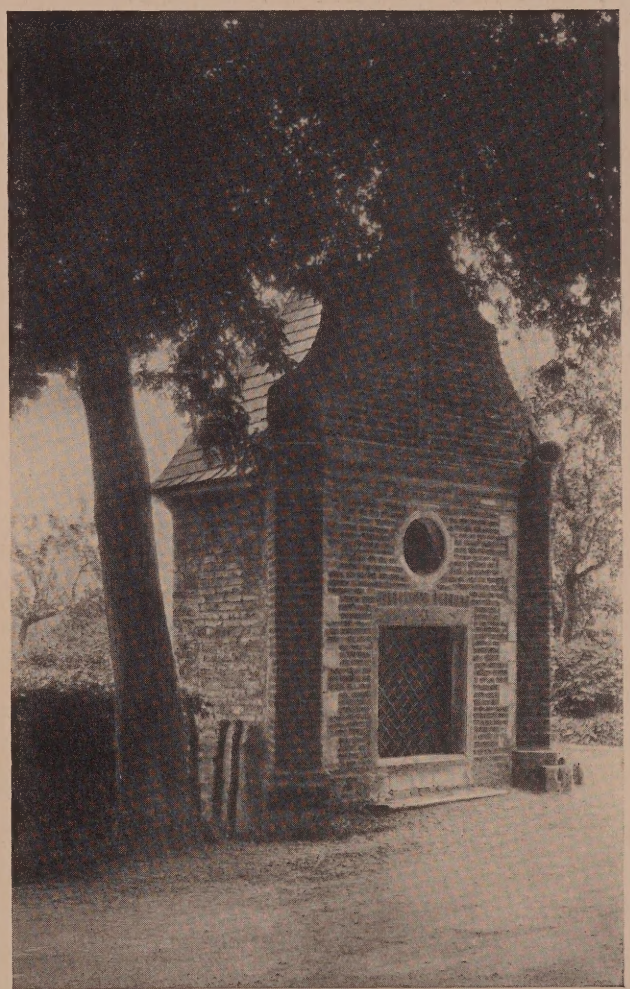


Abb. 204. Xanten. Gnadenkapelle vor dem Clever Tor. Vgl. Abb. 92.

Abb. 205. Hamm bei Düsseldorf.

Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg kamen den anderen zuvor, besetzten bei dem Tode Johann Wilhelms die strittigen Länder und einigten sich am 11. Juni 1609 zu Dortmund, um sich gegen jeden dritten Bewerber zu sichern, in eine gemeinsame Regierung von Cleve, Jülich, Berg, Mark und Ravensberg. Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg residierte auf Schloß Benrath bei Düsseldorf, Markgraf Ernst von Brandenburg als Statthalter seines Bruders Johann Sigismund auf der Schwanenburg zu Cleve. Die Gegenpartei rief die Entscheidung des Kaisers an. Erzherzog Leopold rückte mit spanischen Truppen in das Herzogtum Jülich ein, nahm am 23. Juli die Landesveste, dann die festen Burgen Kalkofen bei Aachen und Breitenbend bei Linnich. Am 19. Dezember kam es bei Düren zu einem Zusammenstoß mit den Truppen der „possedierenden" Fürsten. Leopold mußte weichen, behauptete sich aber in der jülichschen Landesveste und anderen Plätzen.

Der Erbfolgestreit drohte größeren Umfang anzunehmen. Die Possedierenden fanden als protestantische Reichsfürsten Schutz bei der Union und Heinrich IV. von Frankreich. Der Kaiser bei der Liga. Spanien und die Niederlande mischten sich ein. Man stand am Vorabend eines großen Völkerkrieges, als der Dolch des Fanatikers Ravaillac in den Straßen von Paris das Herz Heinrichs IV. traf und damit dem Streit beschränkte Grenzen zog. Brandenburger und Niederländer drängten Leopold von Österreich zurück. Am 2. September 1610 mußte die Landesveste sich Moritz von Oranien ergeben.

Verwandtschaftliche Bande sollten das Bündnis Brandenburg-Neuburg noch enger gestalten. Wolfgang Wilhelm sollte die Tochter Johann Sigismunds heimführen. Als Mitgift forderte er aber den brandenburgischen Erbanteil. Johann Sigismund dachte gar nicht daran. Die erbitterte Auseinandersetzung zu Düsseldorf zerriß den Heiratsplan und säte Unfrieden zwischen den possedierenden Fürsten, der in den nächsten Jahren in offene Feindschaft aufging. Wolfgang Wilhelm heiratete 1613 Magdalena von Bayern, die Tochter des Führers der Liga, Herzogs Maximilian, und trat selbst zum katholischen Glauben über. Kaiser,

Spanien und Liga wurden seine Bundesgenossen. Spanische Truppen ebneten ihm den Weg in die Landeshauptstadt. Johann Sigismund mußte vor dem Heere Spinolas das Herzogtum Jülich aufgeben. Selbst Wesel fiel damals, 1614, in die Hände der Spanier. Wohl fand Kurbrandenburg eine Stütze an den Niederlanden, deren Truppen übrigens die Veste Jülich noch besetzt hielten. Da aber 1609 zwischen Spanien und den Generalstaaten ein zwölfjähriger Waffenstillstand geschlossen war, suchten die Bundesgenossen Johann Sigismunds jedes größere blutige Zusammentreffen zu vermeiden. Es kam im Jahre 1614 zum Vertrag zu Xanten. Die gemeinsame Regierung wurde aufgehoben. Kurbrandenburg erhielt Cleve, Mark und Ravensberg; Pfalz-Neuburg Jülich und Berg.

Aber der Vertrag brachte dem Lande noch immer keine Ruhe. Spinola kämpfte weiter für Pfalz-Neuburg. Die Niederländer traten 1615 wieder für Brandenburg ein. Das war zwar kein offizieller Krieg. Erst als im Jahre 1621 der spanisch-niederländische Waffenstillstand abgelaufen, begann wieder der offene Kampf. Jülich fiel in die Hände der Spanier. Eine verrohte Horde zog, nachdem sie das flache Land verwüstet hatte, plündernd und sengend in die Stadt ein.

Inzwischen war der Dreißigjährige Krieg ausgebrochen. Die Verhältnisse drängten dahin, dem verwüsteten Lande in einem neuen brandenburgisch-Neuburger Abkommen von 1629 die heiß ersehnte Ruhe zu geben. Wolfgang Wilhelm erklärte sich und sein Land in dem neuen Kriege neutral. Das half nichts. Der Niederrhein ward ein Tummelplatz der Spanier und Niederländer, der Kaiserlichen und Franzosen, der Schweden und Hessen. Der französische Oberbefehlshaber, Graf von Guébriant, schlug 1642 die Kaiserlichen unter Lamboy auf der St.-Tönis-Heide bei Kempen. Die siegreichen französisch-weimarischen Söldner unter dem Prinzen von Weimar überschwemmten das Land. Der Feuerschein am Nachthimmel kündete der geängstigten Bevölkerung ihr Kommen an.

Der Westfälische Frieden sollte kein niederrheinischer Frieden werden. Wolfgang Wilhelm ging mit der unduldsamen Strenge eines Renegaten gegen die Anhänger seines alten Glaubens vor und reizte damit den

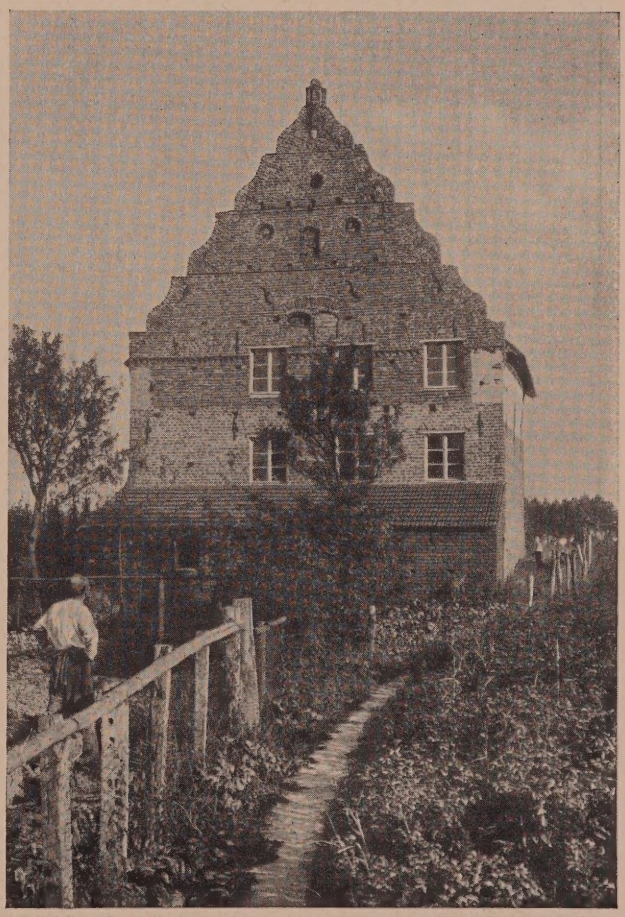


Abb. 206. Wachtendonck. Altes Pulverhaus.

vertraglichen Beschützer der Protestanten in Jülich und Berg, den Brandenburger. Der alte Erbfolgestreit glimmte unter der Asche weiter. Aber der Große Kurfürst ließ nicht mit sich spaßen. Er machte kurzen Prozeß, rückte in Berg ein bis vor Düsseldorf. Der Neuburger mußte sich 1651 zu einem neuen Abkommen bequemen.

Doch sein ehrgeiziger Nachfolger, Philipp Wilhelm (1653—1690), der nach der Krone Polen, dann nach dem deutschen Kaiserthrone strebte, der den aus England geflüchteten, entthronten Karl II. in Düsseldorf feierlichst empfing und den Plan faßte, mit Hilfe der katholischen Staaten die puritanische englische Republik zu stürzen, suchte auch den Kaiser gegen Brandenburg zu gewinnen. Als alle seine Bemühungen fehlschlugen, suchte er Anschluß an Frankreich. Einen Vorteil für sein Land bedeutete der verhängnisvolle Schritt schon: es wurde die trotz des Westfälischen Friedens in Jülich verbliebenen Spanier los. Aber das Land kam aus dem Regen in die Traufe und hatte einen noch ungebeteneren Gast erhalten: die Franzosen.

Abb. 207. Kaiserswerth. Gasse am Münsterplatz.

Die Kurfürsten von Köln, Mainz, Trier und der Herzog von Jülich und Berg gründeten, um ihre eigenen Interessen zu wahren, unter dem Protektorat Ludwigs XIV. den Rheinbund, wurden Vasallen des Königs von Frankreich und erleichterten ihm die Eroberung deutschen Landes. Es beginnt das traurigste Kapitel deutscher Geschichte. Ein deutscher Fürst, Wilhelm Egon von Fürstenberg, verrät Straßburg den Franzosen. Die Raubscharen Melacs verheeren die Pfalz. Das Reich schaut ohnmächtig zu. Auf

dem Kaiserthron sitzt ein Mann, der lediglich an seine Hausinteressen denkt. Die Gefahr rückt näher an den Niederrhein. Wer auf dem Kölner Kurfürstenstuhl zu sitzen hat, glaubt der König von Frankreich entscheiden zu dürfen. Wieder öffnet der Verräter Fürstenberg den Franzosen die festen Plätze des Landes. Die niederrheinischen Burgen Isselburg, Orsoy, Büderich und Lechenich werden zerstört. Nur ein niederrheinischer Fürst, der reichsdeutscher gesinnt als der Kaiser, ragt aus diesem Kampfe kleinlicher Interessenpolitik hervor. Die Gestalt mit der Adlernase, den großen klugen Augen, dem breiten Schlapphut auf der gelockten hohen Stirne, das orangefarbene Band auf dem schlichten blauen Rock. Der Herzog von Cleve, der Große Kurfürst von Brandenburg. Er war der treue Verbündete der Niederländer und seines Kaisers. Ein Jahr nach seinem Tode haben seine Brandenburger es noch dem franzosenfreundlichen Kölner Kurfürsten vor Bonn, Brühl und Kaiserswerth zu verstehen gegeben. Kurfürst Josef Clemens aus dem Hause Bayern floh nach Frankreich.

Man wird von dem Jahrhundert des Großen Krieges wenig an großen baukünstlerischen Unternehmungen erwarten. „Gab es doch kaum eine Stadt, in der nicht weite Trümmerhaufen zu finden, deren Mauerzug nicht zu groß geworden für die Zahl der überlebenden Bewohner. Und diese selbst! Ein hartes, an alle Schrecknisse des Krieges gewöhntes Geschlecht, dem nur langsam wieder die Eingewöhnung kam in die ruhige, stetig schaffende Arbeit des Friedens, dem die Übung in den Künsten desselben völlig verloren gegangen. Abgebrochen war die Verbindung mit jener glänzenden Kunstblüte des 16. Jahrhunderts, so gut wie verloren die Tradition an den älteren Baustil.“ (Dohme.)* Wer aber die Denkmäler aus dem Jahrhundert des Großen Krieges am Niederrhein sammelt, ist überrascht und wird mit einem alten Vorurteil aufräumen müssen, das eben nicht auf dem Studium unserer monumentalen und künstle-

Abb. 208. Grevenbroich. An der Gustorfer Mühle.

* Robert Dohme: Geschichte der deutschen Baukunst. Berlin 1887, S. 371

rischen Quellen fußt, sondern lediglich auf dem der politischen Geschichte. Wie Köln im 13. Jahrhundert unter den erbittertsten Existenzkämpfen, die die schwersten materiellen Opfer und eine Anspannung aller Kräfte forderten, eine reiche künstlerische Blüte zeitigte und den herrlichen Kranz hochragender Gotteshäuser um die Stirn seines Stadtbildes flocht, so hat auch das 17. Jahrhundert am Niederrhein trotz aller materiellen Opfer und der unsäglichen Verwüstungen noch eine Fülle glänzender Bauten aufgeführt. Daß jede Tradition unterbunden gewesen, ist ein Ammenmärchen. Denn das Herzogtum Jülich erlebte auf den Edelsitzen eine baukünstlerische Nachblüte, die das vollendete, was unter Wilhelm dem Reichen die Pasqualini und de la Court begonnen hatten. Cleve fand unter der Fürsorge des kurbrandenburgischen Statthalters Moritz von Nassau seine Wiedergeburt. Köln sah neue Kirchen und Klosterstiftungen und baute mit stattlichen Patrizierhäusern seine Stadt aus. Für das Studium des niederrheinischen Bürgerhauses der Renaissance gibt gerade das 17. Jahrhundert ein reiches Material. Nicht etwa kümmerliche Typen, schnell und dürftig nach den Verwüstungen von einer restlos verarmten Bevölkerung hergestellte Fachwerkbauten, die auf einen Ersatz in besseren Tagen warteten. Nein, teilweise stattliche Repräsentanten einer noch immer nicht gänzlich vernichteten Überlieferung. Da sind, wie beispielsweise in Neuß, Backsteinbauten, die als die interessantesten Vertreter heimischer Bauweise anzusprechen wären (Abb. 209). Auch der Ruhm der Kölner Buchdruckereien und Verlagsfirmen lebte weiter. Wenzel Hollar, Augustin Braun und Hogenberg veröffentlichten damals ihre wunderbaren Stadtbilder. Dann Düsseldorf. Hier leitete seit 1679 Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg die Geschicke von Jülich und Berg. Um diesen kunstbegeisterten Fürsten sammelte sich eine Künstlerkolonie, wie sie kein zweiter deutscher Hof damals aufweisen konnte. Düsseldorf wurde durch Johann Wilhelm die nordwestdeutsche Kunststadt. Fürsten, Künstler und Gelehrte fanden ihren Weg nach der niederrheinischen Residenz und den Kunstsammlungen des Hofes. Heute lenken diese den Fremden nach München. Die Pinakothek Johann Wilhelms ist der Stolz dieser Stadt.

Abb. 208 a. Schloß Hoensbroeck. Arkaden im Hof des Herrenhauses.

Wolfgang Wilhelm, der erste Herzog von Jülich und Berg aus dem Hause Pfalz-Neuburg (1614—1653), war der Gönner der Rubens und van Dyck. Man erzählt, Rubens habe bei seinem zweiten Aufenthalt in Madrid sich der Inquisition verdächtigt. Man wollte ihn schon auf offener Straße verhaften. Da erschien plötzlich Wolfgang Wilhelm und entführte den Künstler, der aus Dankbarkeit seinem Lebensretter das große Bild des Jüngsten Gerichts verehrt habe. Seitdem die Freundschaft zwischen Fürst und Künstler. Aber die rührende Geschichte paßt zeitlich nur nicht recht mit Wolfgang Wilhelms und Rubens' Aufenthalt in Madrid. Es ist eine Anekdote, auf die zuerst vor dem großen Jüngsten Gericht in der Düsseldorfer Pinakothek der Rheinische Antiquarius im Jahre 1744 gekommen ist.

Rubens wie van Dyck haben beide Wolfgang Wilhelm gemalt*. Rubens führte für ihn große Altarbilder aus, den Engelsturz und das Apokalyptische Weib — beide heute in der Münchener Pinakothek** — und stand mit ihm in regem Briefwechsel***. Wolfgang Wil-

Abb. 209. Neuß. „Zum Schwatten Rosz" (Oberstraße). Vgl. Abb. 262.

* Das Rubenssche Bild ist bisher noch nicht wiedergefunden worden, wird aber in Rubens' Nachlaß aufgeführt. Dagegen ist von P. de Jode ein Kupferstich nach dem Bilde erhalten (vgl. Rooses: L'oeuvre de Rubens Nr. 1009). — Das Bild von van Dyck ist in der Alten Pinakothek zu München Nr. 837 (vgl. H. Knackfuß: A. v. Dyck. Velhagen und Klasings Künstlermonographien. XIII. Abb. 17. — Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart u. Berlin: Klassiker der Kunst XIII. A. van Dyck).

** Münchener Alte Pinakothek Nr. 736 u. 739.

*** Harleß im Archiv für die Geschichte des Niederrheins, Bd. VI. — Ernst Guhl: Künstlerbriefe. II. Auflage, bearbeitet von Adolf Rosenberg. Berlin 1880. II. Hälfte, S. 133—135. — Th. Levin: Beiträge zur Geschichte der Kunstbestrebungen in dem Hause Pfalz-Neuburg. Aus dem Kgl. bayr. Geheimen Staatsarchiv. Beitr. zur Geschichte des Niederrheins, Bd. 19, 20, 23. Düsseldorf 1905, 1906, 1909. Levins archivalische Feststellungen sind die wichtigste Darstellung über Wolfgang Wilhelms und seiner beiden Nachfolger, Philipp Wilhelms und Johann Wilhelms, künstlerische Bestrebungen.

helm hatte im Jahre 1619 die Absicht, die hinterlassene Sammlung des Herzogs von Aerschot in Brüssel zu erwerben und ließ sich von Rubens beraten. Der Rubensschüler Deodat van der Mont, oder del Mont genannt, trat als Hofkünstler in Wolfgang Wilhelms Dienste. Er war Maler, Baumeister und Ingenieur. Zwei andere Meister, die in Neuburger Diensten standen, sandte Wolfgang Wilhelm im Jahre 1640 auf eigene Kosten mit einem Empfehlungsschreiben an Rubens, der sie als Schüler aufnehmen sollte. Johann Spielberg und Mang Kilian. Aber sie trafen den Meister nicht mehr an*. Wir erfahren ferner aus Levins archivalischen Studien, daß Wolfgang Wilhelm seinen diplomatischen Agenten in Brüssel, den Jesuitenpater Rosmer, 1626 beauftragt hatte, wegen Ankaufs einer Kunstsammlung zu verhandeln. Was daraus geworden, wissen wir nicht. Kurzum, es fehlte Wolfgang Wilhelm nicht an künstlerischem Interesse und Unternehmungsgeist. Aber an Geld. Die politischen und kriegerischen Verhältnisse waren zu ungünstig. Um so erstaunlicher ist es, daß er zu nicht geringem Teil auf eigene Kosten seiner neuen Residenz am Niederrhein eine Baugruppe geschenkt hat, die bis heute Düsseldorfs schönster Stadtbauschmuck geblieben ist. Die Andreaskirche mit dem Jesuitenkolleg** (Abb. 210–213).

---

* Über die Tätigkeit der Maler Deodat van der Mont, Spielberg, Kilian, Michiel Jansze Miereveldt und Willem Jacobsz Delfft für Wolfgang Wilhelm vgl. ausführlich Levin a. a. O., Bd. 19.

** B. G. Bayerle: Die katholischen Kirchen Düsseldorfs. Düsseldorf 1844. S. 127 ff. — Clemen: Kunstdenkmäler von Düsseldorf. Düsseldorf 1894. S. 25 ff. — F. Küch i. d. Beiträgen zur Geschichte des Niederrheins, Bd. XI, S. 72 ff. — Jos. Braun: Die Andreaskirche zu Düsseldorf, ihre Stuckdekoration und ihre Stellung zu den übrigen rheinischen Jesuitenkirchen i. d. Zeitschrift für christliche Kunst 1906, Sp. 75 ff. — Braun: Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten usw., 1908, S. 199 ff.

Abb. 210. Düsseldorf. Hof des ehemaligen Jesuitenkollegs. Vgl. Abb. 211, 212.

Wolfgang Wilhelm hatte bei seinem Übertritt zur katholischen Kirche die Jesuiten ins Land gerufen. Seiner Freigebigkeit verdankte der Orden die neuen Niederlassungen zu Düsseldorf, Jülich, Düren und Münstereifel. In Neuburg bezogen die Jesuiten sogar einen als protestantische Kirche errichteten Bau. Wolfgang Wilhelms Ratgeber, der bereits im Jahre 1616 mit dem Orden verhandelte, war der Geheime Rat Peter Simonius Ritz. Im folgenden Jahre war der Fürst für seine Pläne gewonnen. Als Sitz des Ordens war das Grundstück des bekannten Gegners der Jacobe von Baden, des Hofmeisters Johann von Ossenbroich am Mühlenplatz, dem späteren Friedrichplatz, ausersehen. Ein historisches Grundstück. Seine Vorbesitzer waren die Vlatten, Paland und Gogreve, glänzende Namen aus dem Jahrhundert Wilhelms des Reichen. Wolfgang Wilhelm erwarb den Besitz und schenkte ihn den Patres. Im Jahre 1622 wurde der Grundstein zum Neubau der Ordenskirche gelegt, der Andreaskirche.

Abb. 211. Düsseldorf. Jesuitenkirche St. Andreas. Vgl. Abb. 212, 213.

Wolfgang Wilhelm nahm den regsten Anteil an den Arbeiten der Ordenskirchen zu Neuburg und Düsseldorf. Der Baumeister der Neuburger Kirche, Meister Doctor, hatte ihm das Modell und sämtliche Detailpläne vorzulegen. Wolfgang Wilhelm machte eigenhändige Korrekturen, zeichnete in die Akten architektonische Skizzen, Abänderungsvorschläge und erläuternde Notizen an den Rand. Er wollte, daß man „mitten aus dem Dache eine Cupola, wie man dergleichen in Italien sieht, aufführe, und die Glocken darin aufhängen, oder an beiden Seiten des Chores oder Angesichts feine leichte Türme mache"*. Der Einfluß Italiens redet auf ihn ein. Die beiden „feinen leichten Türme an beiden Seiten des Chores" kehren in Düsseldorf wieder und werden wohl auf Wolfgang Wilhelms Einfluß zurückzuführen sein. Schade, daß die Bauakten von St. Andreas nicht mehr erhalten sind!

Im Jahre 1626 war die Kirche unter Dach gebracht, drei Jahre später dem Gottesdienste übergeben. Aber der Ausbau der Türme und Innenausstattung nahm noch viele Jahre in Anspruch.

---

* Grassegger: Die Entstehung der K. Hofkirche zu Neuburg i. d. Neuburger Collektaneenblättern, Jahrg. 1843—1845.

Nach der schmalen Andreasstraße ragt über die Dächer der Bürgerhäuser die Giebelfront der Kirche hinaus (Abb. 211). Es ist nicht der interessanteste Teil des Bauwerks. Schlicht die Portale. Pilaster tragen das schwere Gebälkstück. Doppelpilaster rahmen das Mittelschiff ein und darüber den Giebel, der in zwei Bögen eine Verbindung zu den Seitenschiffen sucht. Ehemals stand auf den Sockeln über der äußeren Seitenschiffswand je eine Pyramide und über dem Giebel, an Stelle des Kreuzes, die überlebensgroße Gestalt des heiligen Andreas.

Imponierender ist die nach dem einst offenen Mühlenplatz und der breiten Auffahrtsstraße zur Burg gelegene Chorpartie (Abb. 212). Eine wunderbare Komposition. Das Chor von Seitentürmen eingefaßt. Vor ihm die Kapelle, in welcher Wolfgang Wilhelm und Johann Wilhelm und andere Mitglieder des Fürstenhauses ihre letzte Ruhestätte fanden. Sie ist erst

Abb. 212. Düsseldorf. Jesuitenkirche und Kolleg. Vgl. Abb. 210, 211, 213.

später angebaut worden. Denn sie fehlt auf dem Originalgrundriß für St. Andreas im Cabinet des Estampes zu Paris und auf der alten Darstellung von Jan van Heyden und Adrian van de Velde vom Jahre 1667*. Einstöckige Sakristei- und Oratorienflügel, die aus den Seitenschiffen der Kirche hinausführen, haben auf das geschickteste den späteren Kapellenanbau mit dem Hauptbau zu einer geschlossenen Komposition verbunden.

Das wirkungsvolle, stark verkröpfte Gebälk ist um den ganzen Hauptbau, um Haupt- und Seitenfassaden, Türme und Chor geführt. Ebenso die Pilasterstellung, die über die Seitenwand ein reizvolles Licht- und Schattenspiel verbreitet. Die Fenster sitzen ausgezeichnet in den schmalen Flächen zwischen den Pilastern. Originell sind die runden Emporenfenster, die oben in einem eckigen Rahmen hängen. Der obere Aufbau der Türme steht in seinen einzelnen Teilen, den Pilastern, Fenstern und dem Gebälk in einem klangvollen Verhältnis zum Unterbau. Die Ähnlichkeit der Figuren und ihre wohl abgewägten Verhältnisse geben dem Bauwerk die günstige Wirkung. Überall dieselbe Harmonie, sei es in dem Verhältnis von Turm-, Chor- und Mausoleumshaube oder ihrer Gebälke oder dem Verhältnis der Baumassen zueinander.

Den Namen des Baumeisters von St. Andreas kennen wir nicht. Cornelius Gurlitt dachte an Deodat van der Mont, dem er auch die Neuburger Kirche zuschreiben möchte**. Er irrt. Die Neuburger Kirche stammt von Meister Doctor. Deodat van der Mont stand von 1615 bis 1620 in Wolfgang Wilhelms Diensten, als der Bau in Neuburg fast vollendet, der in Düsseldorf noch nicht begonnen war. Die Frage nach dem Meister der interessanten Kirche des heiligen Andreas hat die berufenen Lokal- und Ordenshistoriker immer von neuem beschäftigt. F. Küch dachte an Antonio Serro, genannt Kraus, den Hofingenieur Wolfgang Wilhelms, der 1619 zur Besichtigung der Festungswerke nach Düsseldorf berufen wurde***. Josef Braun hält es für nicht unwahrscheinlich, daß der Baumeister der Ordenskirche in Luzern (1653—1629) auch die Düsseldorfer Kirche entworfen habe.† Aber Genaueres wissen wir gar nicht, da, außer den Stücken für den Innenschmuck, keine Bauakten erhalten sind. Wir wissen nur, daß P. Johannes Tachsonius, der vorher am Kolleghaus in Paderborn beschäftigt war, im Jahre 1623 nach Düsseldorf kam, um die örtliche Bauführung zu übernehmen, und Meister Martin Müller aus Obergleen in Hessen und Elias Rotauer, den auch die Akten der Aachener Jesuitenkirche anführen, an den Holzarchitekturen tätig waren. Im Jahre 1630 ist Tachsonius' Arbeit beendet. Zwei Jahre später beginnt der „Kalkschneider" Johann Kuhn aus Straßburg mit den Stuckarbeiten im Inneren der Kirche.

Aus der nahen Verwandtschaft der Düsseldorfer Jesuitenkirche mit der älteren in Neuburg, dem gleichen konstruktiven System, dem gleichen Ausbau, der gleichen Raumdisposition, darf man schließen, daß Neuburger Hofbaumeister auch den Plan für den Bau zu Düsseldorf

---

* Abb. i. d. Beiträgen zur Geschichte des Niederrheins, Bd. VI.
** Cornelius Gurlitt: Geschichte des Barockstiles und des Rokoko in Deutschland Stuttgart 1888, S. 21.
*** Küch a. a. O., S. 76.
† Braun a. a. O., S. 218.

geliefert haben. Wolfgang Wilhelm sandte auch Meister Kuhn eigens nach Neuburg, um die dort von den italienischen Künstlern Michelangelo und Antonio Castelli geschaffenen Stuckarbeiten zu studieren.

Meister Kuhns Stuckarbeit hat aber in ihren Einzelheiten keineswegs die künstlerische Qualität des Neuburger Vorbildes, das eleganter, leichter und ansprechender in den Formen ist. Die beiden Italiener hatten im ornamentalen Detail wie in den figürlichen Darstellungen das feinere Gefühl für plastische Formenschönheit. Aber Kuhns Arbeit hat die größere dekorative Wirkung (Abb. 213). Die Plastik ist nicht Selbstzweck, sondern Schmuck und organische Belebung des architektonischen Gerüstes. Es ist Architektur, die die Konstruktion klarer zur Darstellung bringen will. Die Stuckkannelüren der Pfeiler, der Schmuck der Gewölberippen und Bogenlaibungen versinnbildlichen die konstruktive Tendenz. Dem Stukkateur war vom Baumeister eine nicht unwesentliche architektonische Aufgabe überlassen worden.

Abb. 213. Düsseldorf. Jesuitenkirche St. Andreas.
Vgl. Abb. 211, 212.

Als die Kollegiatskirche vollendet war, begann der Bau des Kollegs. Drei Flügel, die sich rechtwinkelig an St. Andreas anlehnen. Schlicht und schmucklos. Aber von schönen Verhältnissen in der Ruhe der Fassaden (Abb. 212). Mitten auf dem weiträumigen Hofe breitet heute die mächtige alte Linde ihre Krone aus (Abb. 210).

Unsere kunstgeschichtlichen Handbücher reden von einem „Jesuitenstil" und verstehen darunter eine einheitliche Stil- und Bauform, die in der Ordensmutterkirche zu Rom, in Vignolas Il Gesu, ihr Vorbild hat. Eine Kuppelkirche mit kurzen Kreuzarmen. An Stelle der Seitenschiffe Kapellen. Das Hauptschiff eine von einer mächtigen Tonne bedeckte Halle. Altar und Mobiliar von berauschender Formenfülle. Und die Fassade in der eindrucksvollen und charakteristischen Formensprache schwerer Seitenschiffvoluten und einer Konzentration der architektonischen

und dekorativen Elemente auf die Mittelachse mit dem stark verkröpften Portalgiebel. So wie sie Giacomo della Porta an Vignolas Kirche in Rom entworfen hat. Wo der Orden auftrat, soll sich der Jesuitenstil, d. h. der Stil „Il Gesu", verbreitet haben, um als ein Kampfmittel der Gegenreformation auf die Sinne der Menge zu wirken. Aber „das Wort »Jesuitenstil«", meint der Historiker der Jesuitenkirchen, Josef Braun, „ist ein Name ohne Inhalt, ein Wort ohne Sinn".* Wohl war der Orden ein wichtiger Verbreiter der Barockarchitektur der Vignola und della Porta in Süddeutschland, Frankreich, Belgien, Polen, Böhmen und Österreich. Aber der vorausgegangene Einfluß italienischer Hochrenaissance hatte die Aufnahme des italienischen Barocks vorbereitet, und die Jesuitenkirchen trugen gar keine fremde Note in diese Länder. Wo aber der Einfluß der italienischen Hochrenaissance nicht die Bedeutung hatte wie in Belgien und den anderen Ländern, da ist Vignolas Bauwerk auch ohne Nachfolge geblieben. So in den Rheinlanden und in Westfalen.

Im nordwestlichen Deutschland hat, abgesehen von Alessandro Pasqualinis Schloßbau zu Jülich (Abb. 114, 115), scheinbar gar keine direkte Beziehung zur italienischen Hochrenaissance bestanden. Die Kompromisse, die der Bologneser Meister später bei seinen Arbeiten auf der Schwanenburg zu Cleve eingehen mußte (Abb. 38 u. 40), sind charakteristisch genug dafür, wie weit geringer der Einfluß des Italieners am Niederrhein war als der seiner Landsleute in Polen, Böhmen und Österreich. Unsere Renaissancebeziehungen gehen via Frankreich und Belgien. Joist de la Court mußte aber ebenso wie Pasqualini heimischen Neigungen, heimischen Wohnbedingungen sich anpassen. Die niederländische Renaissance ist eine ganz selbständige nationale Umsetzung italienischer Anregung

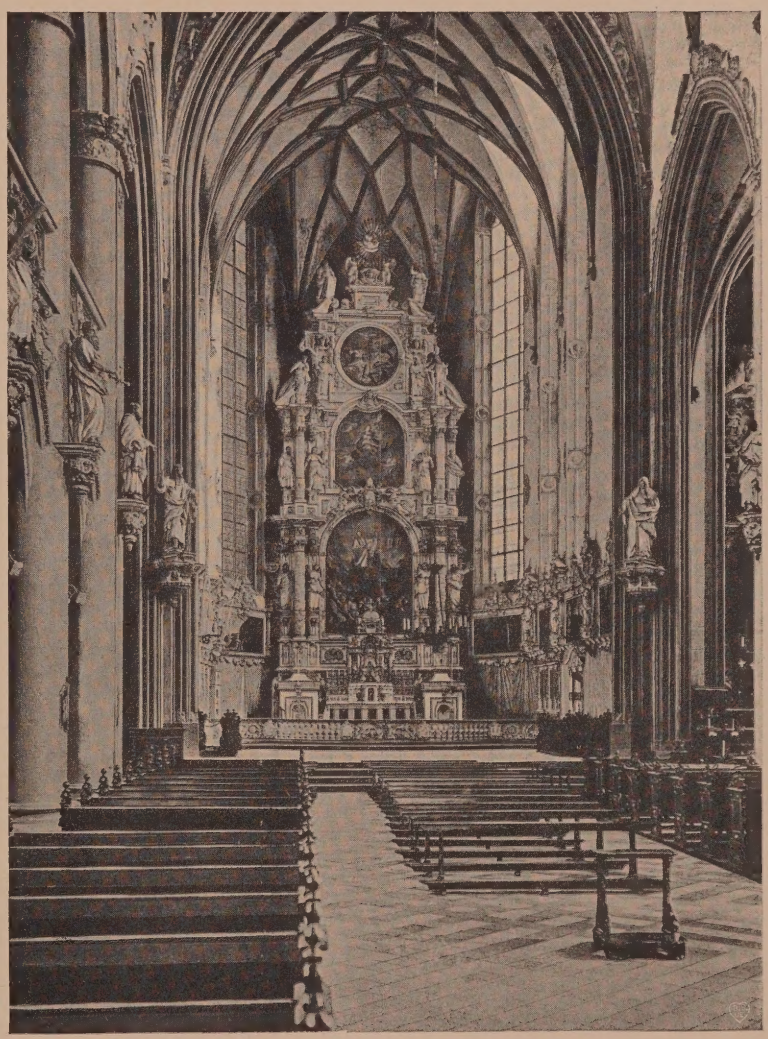


Abb. 214. Köln. Jesuitenkirche. Vgl. Abb. 186.

* Braun a. a. O., S. 260.

und hat dem unter seinem Einflusse stehenden Niederrhein nichts als für Giebel, Fenster und Portale einen neuen dekorativen Schmuck gebracht. Für die kirchliche Baukunst blieb die neue Kunst ganz bedeutungslos. Die Nachwirkung der mittelalterlichen Bauten war zu stark.

Wenn die These vom Jesuitenstil zu Recht bestünde, so hätten die Ordenskirchen in den Rheinlanden, die zu Köln, Aachen, Koblenz, Bonn, Münstereifel, dann die westfälischen zu Münster, Paderborn und Coesfeld, doch unfehlbar eine Wandlung in der kirchlichen Baukunst nach der Vorlage der römischen Mutterkirche herbeiführen müssen. Das um so mehr, da Köln seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts die Residenz des päpstlichen Nuntius für Deutschland war und daher enge politische Beziehungen zu Rom unterhielt. Aber die bauliche Tradition war die unüberwindliche Schranke italienischen Importes. Die Gotik war zu sehr aus dem Volksempfinden herausgewachsen. Ihre handwerkliche Überlieferung wies ein noch langes Nachleben auf. Daher verzichtet die Kölner Jesuitenkirche auch ganz und gar auf die seitlichen Kapellen und die dominierende Kuppel. Man baute gotisch, spitzbogig (Abb. 186, 214). Die Kölner und Bonner Kirchen haben sogar noch neben der Fassade Seitentürme mit romanischen Formen. Nicht gotisch ist nur das Ornament, das Portal, die Dachhauben, die Turmbalustrade und die Seitenschiffvoluten. Aber, interessant genug, entwickelt sich die Fassade, die in erster Linie barocke Formen aufnahm, zu einer Kulisse. Die barocken Formen haben übrigens mit

Abb. 215. München-Gladbach. Eingang zur Abtei. Vgl. Abb. 216, 218, 219.

Italien gar nichts zu tun. Es ist nordisches Knorpelwerk. Wenn wir nach Vorbildern und Zusammenhängen suchen, so müßte man wieder nach den Niederlanden gehen.

Eine Ausnahmestellung unter den Bauten der rheinischen Ordensprovinz nimmt die Düsseldorfer Kollegiatskirche ein. Es ist süddeutscher Import aus Neuburg an der Donau. Sankt Andreas wie das Kolleghaus sind ohne irgendwelchen Einfluß auf die übrigen Bauten der rheinischen Ordensprovinz geblieben. Auch für die anderen Ordensbauten am Niederrhein haben sie keinerlei nennenswerte Anregung bedeutet. In Frage käme übrigens auch nur die Benediktinerabtei zu München-Gladbach.

Im Jahre 1652 hatte eine verheerende Feuersbrunst, nachdem die Stadt sich kaum von den Brandschatzungen der fremden Truppen erholt hatte, fast ganz München-Gladbach eingeäschert. Nur die kirchlichen Bauten auf dem Abteiflügel blieben erhalten. Aber das mittelalterliche Abteigebäude war von dem züngelnden Flammenmeer nicht ganz verschont geblieben. Elf Jahre später beschloß Abt Bruno Charmans einen Neubau*.

Seitdem steht auf der Höhe des Abteiplatzes, den entlang den abfallenden Bastionsmauern ein Kranz alter Baumkronen begleitet, der neue Eingangsflügel (Abb. 215). Über dem rundbogigen bossierten Portal in Nischen die Statuen des heiligen Benediktus und heiligen Baldericus. Horizontale Hausteinbänder beleben die Fassade. Durch das Portal gelangt man in den recht-

* Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises München-Gladbach. Düsseldorf 1896, S. 43 ff.

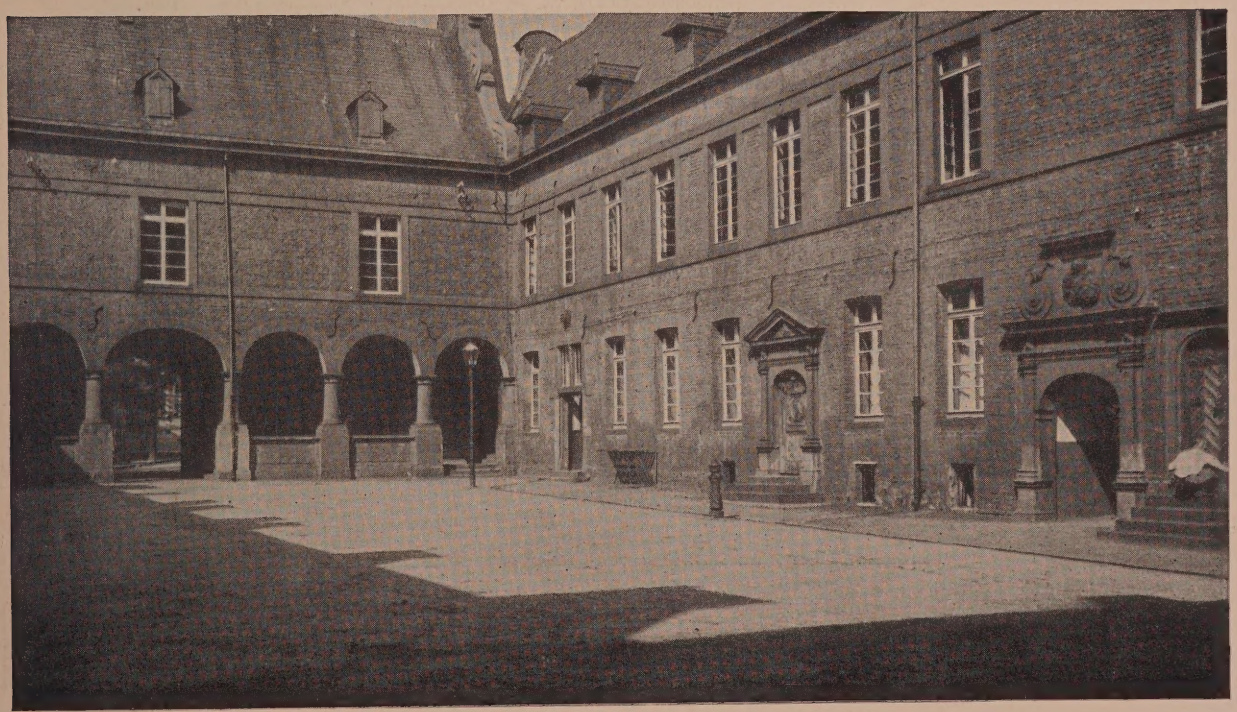


Abb. 216. München-Gladbach. Hof der Abtei. Vgl. Abb. 215, 218, 219.

Abb. 217. Rees. Marktplatz. Vgl. Abb. 241.

Abb. 218. München-Gladbach. Arkaden im Hof der Abtei.
Vgl. Abb. 216.

Abb. 219. München-Gladbach. Hof der Abtei.
Vgl. Abb. 216 u. 218.

eckigen Hof der Abtei, dem sich der Eingangsflügel im unteren Stockwerk in Arkaden öffnet (Abb. 216). Schwere Gewölbe. Nicht Rippen-, sondern Gurtbögen (Abb. 218). Die Säulen untersetzt und auf hohen Sockeln ruhend. Die Horizontalbänder und das Hauptgesims des Arkadenflügels gehen in die Seitentrakte über (Abb. 216, 219). Ein Portal mit barockem Volutengiebel führt aus dem Hof in den angrenzenden Kreuzgang der Abteikirche. Der Südflügel des Abteigebäudes mit dem dreiachsigen Giebelrisalit ward erst im Jahre 1705 von Abt Petrus Knorr errichtet (Abb. 219). Hundert Jahre später war die fast tausendjährige Herrlichkeit des Benediktinerklosters dahin. In der verwaisten Abtei richtete sich eine Fabrik ein, bis die Stadt den Bau erwarb und ihm als Rathaus eine würdigere Bestimmung gab.

Der über die Stadt herausragende Abteihügel ist der uralte Kern München-Gladbachs. Als man 800 n. Chr. schrieb, stand auf dem Hügel schon eine Kirche. Bevor das Jahr 1000 kam, hatte Erzbischof Gero von Köln hier ein Benediktinerkloster gegründet. Einige Jahrzehnte später baute der Reichtum des Klosters eine große Klosterkirche. Das folgende Jahrhundert sah den Westturm aufragen, sah Steinmetzen und Baumeister, die die Klosterkirche erweiterten. Der Übergangstil zierte die herben Bauformen der Frühzeit. Wieder ein Jahrhundert später erfreute die Klosterkirche sich abermals der Gunst eines Kölner Erzbischofs.

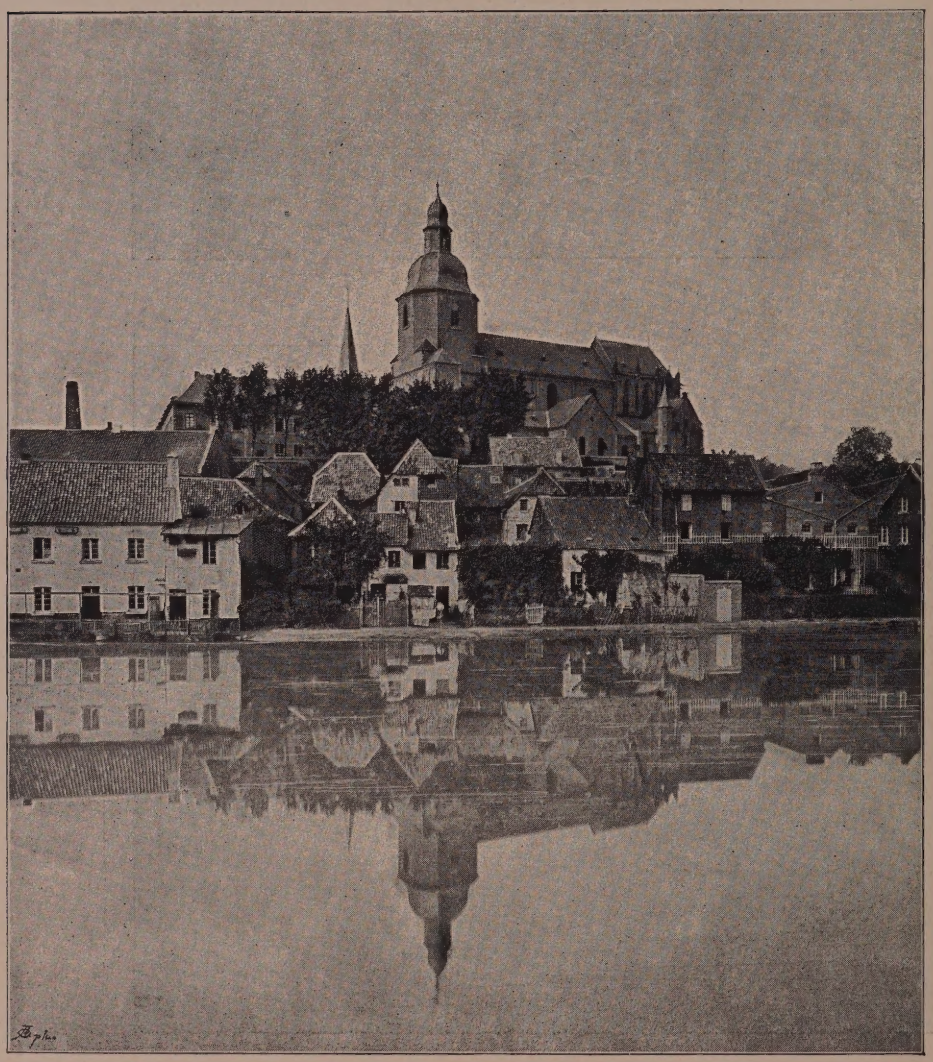


Abb. 220. München-Gladbach. Früherer Zustand des Abteihügels. Vgl. Abb. 221.

Der Gründer des Kölner Domes, Konrad von Hochstaden, sandte seinen ersten Dombaumeister, keinen geringeren als Meister Gerard von Riehl. Das schöne Chor entstand. In jedem folgenden Jahrhundert erhielt der Bau einen neuen Schmuck, bis Abt Servatius von den Berg (1725—1750) auf den Westturm die barocke Haube aufsetzen ließ. Wie malerisch schön war einstmals das Bild und das Verhältnis der Turmhaube zu Kirche und Kloster und den Bürgerhäusern der Stadt, die nach und nach sich um den grünbewachsenen Abteiflügel sammelten, um einen Ort zu bilden (Abb. 220). Er nannte sich nach seinen Gründern, den Benediktinern, den Mönchen. Es war das Gladbach der Mönche, d. h. München-Gladbach. Um den kleinen Ort zog sich der Stadtgraben hin. In seinem Wasser noch einmal das schöne Bild um den alten Stadtkern widerspiegelnd. Grund genug, daß die Stadt die ehrwürdige Stelle, das Haus der frommen Benediktiner, nicht als Fabrikgebäude dulden konnte und es als Verwaltungsgebäude erwarb. Aber die Restaurationen der Abteikirche in den Jahren 1857 und 1892 haben mit doktrinärem Purismus den Bau seiner schönsten historischen Gedenksteine beraubt. Das unglücklichste war das neue obere Stockwerk des Turmes mit der viel zu hohen, aller vorhandenen örtlichen und baulichen Verhältnisse spottenden, dafür „stilreinen" romanischen Faberschen Bleistiftspitze (Abb. 221). Die Trockenlegung des Stadtgrabens kam hinzu, um das malerische alte Stadtbild allen Reizes zu entkleiden.

Im weiten Lande hätten wir sonst am Niederrhein keine bedeutendere neue Kloster-anlage. Bauliche Änderungen blieben in der Hauptsache auf einen prächtigen Portalneubau beschränkt. So der Eingang aus der Jacobstraße in Aachen zu St. Paul, der ehemaligen Franziskanerinnen-Klosterkirche (Abb. 222).

Anders liegen die Verhältnisse in Köln. Während das Jahrhundert Wilhelms des Reichen recht bedeutungslos an der alternden Stadt vorübergegangen war, erlebte sie nun eine nicht uninteressante Nachblüte kirchlicher Baukunst. Köln war der Vorort der Gegenreformation in Niederdeutschland. Es begann mit dem Bau der Jesuitenkirche und dem Kollegium. Bald folgten andere Orden, die sich hier niederließen. Das 17. Jahrhundert

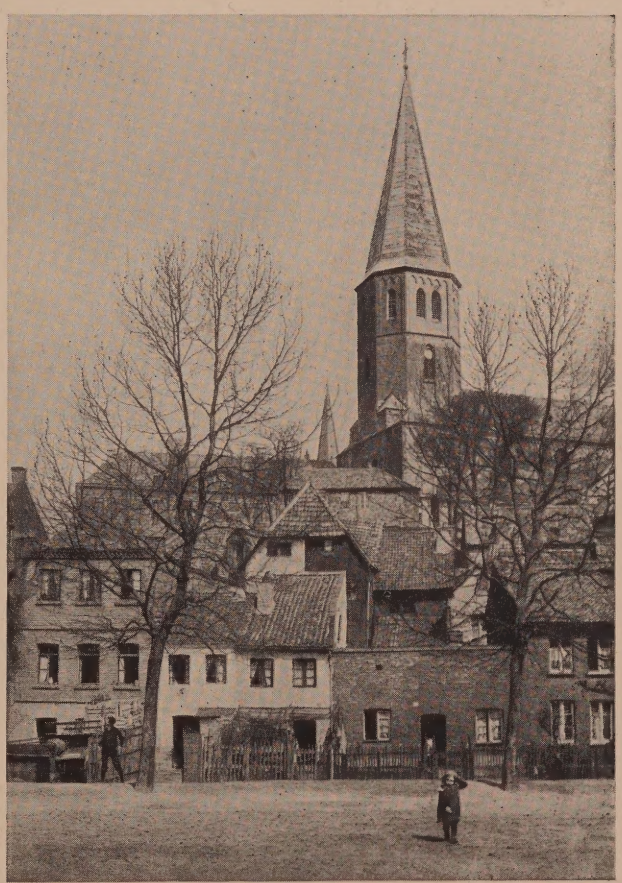


Abb. 221. München-Gladbach. Heutiger Zustand des Abteihügels. Vgl. Abb. 220.

sah nicht weniger denn zehn neue Klostergründungen. Aber es ist heute schwer, sich ein klares Bild dieser Nachblüte zu machen, das freilich keinen Vergleich mit der großen Barockarchitektur Süddeutschlands aufnehmen könnte. Die meisten Bauten sind längst verschwunden. Der Purismus hat dem, was sich noch in das 19. Jahrhundert hineinretten konnte, übel mitgespielt. Erhalten ist nur die Klosterkirche im Dau von 1629, ein Karmeliterbau, und St. Maria in der Schnurgasse, ein Karmelitessenbau*. Seine Vollendung fällt schon in den Anfang des folgenden Jahrhunderts. In diesen späteren Bauten wie in dem Kolleghaus der Jesuiten leben die alten Beziehungen zu Belgien wieder auf (Abb. 223).

Die Durchdringung gotischer und barocker Formen der Innenausstattung der Jesuitenkirche und das malerisch reiche Knorpelwerk des Mobiliars hatten eine Neubelebung der handwerklichen Künste geschaffen. Der Hochchor von St. Gereon und die Goldene Kammer von St. Ursula erhielten prachtvolle Knorpelschnitzereien**.

* Renard: Köln. Abb. 163, 166. — Clemen: Kunstdenkmäler. VII. Band Köln, Die kirchlichen Denkmäler, bearbeitet von Hugo Rathgers. Düsseldorf 1911. Abb. Taf. XXIV, XXV u. Abb. 221—225.

** Renard a. a. O. Abb. 167. — Clemen-Rathgens a. a. O. Abb. 33, 54.

Abb. 222. Aachen. Eingang zur Franziskanerinnen-Klosterkirche in der Jacobstraße.

Abb. 223. Köln. Hof des Jesuitenkollegs. Vgl. Abb. 186.

Die Neubelebung der handwerklichen Künste und der Einfluß belgischer Barockdekoration äußerte sich auch in der bürgerlichen Baukunst. Ich sage Dekoration. Denn, um es noch einmal zu wiederholen, eine wesentliche Wandlung des baulichen Organismus findet vor dem 18. Jahrhundert nicht statt. Am unteren Niederrhein wie in Köln hatte sich im Laufe des 15. Jahrhunderts ein Wohnhaustyp entwickelt, der gegen Ende des Jahrhunderts Wilhelms des Reichen seine charakteristische Gestalt gewann. Seine interessantesten Vertreter stellte erst das 17. Jahrhundert. Wir müssen die bürgerliche Baukunst im Zusammenhang behandeln und daher etwas weiter ausholen*.

Es handelt sich nicht ausschließlich um den Backsteinbau. Der Fachwerkbau behauptete sich noch bis in das 18. Jahrhundert. Selbst das Strohdach wurde lange beibehalten. Daher ja auch die vielen verheerenden Stadtbrände. Der Rat der Stadt Köln sah sich der Feuersgefahr wegen im Jahre 1535 veranlaßt, das Strohdach zu verbieten. Das Verbot mußte im Laufe des 17. Jahrhunderts mehrmals wiederholt werden, bis man im Jahre 1655 zu strengeren Maßregeln griff und auf die Erhaltung der feuergefährlichen Strohdächer eine Geldstrafe von hundert Goldgulden setzte. Seitdem verschwand die alte Bedachung. Ebenso nach und nach der Fachwerkbau.

---

* Die Erforschung unseres niederrheinischen Bürgerhauses liegt noch sehr im argen. Aber sie dürfte heute ein aktuelleres Interesse haben als jedes andere Kapitel der niederrheinischen Baugeschichte. Es ist die wichtige Voraussetzung zur Wiederbelebung unserer heimischen bürgerlichen Bauweise. Dr. Erwin Quedenfeldt-Düsseldorf hat das große Verdienst, schon zeitig, weit bevor der Kunstverein und der Verfasser der „Baukunst am Niederrhein" an eine Bearbeitung der reicheren Bauwerke dachte, die schlichten Hausbautypen in seinen „Einzelbildern vom Niederrhein" gesammelt zu haben. Zu nicht geringem Teile Bauten, die inzwischen längst gefallen sind. Aber mit photographischen Aufnahmen ist es allein nicht getan. Es bedarf genauer maßstäblicher, geometrischer und grundrißlicher Aufnahmen. Der Architekten- und Ingenieur-Verein hat schon vor Jahren beschlossen, diese überaus wichtige Aufgabe durch seine Mitglieder zu lösen. Aber sie ist über die ersten Versuche noch nicht hinausgekommen. Es wäre zu wünschen, daß die Arbeiten nach dem Kriege wieder tatkräftig angefaßt würden! Inzwischen haben das Denkmälerarchiv der Rheinprovinz zu Bonn und das Hochbauamt der Stadt Köln eine Fülle zeichnerischer Aufnahmen anfertigen lassen. — Bisher liegt nur das Kölner Material nach seinen urkundlichen Quellen bearbeitet und in guten grundrißlichen Aufnahmen übersichtlich geordnet vor. Dank den Arbeiten von H. Keussen (Topographie der Stadt Köln im Mittelalter. Bonn 1910) und H. Vogts (Das Kölner Wohnhaus bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Köln 1914). — Vgl. außerdem die Aufsätze von Hansen, Tuckermann, Keussen, Creutz und Vogts i. d. Mitt. des Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. Jahrg. V, Heft 1.

Die noch erhaltenen alten Fachwerkbauten (Abb. 58, 60, 73, 78, 80, 224, 225, 228) haben selten die malerische Ausbildung wie am Mittelrhein und in Westfalen, wo man die Quer- und Horizontalhölzer mit Teer strich und dadurch die innere Gliederung der Konstruktion und des Aufbaus zur Wirkung kommen ließ. Oder gar, wie in Soest und im Weserlande, wo die Balkenköpfe als Rosetten ausgeschnitzt und bunt bemalt oder in die Horizontalbalken ornamentale oder figürliche Reliefs oder Inschriften eingeschnitten wurden. Am Niederrhein sind oft nicht einmal Fensterkreuz und Rahmen farbig besonders hervorgehoben. Der helle Kalkanstrich verdeckt ebenso Rahmen, Quer- und Dreieckshölzer wie die aus Lehm und Reisiggeflecht oder auch wohl aus Ziegeln hergestellten Füllungen der Balkenrahmen. Nur als Sockel sieht man meist einen Teerstreifen gezogen. Am unteren Niederrhein bringt wenigstens das rote Pfannendach eine farbige Abwechselung in das sonst monotone Hellgrau des Kalkanstrichs (Abb. 224). In Köln hat aber seltsamerweise die alte römische Pfannenbedachung nur wenig Verwendung gefunden. Monumentalbauten deckte man mit Blei. Bürgerhäuser mit mittelrheinischem Schiefer (Abb. 227).

Abb. 224. Kempen.

Aber ehemals waren die Fachwerkbauten schon farbiger, als sie sich heute repräsentieren. Der farbenfeindliche Klassizismus, dieses absolute Mißverständnis antiker Baukunst, hat die alten Häuser mit einer nivellierenden grauen Tünche verputzt. Das buntgekleidete Mittelalter aber, das seine Heiligengestalten bemalte und in ein vielfarbiges Gotteshaus trug, das auf dem Lichhof in Köln in dem Dreikönigen-Pförtchen sich heute noch in seiner ganzen Farbenfreudigkeit zeigt (Abb. 73), wird ganz unmöglich seine Fachwerkbauten mit einer eintönigen, alles verdeckenden Tünche übergossen haben. Auf alten Miniaturen sieht man hellblaue und zinnoberrote Häuser. In Köln steht auf dem Altenmarkt ein Haus, das heute noch den Namen „Rotes Haus“ führt. Das kann nicht etwa Backsteinbau bedeuten, da das „Rote Haus“ aus Tuffstein aufgeführt ist. Es heißt das, wie auf dem Marktplatz zu Trier bei dem „Roten Haus“ und seinen Nachbarn, ein rot gestrichenes

Haus. Man liebte es, ein Haus in irgendeinem Ton zu halten, ganz gleichgültig, ob Fachwerk-, Backstein- oder Tuffsteinbau. Wie uns Tauler erzählt, waren in Köln manche Häuser der reichen Patrizier im 14. Jahrhundert sogar mit „allerlei Affenwerk und Leichtfertigkeit" bemalt*. Die Heiligenfigur, das Wappentier, das Signet, das Aushängeschild, an denen man — Straßennummern kannte die Zeit noch nicht — das Haus nannte, wird man sich selbstverständlich ebenfalls bunt denken müssen. Es gab natürlich auch hell gekälkte Häuser. Aber das waren Tonwerte in einem farbig gestimmten Orchester. Und sie selbst waren von Zwischentönen begleitet. Ein harmonischer Vielklang. Man muß sich die alten Fachwerkhäuser denken mit leuchtendem, rotem Pfannendach, mit bunten, rot, blau oder grün gestrichenen Fensterläden und Türen, die Quer- und Dreieckshölzer graublau oder sonst dunkel, als Sockel einen Teerstreifen usw. Unter dem Einflusse der heimischen Bauweise des bergischen Landes kam es in den angrenzenden Teilen der Stromniederung auch wohl vor, die Fachwerkbauten mit Schindeln zu bekleiden oder die Giebel mit Brettern zu verschalen (Abb. 228). Dieser Bautyp kommt nicht selten auch in der Erftniederung vor.

Das Überhängen und Vorkragen der oberen Geschosse über dem Erdgeschoß, das Charakteristikum des Fachwerkbaus, zeigt am Niederrhein ebenfalls seine eigene Ausbildung. Eine mehrgeschossige Überkragung kommt gar nicht vor. Die überhängenden Stockwerke bleiben in einer gemeinsamen Fassadenfläche (Abb. 227). Nicht selten beginnt aber erst der Überhang im dritten Stockwerk (Abb. 58). Aber vielleicht hatten wir ehemals am Niederrhein auch wohl jene malerischen Straßenbilder mit hohen, in jedem Geschoß überkragenden Fachwerkbauten, die hoch oben nur einen schmalen Spalt für das einfallende Tageslicht übrigließen. Brand und Verwüstung haben mit ihnen aufgeräumt. In Köln hatte der Rat im 15. Jahrhundert im Interesse des Verkehrs den Überhängen beschränkte Maße vorgeschrieben. Im folgenden Jahrhundert verbot die Stadt, verfallene Überhänge zu erneuern. Zu Neuanlagen bedurfte es der besonderen Genehmigung. Das alles, Brand, Verkehrs-

Abb. 225. Haaren. Haus Zehnthof.

* Carl Aldenhoven: Geschichte der Kölner Malerschule. Lübeck 1902, S. 30. — Keussen: Topographie, S. 84.

Abb. 226. Kempen. Rathaus. Vgl. Abb. 229.

Abb. 227. Köln. Filzengraben.

Abb. 228. Urdenbach.

Abb. 229. Kempen. Rathaus. Vgl. Abb. 226.

rücksichten, Verbote der Stadt Köln, später die Vorliebe für den Backsteinbau, hat dazu geführt, daß der niederrheinische Fachwerkbau heute nur noch in schlichten Typen vorhanden ist. Der gemeinsame hohe Überhang der oberen Geschosse ruht auf Balkenköpfen (Abb. 224) oder wird auch wohl von schlanken Holzkonsolen getragen, die nicht ungefällig wirken. Größere Überhänge hatten freistehende Säulen nötig (Abb. 58, 227, 228). Reihten sich mehrere solcher Häuser aneinander, so entstanden gedeckte Gänge, die man als geschützte Unterstände für Verkaufsläden benutzte. In Köln war einstens eine ganze Seite des Filzengrabens von Gängen begleitet. Man nannte diesen Teil der Straße „sub arcubus". Erhalten sind aber heute nur noch einzelne Teile (Abb. 227). In späterer Zeit mögen die Lauben der Kölner Rathausvorhalle (Abb. 185) für die Lauben am Rathausvorbau in Kempen die Anregung gegeben haben (Abb. 226, 229). Der Bau stammt erst vom Jahre 1749. Einen ähnlichen Laubengang zeigt der sog. Zehnthof an der Hauptstraße zu Haaren im Kreise Aachen (Abb. 225). Beides übrigens verkälkte Backsteinbauten. Mit dem Verdrängen der alten Fachwerkfüllung durch den Backstein wurden die Überbauten immer seltener. In Schwaam im Kreise Erkelenz steht ein altes Bauernhaus vom Jahre 1616, das 1744 umgebaut wurde*. Im oberen Stockwerk sind die alten Balkenlagen noch zu sehen. Im Unterbau sind Hausteinrahmen und Backsteinentlastungsbögen an ihre Stelle getreten. Die alten Balkenkonstruktionen wurden gegen den Ausgang des 16. Jahrhunderts immer seltener. Die homogene Backsteinfassade verdrängte sie. Um die großen Solisten der monumentalen und öffentlichen Backsteinbauten sammelte sich ein wohlgeschulter Chor von Bürgerhäusern.

Der Befestigungs- und Rathausbacksteinbau, der dem bürgerlichen Backsteinbau vorausgegangen, blieb lange noch vorbildlich für die Gliederung der späteren Bauten. Bei dem im Jahre 1597 vollendeten „Vogt- und Dinghaus zu den hh. Drei Königen" in Neuß (Abb. 230), einem Lehen- und Offenhaus des Erzstifts Köln, kehrt der mittelalterliche Zinnen-

* Clemen: Kunstdenkmäler. Kreis Erkelenz. Bearbeitet von Edmund Renard. Düsseldorf 1904. Abb. 59.

kranz vom Rathause zu Calcar (Abb. 96) wieder. Das sog. Haus „Zu den fünf Ringen" in Goch (Abb. 237) hat sogar das Ziermotiv der Wehrerker von der Stadttorarchitektur übernommen. Hausteinkragsteine mit nasenbesetzten Spitzbogen. An den Seiten der achteckigen Türmchen je zwei Reihen kleiner Spitzbogenblenden. Bei den schmalbrüstigen niederrheinischen Bürgerhäusern hatte aber sonst der Wehrerker keinen Platz mehr. Wohl wird noch hier und da der alte horizontale Zinnenkranz verwandt, wie beispielsweise an einem Haus in Calcar (Abb. 236). Aber die dreiachsige Fassade steht im konstruktiven Widerspruch zu dem Satteldach. Die beiden seitlichen Achsen des Fassadengiebels stehen über. Sie sind dekorativer Selbstzweck. Keine Gliederung, die aus der Konstruktion des Hauses entwickelt wäre. Der Bau mag noch aus den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts stammen. Später entwickelte das Bürgerhaus optisch und technisch aus dem Material des Backsteins und konstruktiv aus der Satteldachanlage seine eigenen Formen. Es ist eine Binsenwahrheit, daß, neben der Zweckmäßigkeit, Material und Technik die wichtigsten formbildenden Faktoren der Baukunst sind. Aber man tut gut, auch hier noch einmal diesen Satz zu unterstreichen, um nach den vielen Irrtümern des 19. Jahrhunderts die Eigenart des niederrheinischen Backsteinbaus richtig zu verstehen*. Bleiben wir einstweilen im Gebiet des unteren Niederrheins, wo man das kleine Format des stark sandhaltigen oder künstlich gesandeten Backsteins, den sog. Klinker, verwandte. Die Fassade ist eine dünne Wand. Eisenanker müssen sie an die Balkenlagen binden. So entsteht die reiche malerische Belebung der Fassaden mit Ankerschlüsseln (Abb. 209, 230 ff.).

War schon aus dem uns Nordländern eigenen Gefühl für einen Bewegungsstil das Straßenbild auf reich belebte, klare

Abb. 230. Neuß. Vogtshaus.

* Die bisher beste Darstellung: Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz. Flugschrift, ausgegeben im Mai 1913. „Vom Niederrheinischen Backsteinbau." Vortrag des Provinzialkonservators Prof. Dr. Renard in der 49. ordentlichen Vereinsversammlung des Deutschen Vereins für Ton-, Zement- und Kalkindustrie

Abb. 231. Calcar. Grabenstraße.

Abb. 232. Calcar. Marktplatz.

Abb. 233. Gastendonck bei Kempen.

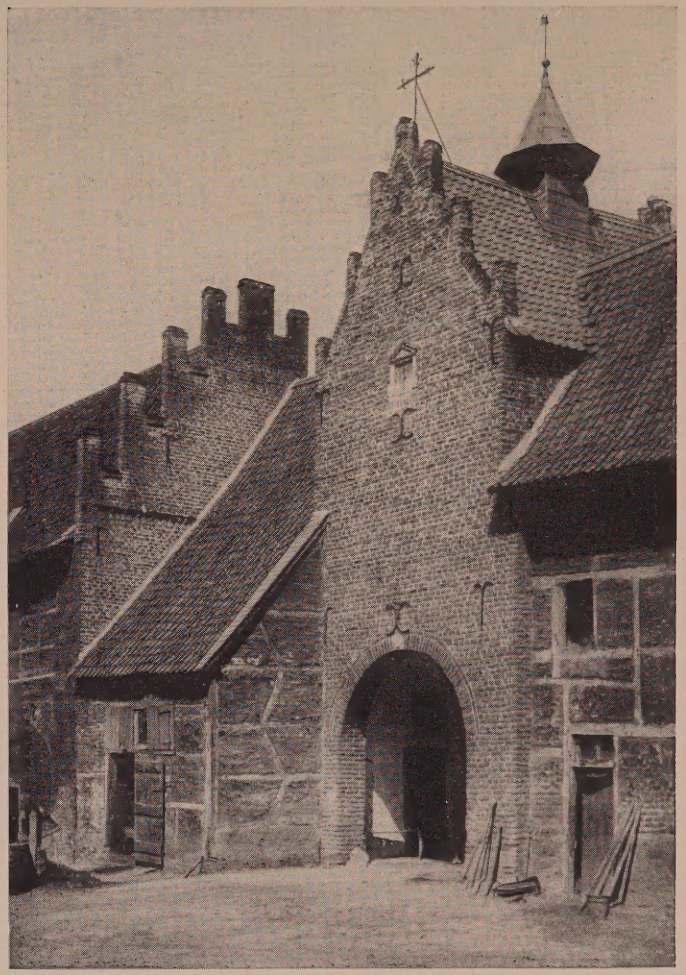


Abb. 234. Gastendonck bei Kempen.

Umrißlinien komponiert, so führte die Natur des Backsteins in Verbindung mit dem der klimatischen Verhältnisse wegen notwendigen hohen Satteldache erst recht dazu. Das dunkle violett-rote Material kann wie die Bronzeplastik optisch nur in einem scharf umrissenen Fernbild wirken. Die eckige kleine Form des Backsteins schrieb den Charakter der Umrißlinie vor. Es entstand der dunkle Treppengiebel. Er hielt sich erstaunlich lange, selbst noch im Schmuck gotischer Zierformen, als das Zeitalter des Klassizismus die breite dominierende Horizontale zur Geltung brachte. Bei den ältesten Beispielen hüpft der Zinnenkranz, die Mauerkrone, über die Stufen des Giebels, und jede Zinne erhielt ihr kleines Satteldach. So an dem Haus zu den fünf Ringen in Goch (Abb. 237), an Häusern auf dem Marktplatz zu Calcar (Abb. 232) und in der angrenzenden Grabenstraße dort (Abb. 231). Bei anderen Bauten ward aus der Zinne ein viereckiges, überkant gestelltes Pfeilerchen, oben mit einer Pyramide bekrönt (Abb. 235). Eine Art gotischer Fiale, die ihre Profile vertikal über die Stufensteige zieht. Auf dem Marktplatz zu Calcar hat dieser Typ eine Reihe Vertreter (Abb. 232). Am Marktplatz zu Xanten hat die Fiale sich mit einer gotischen Kreuzblume geschmückt (Abb. 239). Andere Bauten legten den Fialenschmuck beiseite (Abb. 240). Wieder andere ließen die Dachlinien noch besser zur Geltung kommen, bauten einen Sattelgiebel, auf dessen First der Schornstein endigt und dessen Seitenansätze mit Pfeilersockeln, vielleicht auch mit einer Pyramide ge-

Abb. 235. Goch. Marktplatz. Stich vom Jahre 1745.

schmückt wurden (Abb. 255). Die Bilder, die so entstanden, haben in ihrer Plakatwirkung und dem Reichtum der klar umrissenen dunklen Treppengiebel und Fialen oft einen phantastischen Reiz. Man muß einmal bei Mondschein durch die Gassen von Calcar wandern, die um das Rathaus sich gruppieren (Abb. 231, 232, 236, 246). Der Rathausplatz selbst ist ein wahres Musterbuch für Treppengiebelsilhouetten.

Aber trotz Calcar ist es nicht ganz einfach, sich ein richtiges Bild des einstigen malerischen Eindrucks unserer niederrheinischen Landstädte zu machen. Noch weniger in Emmerich, der alten „Embrica decora", die man die „schmucke, mit Bauten gezierte Giebelstadt" nannte. In den anderen Städten liegen die Verhältnisse noch ungünstiger. Der Klassizismus hat auch hier wieder seine graue Tünche angewandt und nicht selten nachträglich das Dach hinter einem Aufbau verdeckt, um seine Vorliebe für die nicht unterbrochene horizontale Dachlinie zu zeigen (Abb. 245). Der Kölner nennt diese Aufbauten „Flabes". Unter Flabes versteht er aber auch das Vorhemdchen, das „Schmiesettchen", und den Windbeutel. Also etwas Angepapptes und nicht ernst zu Nehmendes. Eine famose Bezeichnung für die späteren wenig glücklichen Aufbauten. Man muß alte Stiche des 18. Jahrhunderts zur Hand nehmen, um eine Vorstellung der einstigen Straßenbilder zu erhalten. Auf Beyers Stich vom Markt zu Goch (Abb. 235) geht es treppauf treppab von Haus zu Haus auf dem großen Platz. Über die Giebelhäuser hinaus ragt der Kirchturm. Genau in der Mitte der einen Platzseite steht die heute allerdings veränderte Giebelfassade der Reformierten Kirche vom Jahre 1699, ehemals die Gasthauskapelle. In der Mitte des Marktes unter dem Schutz alter Linden der Brunnen. Dieser reizvolle Maßstab für den Platz und seine Bauten ist längst verschwunden. Nur der langgestreckte Markt zu Rees hat seinen schönen Brunnen noch (Abb. 217). Teilweise auch noch seine alten Giebelhäuser (Abb. 241). Zwar andere Formen als in Goch und Calcar und erst aus späterer Zeit.

Abb. 236. Calcar. Partie am Rathaus. Vgl. Abb. 246.

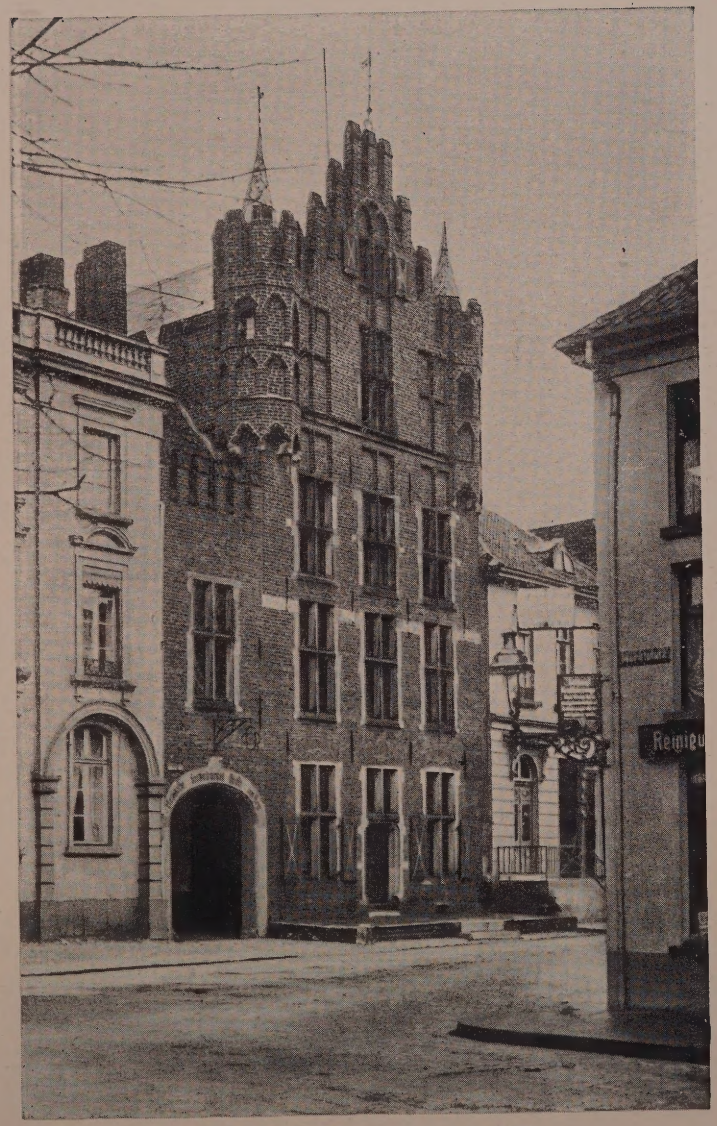


Abb. 237. Goch. Haus zu den fünf Ringen.

Abb. 238. Rees. Partie am Kirchplatz.

Abb. 239. Xanten. Haus am Marktplatz.

Abb. 240. Emmerich. Hof von Holland.

Die Bauweise am unteren Niederrhein um Xanten, Calcar, Goch, Cleve, Emmerich und Rees lehnt sich an die der benachbarten Niederlande, besonders des Utrechter- und Gelderlandes. Sprache, Lebensgewohnheiten, Rechts- und Wirtschaftsbeziehungen, die Verwandtschaft des landschaftlichen und menschlichen Charakters hatten die Grenzländer auf das engste verknüpft. Aus Flandern waren einst die Grafen von Cleve gekommen. Und in der alten Heimat wurzelte die Kraft der Kunst des Cleverlandes. Dazu kamen wechselseitige Handelsinteressen. Goch war im Mittelalter der Vorort der clevischen Wollentuchfabrikation, die nach Holland, Brabant und England ihre Erzeugnisse ausführte. Der Marktplatz zu Goch, das „Wüllenamt" sah oft Händler aus den benachbarten Niederlanden. Im 15. und 16. Jahrhundert sind in drei Generationen die Höfe zu Utrecht und Cleve durch das Haus Burgund verwandt. Teile des Landes unterstanden kirchlich dem Bistum Utrecht. Zütphen war der Oberhof von Emmerich, und die holländische Stadt vertrat die niederrheinische auf den Tagen der Hansa. Was Wunder, daß man beim Anblick der alten Stiche von Goch (Abb. 235), Cleve (Abb. 69), Emmerich usw. in den Niederlanden zu sein glaubt. Der Einfluß der niederländisch-niederrheinischen Bauweise blieb auch keineswegs auf das Cleverland beschränkt, reichte stromaufwärts in das

Abb. 241. Rees. Marktplatz. Vgl. Abb. 99 u. 217.

Kölner Gebiet, nach Neuß und Kaiserswerth, und verdrängte immer mehr den Einfluß der mittelalterlichen kölnischen Profanarchitektur.

Wie der Backsteingiebel mit oder ohne Zinnen und Fialen, so kehrt auch der Volutengiebel vom Rathausplatz zu Rees (Abb. 241) in den Niederlanden wieder. Zwischen den Stufen des Staffelgiebels hatte man Kurven angebracht, und damit waren die mannigfachsten Giebellösungen möglich geworden. Einige behielten noch die alten Stufenabsätze bei (Abb. 254); andere sogar noch die Fialen, zwischen denen sich die Giebellinie durchschlängelt (Abb. 250); wieder andere betonen durch Pyramiden oder sonstigen Schmuck die alten Stufen (Abb. 208); wieder andere wollen durch helle Horizontalbänder die Erinnerung an den Treppengiebel wachhalten (Abb. 206, 248, 252), bis die weit ausladende, zusammenfassende Volute die Abstammung verleugnet (Abb. 205, 242). Die niederländische Welle erreichte über Kaiserswerth, Düsseldorf und Neuß selbst die Freie Reichsstadt Köln. Es kamen die verschiedensten Momente zusammen, welche die niederländischen Künstler nach der rheinischen Metropole zogen, und bewirkten, daß Kölns künstlerische Beziehungen zum Mittelrhein und Süddeutschland immer mehr sich lösten (vgl. S. 183). Es war die Folge der schon seit dem 13. Jahrhundert einsetzenden Verschiebung des Kölner Handels. Sein Hauptweg führte durch die Niederlande nach England. Aber wie in der kirchlichen Baukunst, so hatte auch in der bürgerlichen Bauweise die kölnische Gotik noch ein langes Nachleben. Der Gasthof van der Stein-Bellen am Heumarkt (Abb. 247) vom Jahre 1540 zeigt noch die alten gotischen Zinnen. Aber in den antiken Medaillons in diesen Zinnen und in den horizontalen Ornamentfriesen unter jeder Fensterreihe, Ranken mit Delphinen und Fischmenschen, äußert sich der Einfluß der Renaissance. Die Vorlagen der Friese waren Ornamentstiche, die man auch für die rheinische Möbelschnitzerei ver-

Abb. 242. Emmerich. Baronie. Vgl. Abb. 249 u. 251.

Abb. 243. Köln. Am Bollwerk. Vgl. Abb. 263.

Abb. 244. Köln. Alter Markt. Haus der Bäckerinnung.

Abb. 245. Köln. Am Bollwerk.

Abb. 246. Calcar. Partie am Rathaus. Vgl. Abb. 236.

wandte. Ganz neu ist auch die Fassadenbildung. Schmale Fenster mit fast scheitrechten Korbbögen geschlossen, weit schmäler als die gotischen und eng aneinandergerückt, so daß die ganze Wand in Fenster aufgelöst ist. Ähnlich der Herrenhausfassade im Hofe zu Schloß Horst (Abb. 156). Diese neue Fensteranordnung wurde in Köln allgemein üblich. Das etwa um dieselbe Zeit wie das Haus van der Stein-Bellen errichtete Faßbinderzunfthaus am Filzengraben (Abb. 248) hat eine gleiche Fensterform und einen Prachtgiebel mit Voluten, Bandwerk, Knorpeln und Statuen. Er dürfte als der älteste der malerischen sog. flandrischen Giebel in den Rheinlanden gelten. Meister Arndt Johannssens Giebel auf Horst (Abb. 160) stammt erst aus den sechziger Jahren; die zu Frenz (Abb. 161—163) sind noch jünger; Willem van Norembergs Kerkbog zu Nymwegen stammt aus dem Jahre 1605 (Abb. 157); der verwandte Giebel Ecke Ölstraße und Neuer Steinweg zu Emmerich ist aus derselben Zeit, ebenso die an der Brauerzunft und an dem Privathaus „Unter Hutmacher" Nr. 31 in Köln (Abb. 244).

Treppen-, Sattel- und Volutengiebel begegnen sich oft an demselben Hause. Der malerische Reiz liegt dann in der geschickten Gruppierung der verschiedenen Giebelformen zueinander. Emmerich hat dafür ein glänzendes Beispiel, das leider, wenn auch hier keine rettende Hand sich zeigt, dem unfehlbaren Verfall entgegensieht. Zwischen Stadtmauer und Straße die sog. Baronie (Abb. 249. 242). Der Bau trägt seinen Namen nach dem Emmericher Stiftsherrn Baron Droste zu Vischering, der ihn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erwarb. Vorher war es der Sitz der Herren von Hoen und von Dorth. Es ist der letzte der Emmericher Adels- und Patrizierburgen. Wir dürfen uns ähnlich die Häuser der Herren von Aswijn, von Rijswijk und von der Zwaluwenburg in Emmerich vorstellen: Ein zweistöckiger Bau mit verschiedenen einstöckigen Anbauten. Und jeder mit einem anderen Giebel. Selbst die beiden am Hauptbau sind verschieden (Abb. 242). Von ähnlichem malerischen Reiz ist die Giebelkomposition der Vorburg von Haus Gastendonck bei St. Hubert-Kempen (Abb. 233, 234). Am reichsten aber das Bild vom Garten des Hauses Josef Lauff aus, das heute Claus Meyer bewohnt, auf die Hintergiebel des Kloster-Krankenhauses zu Calcar (Abb. 250). Ein Sattelgiebel, drei Fialengiebel, der vierte ein Volutengiebel, der aber die alten Fialen beibehalten hat. Die Photographie kann leider die Farbenwirkung der Gebäudegruppe gar nicht wiedergeben. Die helleren Klinker, weiß gefugt, heben sich von dem dunklen Pfannendach und gegen den blauen Himmel ab. Die hellen

Abb. 247.
Köln. Heumarkt. Gasthof van der Stein-Bellen.

Hausteinplatten auf den Fialen sind farbig von ganz seltsamem Reiz. Nur eins fehlt dem Bilde heute: die früheren bunten Schlagläden.

Kehrt noch ein schmaler, schlanker, achteckiger Treppenturm zu der Giebelkomposition, dann kann das Bild von wunderbarer Schönheit sein. Aber leider haben wir am Niederrhein, von Rathäusern abgesehen, nur noch zwei solcher alter Treppenturmanlagen. Am Zollhaus zu Kaiserswerth vom Jahre 1635, einem hohen, zweigiebeligen Backsteinbau (Abb. 253). Dann die Xantener Kartause vom Jahre 1646 (Abb. 257). Vor dem dreistöckigen Mittelbau steigt nach dem Garten zu der Turm auf, genau in der Mitte, die offene Galerie unter der flachen Haube, dem kleinen offenen Dachreiter entsprechend. Aus den reich umrandeten Seitengiebelwänden laufen nach beiden Seiten zweistöckige Nebentrakte mit schlichten Satteldachgiebeln geschlossen. Von der Straße aus gesehen glaubt man in dem malerischen Bilde des stolzen Baues einen alten Edelsitz zu erkennen (Abb. 258). Die Xantener Kartause wie die Emmericher Baronie geben auch in der Tat die beste Vorstellung der einst zahlreichen Patrizierburgen innerhalb der Mauern unserer niederrheinischen Städte. Wir sind ihnen schon in Köln begegnet. Wenn Weinsberg in seinen Denkwürdigkeiten den Treppenturm vom Hause Hackeney den „eirsten Windeltorn" nennt, so ist damit nicht zeitlich die erste Anlage, sondern die reichste Ausstattung gemeint. Köln hatte im 16. Jahrhundert eine ganze Reihe Patrizierhäuser mit „Windeltorn". Am Rinkenhof, an der Propstei St. Maria ad gradus, am Lichhof, am Hessenhof u. a.*

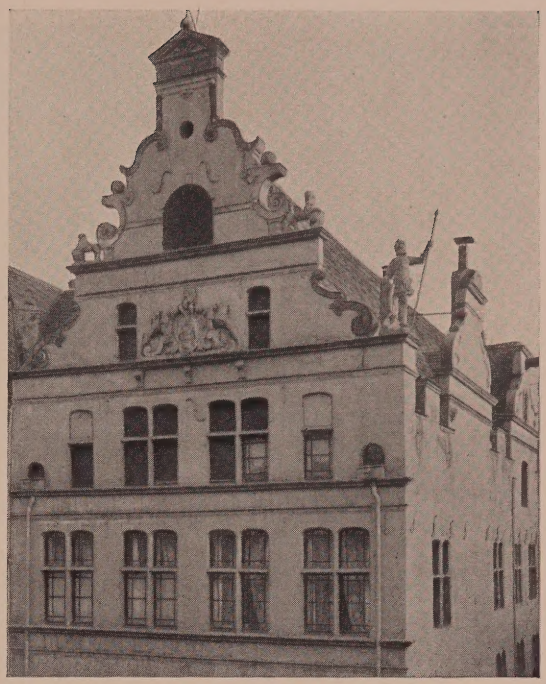


Abb. 248. Köln. Filzengraben. Faßbinder-Zunfthaus.

Wir haben beim städtischen Wohnhause zwei Typen zu scheiden. Zunächst die Hofanlagen. Es waren die Absteigequartiere des Adels aus der Nachbarschaft. Oder die Wohnungen der Hauptwürdenträger der Klöster und Stiftungen, sog. Kurien. In den Handelsstädten hatten auch wohl die kaufmännischen Vereinigungen fremder Städte oder Territorien einen gemeinsamen Hof. Bald folgten in den Vorstädten die Höfe der reichen einheimischen Kaufherren. Diese Hofanlagen waren, wenn sie von Mauerzügen eingefaßt waren, unabhängig vom Lauf der Straße, waren wie die Höfe auf dem flachen Lande oft mehrflügelig, unterschieden zwischen Wohnhaus, Wirtschaftsbau, Stallung usw. Aber das alles war sehr verschieden. Einige hatten im Erdgeschoß offene Hallen. So das Haus Lichhof 24 in Köln**.

* Vgl. genaue Aufzählung bei Vogts a. a. O., S. 117 und Abb. 7, 13, 45, 104, 105, 112.

** Vgl. Abb. 104 bei Vogts a. a. O.

Abb. 249. Emmerich. Baronie. Vgl. Abb. 242 u. 251.

Abb. 250. Calcar. Krankenhaus des Franziskanerklosters.

Abb. 251. Emmerich. Baronie. Vgl. Abb. 242 u. 249.

Abb. 252. München-Gladbach. Alte Klosterschule (Amtsgericht).

Abb. 253. Kaiserswerth. Zollhaus.

Abb. 254. Kaiserswerth.

Abb. 255. Rees.

Abb. 256. Orsoy.

Eine freie Toranlage und der schmale Treppenturm waren die besondere Eigenart der Höfe. Der andere Wohnbautyp ist das Reihenhaus. Die weit geringere Breite als bei der Hofanlage, dann die Abhängigkeit von der Straße diktierten seine Anlage. Man baute in die Tiefe. Ein Hinterhaus mußte für die schmale Front entschädigen. Plätze liebte man einheitlich zu gestalten. Giebel reihte sich an Giebel (Abb. 232, 235). In den Straßen aber war mehr Freiheit gestattet. Waren die Grundstücke für einen dekorativen Giebel zu breit, so legte man den Satteldachfirst parallel zur Straße. Die Brandmauern zeichneten über die Dachlinien Backsteintreppen (Abb. 231, 238), schmückten auch wohl deren Stufen mit Pyramiden oder Fialen oder sonstigen Aufsätzen (Abb. 69). Die Silhouette des Straßenbildes gewann dadurch an Belebung und interessanter Überschneidung. Ein schmaler Gang lief zu den Hinterhäusern. War er breit genug, so erhielt er einen besonderen Torbogen (Abb. 231). Die Brandmauer nach der Gasse legte sich dann einen reicheren Giebel zu, vor allem wenn der Torbogen der Haupteingang zum Haus war (Abb. 254). Später hat man oft die Gassen überbaut. Entweder blieb dann, wie bei dem Haus zu den fünf Ringen in Goch, der Torbogen erhalten (Abb. 237), oder ein schmales kleines neues Häuschen füllte die Gasse (Abb. 238). War diese bis dahin der Zugang zum alten Haus, so mußte in dessen Straßenfassade ein eigener Eingang gebrochen werden. Das Verbauen der Gänge und Gassen war nicht selten mit Streitigkeiten verbunden, denn jeder Nachbar glaubte halt der Eigentümer zu sein.

Abb. 257. Xanten. Kartause. Vergl. Abb. 258.

Der Backsteinbau ist aber nicht nur wie die Bronzeplastik auf Silhouette, auf eine klare Umrißlinie zu gestalten, sondern sie verlangt auch für die Wirkung innerhalb der

Straße nach einer inneren Gliederung der dunklen Fassadenfläche. Die älteren Bauten legten Blenden um die Fensteröffnungen (Abb. 235, 236, 260). Aber das Relief dieser Blenden ist bei der Natur des Materials nur gering, und der Licht- und Schattengegensatz auf der dunklen Fläche nicht so wirkungsvoll wie bei dem hellen Tuffsteinbau. Farbe mußte diesen Mangel ersetzen. Es gab zwei Möglichkeiten Entweder verwandte man für Profile, Tür- und Fensterrahmen hellen Haustein oder man kälkte die Fassade. An der alten Kirche zu Kempen steht so ein altes gekälktes Backsteinhaus (Abb. 260). Der Sockel wieder geteert. Der helle Treppengiebel kann sich freilich gegen den hellen Himmel und das verzehrende Sonnenlicht nicht mehr so klar behaupten wie seine ungekälkten Vettern. In der gegebenen Situation des Hauses auf dem Platz an der Kirche ist aber die Gliederung der Innenfläche das wichtigere. Die Blenden werfen starke Schlagschatten und ein Spiel von hell und dunkel belebt malerisch die Fläche. Bei dem mächtigen, vierstöckigen Hof von Holland vom Jahre 1650 auf dem Marktplatze zu Emmerich (Abb. 240) ist aber der herausragende Giebel, also das Fernbild, das wichtigere. Damit Sonne und Himmel die klar gezeichnete Giebellinie nicht zerstören, hat man die Stufen mit dunklen Steinen abgedeckt.

Das frühere Kälken der Backsteinhäuser hat mit dem gedankenlosen Verputzen des Klassizismus oder dem noch greulicheren Verzementieren der Fassaden in den Tagen der Gründerrenaissance im 19. Jahrhundert gar nichts zu tun. Farbe setzt immer dort ein, wo die Formen nicht mehr sprechen können. Überschneidungen sind bei dem dunklen Material des sich in Flächen- und Umrißbildern äußernden Backsteinbaus nicht sichtbar. Hier muß daher die Farbe reden.

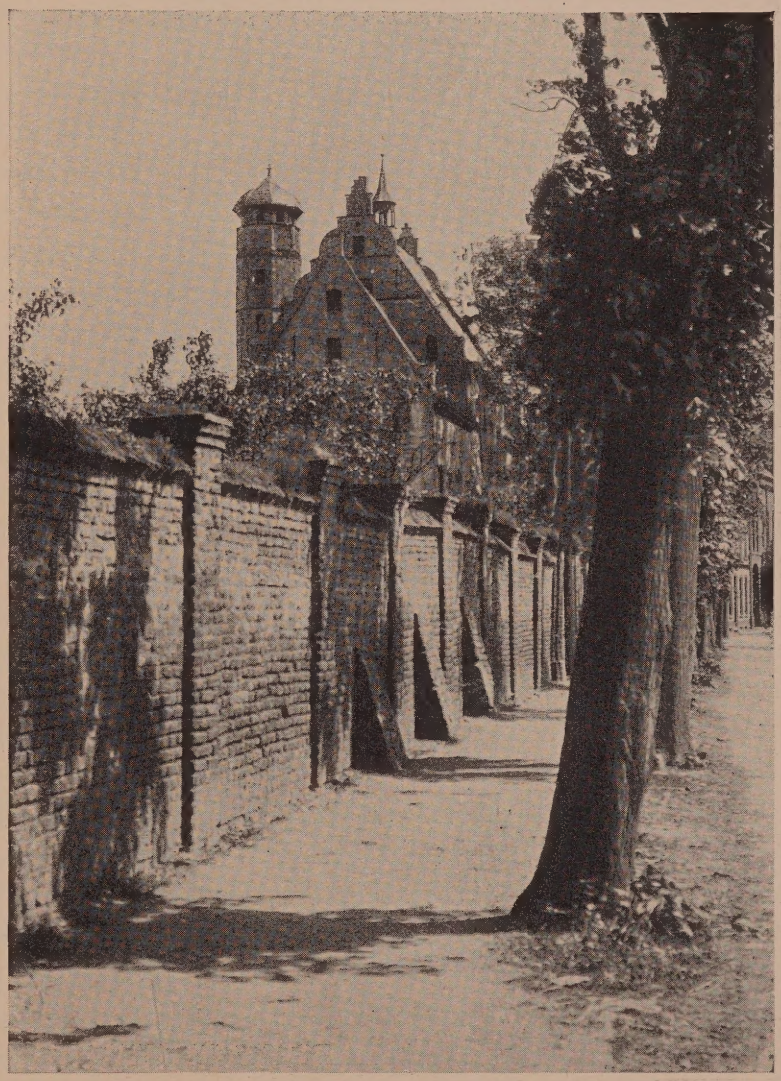


Abb. 258. Xanten. Kartause. Vergl. Abb. 257.

Abb. 259. Kaiserswerth. Am Münsterplatz.

Auf dem Stiftsplatz zu Kaiserswerth verdeckt ein Teil eines Bürgerhauses mit Treppengiebel die dahinter liegende viereckige, mit einer barocken Haube bekrönte Kapelle (Abb. 259). Es war sehr klug, das Giebelhaus zu kälken. Das gibt Distanz. Und wohl gemerkt, es konnte nur das Giebelhaus und nicht die dahinter liegende Kapelle gekälkt werden. Hell hebt sich gegen dunkel, die helle Kapelle aber nicht so wirkungsvoll gegen den hellen Himmel ab. Auch die kleine Gartenmauer wollte gekälkt sein, damit man sieht, wohin sie gehört, und sie nicht in die dunkle Fläche der Kapelle fällt. In Rees zeigen zwei Bürgerhäuser dem Rhein zu gleiche Giebelfassaden (Abb. 255). Die eine hell gefugt, die andere gekälkt. In der Häusergruppe des Kapuzinerklosters zu Kaiserswerth hat ein Bau nur die Giebelfläche gefugt. Der Giebelrand ist indes gekälkt. Andere Bauten faßten ihn mit Haustein ein, damit er besser sich gegen das rote Dach abhebt (Abb. 246). Die Langseiten sind gekälkt. Das alles nur der optischen Klarheit wegen. Um mit der Natur zu konkurrieren, um aufzufallen, um ein neues Formenganzes zu gestalten, nahm man Farben, die in der Natur nur wenig vorkommen. Beim Backsteinbau das leuchtende Weiß. Im übrigen war es immer nur ein Tönen der Flächen, kein dicker Anstrich. Wie das Korn des Marmors einer griechischen Statue immer sichtbar blieb trotz Farbenauftrags, so wurden auch die Ziegellagen bei den Backsteinhäusern nicht verdeckt. Ein roter, violetter oder blau-grüner Schimmer huscht über den Kalkanstrich. Und die Ziegel lugen durch.

Interessanter ist die farbige Gliederung der dunklen Backsteinflächen durch Haustein. Die Zahl der guten Beispiele ist gering. Was der Klassizismus verschont hat, hat das 19. Jahrhundert verzementiert. Wir haben daher leider nur wenige unverputzte Backsteinbauten, die ihre alten Hausteinfensterkreuze, Rahmen und Profile noch aufweisen. In Goch das Haus „Zu den fünf Ringen“ (Abb. 237). Aber erst seit einigen Jahren. Man hat nach sorgfältiger Untersuchung des Mauerwerkes die im Laufe des 19. Jahrhunderts veränderten Fensterrahmen entfernt und die mutmaßlich alte Gestalt wieder angebracht*. Auf dem Marktplatz

* Abb. des früheren Zustandes s. Abb. 14 u. 16 in den Berichten über die Tätigkeit der Provinzialkommission für die Denkmalpflege in der Rheinprovinz. VI. Bonn 1901. Die Wiederherstellungsarbeiten von Diözesanbaumeister H. Renard.

zu Calcar (Abb. 246) ist bis auf das eine Eckhaus mit hohen Ziegelblenden, der Hausteineinfassung am Giebel, den hellen Fensterrahmen und Profilen neben dem Rathaus jede Fassade verändert worden (Abb. 232). Die wenigen späteren Änderungen stören wenigstens nicht das alte Bild des Giebelhauses. In Xanten wäre dann das schöne Fialenhaus am Marktplatz zu erwähnen (Abb. 239). Allerdings ich weiß nicht, wie weit die heutige Wirkung auf Wiederherstellungsarbeiten vom Jahre 1866 zurückzuführen ist. Wenn die alte Aufteilung beibehalten sein sollte, so hätten wir es mit einem farbenreichen Sonderling am unteren Niederrhein zu tun, der sonst dem Lande ganz fremd ist. Aber freilich, immer nach dem heutigen Denkmälerbestand gerechnet. Denn wissen wir überhaupt, wie farbenprächtig einst unsere niederrheinische Heimat war? Ein Bild wie Beyers Stich vom Marktplatz zu Goch läßt das nur ahnen (Abb. 235). Bis zur Höhe des zweiten Stockwerks besteht das Xantener Haus aus Tuff; im dritten Stockwerk wechseln Tuff- und Backsteinlagen. Der Giebel ist ganz aus Backstein, nur daß die Kreuzblumen auf den Fialen, der Maßwerkschmuck im obersten Fenster und die Rahmen der darunter gelegenen schlichten Fensteröffnungen aus Haustein sind Aber deren Entlastungsbögen sind aus Backstein. Die übrigen wechseln mit Backstein und Tuff. Ähnliche Entlastungsbögen hatten einst Häuser auf dem Marktplatze zu Goch (Abb. 235). Die eng aneinandergesetzten Fensterrahmen in Xanten haben noch die alte Form der gotischen Profile und Blenden für die Schlagläden. Die Brüstungsfelder unter den Fenstern im ersten Geschoß sind mit gotischem Maßwerk, mit Fischblasen, geschmückt. Der Anbau zeigt denselben wirkungsvollen Wechsel von Tuff- und Backsteinlagen.

Abb. 260. Kempen. An der alten Kirche.

Die schönsten Beispiele bürgerlicher Backsteinarchitektur am Niederrhein hat Neuß (Abb. 209, 261, 262). In der soliden Ausführung und der exakten

Bearbeitung prächtige Gegenstücke zu der weit älteren Harffschen Burg bei Nörvenich (Abb. 137). Das ist um so überraschender, da die Kriegswirren des 16. und 17. Jahrhunderts Neuß ganz besonders heimgesucht hatten. Bei dem großen Stadtbrande vom Jahre 1586 gingen allein 900 Häuser zugrunde, in den Hessenkämpfen 251. Die Anlage der Zitadelle von 1672 forderte weitere 39 Häuser. So bietet Neuß im ganzen nur eine geringe Blütenlese bürgerlicher Backsteinbauten. Es kommt dazu, daß das wenige Erhaltene später nicht unwesentlich verändert worden ist. Bis auf drei Bauten, die im ganzen unberührt geblieben und daher für die Geschichte des bürgerlichen Backsteinbaues am Niederrhein von allergrößter Wichtigkeit sind. Auf dem Büchel das Haus Nr. 50 vom Jahre 1604. Das Haus „Zum Schwatten Rosz" (Abb. 209, 262). Dann in der Oberstraße die malerische Gruppe zweier Bauten, Nr. 128 und 130. Das Haus „Zur Blomen" (Abb. 266) und das „Zum Goldenen Stern" (Abb. 261, 265). Treppengiebelhäuser mit horizontalen Hausteinbändern. Die Fenster mit Hausteinrahmen. Darüber der backsteinerne Entlastungsbogen. Die Backsteinfugen scharf gezogen. Auch die alten Hausteinfensterkreuze sind noch erhalten. Nur der untere Teil hat Schlagläden. Daher besondere Blenden. Die Fensterscheiben liegen hier tiefer im Rahmen als in dem oberen Teil. Die kleinen Butzenscheiben sind der glückliche Maßstab für die monumentale Wirkung dieser Bauten (Abb. 209).

Abb. 261. Neuß. „Zum Goldenen Stern". Vgl. Abb. 264, 265.

Das bürgerliche Wohnhaus, meist doppelt so tief als breit, wenn es mit einem Giebel sich der Straße zeigt, teilt sich im Erdgeschoß in ein etwa quadratisches, nach der Straße gelegenes Vorhaus, „Voorhuis", wie der Holländer sagt, und ein etwa ebenso großes Hinterhaus. Die

nach dem Hofe gelegene Stube, die der Holländer „Achterkamer" nennt, nahm bei größeren Bauten eine wichtige Bedeutung an, vor allem, wenn das Vorhaus neben Wohnraum und Küche auch noch Verkaufsräume faßte. Es war der Saal, das Salet oder Saelet. Neben ihm lief aus dem Vorhaus ein Gang in den Hof (Abb. 264). Der Düsseldorfer nennt ihn „Henge dorch", hinten durch; oft meint er damit, besonders bei den Altbierstuben, auch das hofwärts oder im Anbau gelegene Zimmer. Bei einigen Bauten trennt sich die Küche vom Wohnhause und findet zwischen diesem und der Achterkammer ihren Platz. Wenn sie dann nicht direktes Seitenlicht erhielt, war sie auf indirektes Licht vom Vorhaus angewiesen.

Das Vorderhaus hat, seinem Zweck entsprechend, die verschiedensten Einbauten erfahren, einen Laden, ein Kontor oder eine Wirtsstube. Das ist am besten in Kölner und Düsseldorfer Bierhäusern heute noch zu sehen. „Em Krüzge" (Abb. 263, 243), im Haus „Zur Glocke" und bei Josef Früh in Köln, im „Goldenen Kessel" und im „Schiffchen" zu Düsseldorf. An der Wand liegen auf der Bierbank die Fässer. Das ist die Zapfstelle. Gegenüber hat die Bierstube einen kleinen erkerartigen, oft reich geschnitzten Ausbau mit einem Schaltfenster. Hier sitzt auf einem eingebauten Platz die Wirtin, kann Zapfstelle wie Wirtsstube übersehen, kontrolliert die Tätigkeit der „Zappes" und läßt keinen der blaugeschürzten Zapfjungens in die Stube, wenn er nicht vorher am Erker für jedes Glas eine Biermarke hinterlegt hat (Abb. 263). Das Vorhaus erhielt aber auch noch eine weitere Bereicherung durch Hängestuben und Zwischen-

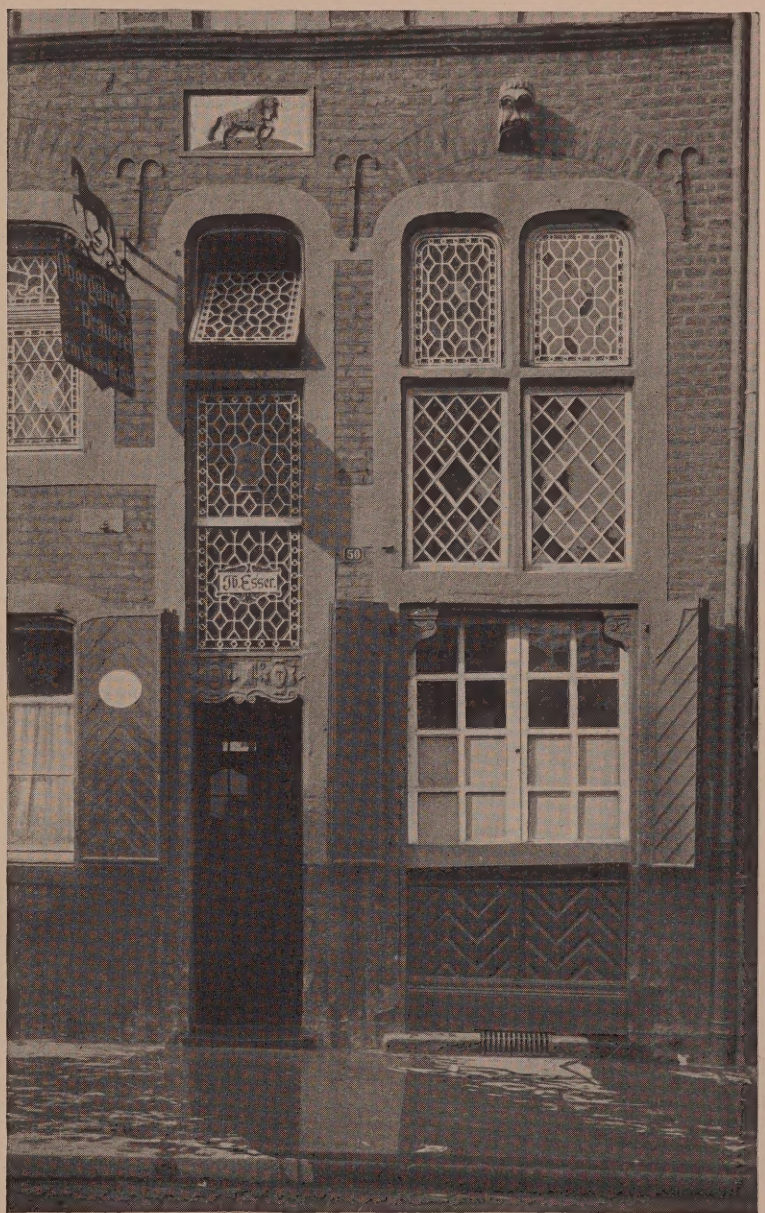


Abb. 262. Neuß. „Zum Schwatten Rosz". Vgl. Abb. 209.

geschosse, die dann natürlich auch eine Änderung in der Aufteilung der Fassade bedingten. „Em Krüzge“ am Bollwerk zu Köln (Abb. 243) und bei den Neußer Bierhäusern (Abb. 209, 261, 262) deutlich erkenntlich. Der eine Teil, die Schenkstube, hat die alte Höhe des Vorderhauses beibehalten (Abb. 265, 266). Der andere Teil ist zweigeschossig und äußert sich als solcher nicht allein in der Fassadengliederung, auch nach der Schenkstube in Tür- und Fensteröffnungen (Abb. 264). Ja, auch der Teil zwischen der Hofstube und dem unveränderten Vorderhause gliedert sich zweigeschossig und nahm im Zwischengeschoß Schlaf- und Dienstbotenkammern auf. Zugänglich sind diese Hängestuben entweder von der Wendeltreppe selbst oder von einer mit dieser verbundenen Galerie (Abb. 263, 264). Die Bilder der Neußer Bierstuben sind von ganz wunderbarem malerischen Reiz (Abb. 264–266). Durch die kleinen Butzenscheiben mit bleigefaßten Sternen, Kreisen, Kreuzen, Wappen und Rauten in den hohen, schmalen, mit flachem Korbbogen geschlossenen Fenstern dringt gedämpft das Tageslicht in den Raum. Vor dem Eingange ist der eingebaute Windfang. Galerien und lauschige Fensteröffnungen an den Seiten. Hoch oben die alte stuckierte Balkendecke. Man setze würfelspielende und rauchende Holländer aus den Tagen des Pieter de Hooghe und Terborch in einen solchen Raum. Es könnte dann ein Bild von Claus Meyer sein.

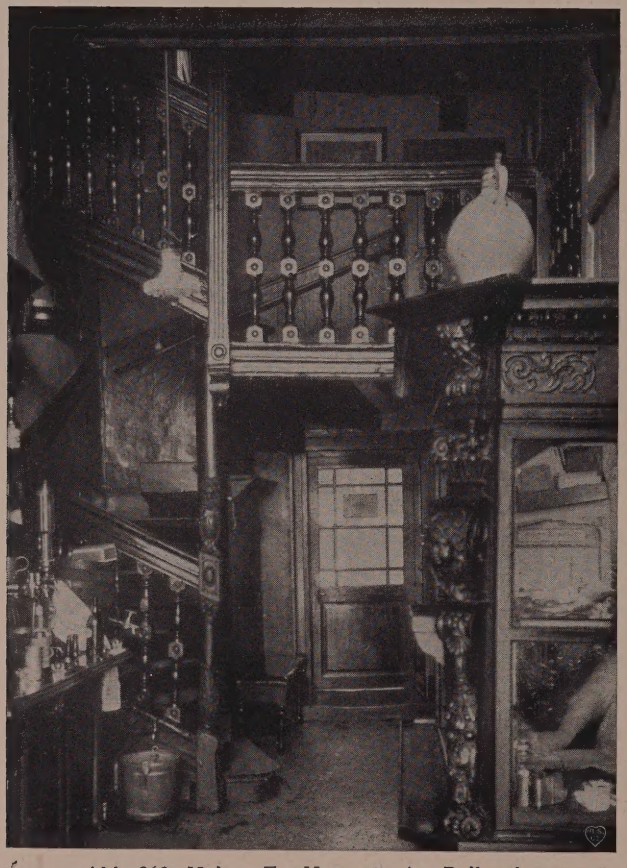


Abb. 263. Köln. „Em Krüzge“. Am Bollwerk. Vgl. Abb. 243.

Die oberen Stockwerke dienten in den übrigen niederdeutschen Städten als Speicher. Die Wohnräume lagen nur im Erdgeschoß. Am Niederrhein aber diente nur der Giebel als Speicherraum. Das obere Geschoß war zu Wohnräumen eingerichtet. Der Grundriß war hier ein ganz anderer als im Erdgeschoß. Am Ende der Wendeltreppe nur ein kleiner Vorplatz. Nach dem Hof zu Schlafräume. Und während der Hauptwohnraum, die Hofstube, im Erdgeschoß lag, ward im ersten Stock nach der Straße zu, die ganze Breite des Hauses einnehmend und diese in hohen, aneinandergereihten Fensteröffnungen auflösend, der große Saal angebracht (Abb. 209). Die Kölner Häuser haben oft mehrere solcher Obergeschosse (Abb. 243, 244). Fraglich, ob das alles Wohnräume waren. Vielleicht auch Speicherräume. Bei dem Doppelhaus der Bäckerinnung auf dem Alten Markt zu Köln sind diese deutlich auch an den Speichertüren,

Abb. 264. Neuß. „Zum Goldenen Stern“. Vgl. Abb. 261 u. 265.

d. h. den später zu Fenstern umgebauten Türöffnungen, zu erkennen (Abb. 244). Die Fenster neben der Speichertür beleuchteten nicht selten noch besondere Dienstbotenkammern. Der oberste Speicher hatte aber unter dem sich verjüngenden Giebel dafür keinen Platz mehr. Den Fenstern entsprechend brachte man zu beiden Seiten der Speichertür runde oder ovale Entlüftungslöcher an (Abb. 209). Das 17. Jahrhundert schmückte sie mit barocken Kränzen, die schließlich nur eine Blenddekoration darstellten (Abb. 245). Hoch oben aus dem Giebel schaut der als Löwe oder Delphin oder mit reichem Knorpelwerk gezierte Kranenbalken auf die Straße herab (Abb. 243). Breite Treppen mit geradem Lauf waren selten. Der Kranenbalken mußte die Waren in die Speicherräume aufziehen.

Abb. 265. Neuß. „Zum Goldenen Stern" Vgl. Abb. 261 u. 264.

Als Decken legte man quer über die offenen Balken Dielenbretter. Das Mittelalter, ja auch das 16. Jahrhundert noch liebte, sie zu bemalen. Die Balken mit laufenden Ornamenten. Die Dielenfelder etwa mit Wappenschildern. So an der mittelalterlichen Decke vom Hause Glesch in der Hohen Straße. An den Wänden ward eine tafelnde Rittergesellschaft dargestellt*. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erhielt dann der Niederrhein ein neues Material für den Schmuck seiner Decken, den Stuck, und verkleidete mit diesem oft nachträglich die alte Balkendecke. Als man vor einigen Jahren aus dem Kölner Haus „Zur Landskron"

* Vgl. Vogts a. a. O., Abb. 64 a u. 64 b. Die Balkendecke jetzt im historischen Archiv des Gereonsklosters. Die Wandmalerei im Wallraf-Richartz-Museum in Köln.

eine Stuckdecke vom Jahre 1613 nach dem neuen Stadthaus übertragen wollte, fand man unter dem Stuck noch die alte bemalte gotische Balkendecke (Abb. 268). Auf hellem Grund grüne, schwarze, ockerrote und blaue Ranken. Vielleicht hatten ehemals die Wände einen entsprechenden Schmuck wie in einem Hause auf dem Sassenhof aus dem 16. Jahrhundert (Abb. 269).

Abb. 266. Neuß. „Zur Blomen". Oberstraße.

Es mag möglich sein, daß süddeutsche und italienische Meister die Vermittler der neuen Stuckdecken waren. Aber das Kölner Kunsthandwerk schuf sich im 17. Jahrhundert seine eigenen Formen. Die alten offenen Balken und Dielenbretter erhielten eine 2 bis 3 cm starke, an dickem Rohrgeflecht haftende Lehmschicht, darüber eine etwa $^1/_2$ cm dicke Putzschicht. An den Wandseiten wurden die Balkenköpfe mit Flach- oder Hufeisenbögen verbunden. Bei der Decke aus dem großen Saal der Brauerzunft vom Jahre 1613 mit einer Art Vierpaßform (Abb. 267). In der Mitte der Balken wie an den Köpfen trug man, um das Profil reicher zu beleben, seitlich einen dickeren Putz auf. Die alte Holzbalkendecke erhielt in dem Reichtum der Zierleisten, Verkröpfungen und Knorpelornamente eine oft phantastisch eigenwillige Form. Wir haben zwar an Ort und Stelle nicht mehr zahlreiche Beispiele alter Stuck- und Balkendecken. Der Neubau des Stadthauses hat zu große Opfer an alten Bürgerhäusern gefordert. Aber man hat mit bewunderungswürdiger Pietät den alten Schmuck für den Neubau wieder verwandt. Und was dort nicht Platz fand, in das Kunstgewerbe- und in das Schnütgen-Museum übertragen*.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war es mit den Stuckbalkendecken vorbei. Ebenso mit den malerischen Wendeltreppen, die in dem gewundenen Lauf und dem Reichtum ihrer Gliederung so ausgezeichnet zu den barock bewegten offenen Balkendecken paßten.

---

* F. Bolte: Die Verwendung alter Bauteile für Neubauten. Mitt. des Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. VIII. S. 131 ff.

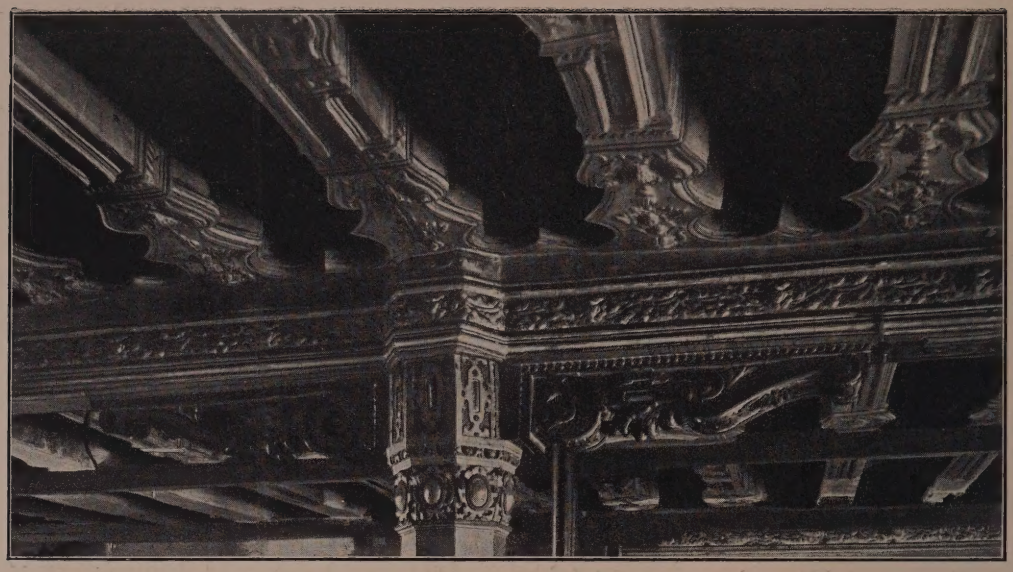


Abb. 267. Köln. Saaldecke in der Brauerzunft. Aus den Mitt. d. Rhein. Vereins.

Köln besitzt heute noch eine Reihe prächtig geschnitzter Wendeltreppen*. Um Raum zu sparen, legte man sie unmittelbar vor ein durchlaufendes Fenster (Abb. 270). Das einfallende Licht spielte mit dem plastischen Detail und brachte dessen Reize besser noch zur Geltung. Vor dem gewundenen Spindelfuß hatte sich hier und da eine Figur aufgestellt und in Haltung und Gebärde sich der Spindelwindung angepaßt. So bei der Treppe aus dem Rinkenhof im Kunstgewerbemuseum**. Der junge David, der, bewegt zum Wurfe ausholend, nach dem Goliath auf dem Treppenanfang stehend hinüberschaut. Der Treppenanfang ist eine reichgeschnitzte Säule oder ein Pfosten, oben meist mit einem Wappentier oder einer Heiligenfigur geschmückt, wie bei der Treppe vom Jahre 1595 aus dem Hause Wasserfuß in der Minoritenstraße Nr. 25, heute im Kunstgewerbemuseum (Abb. 271), oder der Treppe aus der „Landskron" vom Jahre 1613, die inzwischen ebenfalls im Museum Aufstellung gefunden hat (Abb. 270). Bei den späteren Treppen ist an Stelle des Pfostens eine barocke Figur getreten. Aus dem ehemaligen Haus „Zum Maulbeerbaum" in der Sandbahn (Abb. 272) ist eine Treppe, auch aus dem zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, bei dem Neubau des Stadthauses verwandt worden. Ihr Treppenanfang ist eine Atlasfigur. Reichgeschnitzte Baluster, Knorpelwerk, Girlanden, geometrische Muster oder Akanthusblattornamente begleiten den Lauf des Brüstungsgeländers. Aus der Galerie des oberen Stockwerks laufen Hängepfosten herab, tragen den oberen Lauf der Treppe und haben unten als dekorativen Abschluß einen reichgeschnitzten Knauf. So eine Art Hängekapitäl, wie sie Cornelis Floris an seinen Grabdenkmälern verwandte. Aber bei

* Aufzählung bei Vogts a. a. O., S. 153 ff. u. Abb. 51—55 u. 58.
** Abb. 58 bei Vogts a. a. O.

Abb. 268. Köln. Zur Landskron. Gotische Holzdecke. Aus den Mitt. d. Rhein. Vereins. Vgl. Abb. 270.

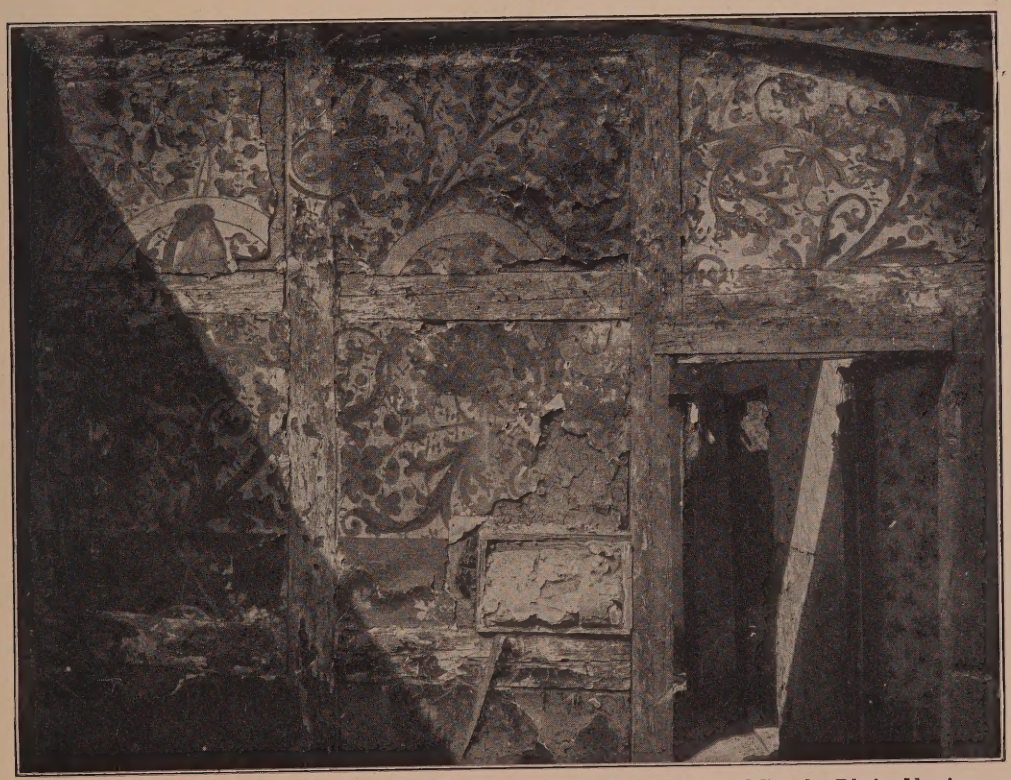


Abb. 269. Köln. Wandmalerei aus einem Hause am Sassenhof. Aus den Mitt. des Rhein. Vereins.

Abb. 270. Köln. „Zur Landskron". Wendeltreppe Aus den Mitt. d. Rhein. Vereins Vgl. Abb. 268.

allem Reichtum des Details kann die neue Aufstellung der in die Museen übertragenen Wendeltreppen kaum eine Vorstellung von der einst malerischen Verbindung der geschnitzten Treppenläufe mit der Holzgalerie, den verschnörkelten Stuckdecken, der Holzverkleidung an den Wänden, der reichen Türeinrahmung, den Schränken. Truhen und Steinkaminen geben. Eines der besten Bilder zeigt noch die Diele mit der Wendeltreppe in dem Haus „Zur Glocke" am Hof, wenn auch die spätere Querwand die Balkendecke zerschneidet*, und die Diele „Em Krüzge" vom Jahre 1646 (Abb. 263).

Der Schmuck der Wendeltreppen, Türen, Galerien, der Oberlichter und Signete, der Kranenbalken, Decken, Wände und Kamine zeigt die Produktionsfähigkeit des Kölner Kunsthandwerks am Ausgange des 16. und im 17. Jahrhundert auf ihrem Höhepunkt. Von allen dekorativen Künsten hatte besonders die Holzschnitzerei und Kunsttischlerei einen besonderen Aufschwung zu verzeichnen. „Es gibt hier viele Künstler" — notierte der schon erwähnte Utrechter Gelehrte Arnold van Büchel bei seinem Aufenthalt im Jahre 1599 in Köln in sein Reisetagebuch — „die mit verschiedenen farbigen Holzstücken, gleich wie früher die Mosaikarbeiter, ihre Werke in bestimmter Weise zusammensetzen. Sie geben alle Gegenstände in solchem Farbenreichtum, solch feiner Abwechselung und lebensvoller Darstellung wieder, daß sie manchmal die Maler an Talent übertreffen**." Im Mittelpunkte dieses künstlerischen Aufschwunges der Holzschnitzerei stand vielleicht um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts die Gestalt des vom Main nach Köln eingewanderten Meisters der Prachttür zum Senatssaale des Kölner Rathauses, Melchior von Rheydt***. Er brachte einen farbenfreudigen Einschlag

Abb. 271 Köln. Wendeltreppe aus dem Wasserfußschen Hause. Jetzt im Kunstgewerbe-Museum

* Renard: Köln. Abb. 148.

** Die drei Reisen des Utrechters Arnoldus Büchelius i. d. Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein. Band 84.

*** Abb. 147 bei Renard a. a. O

in das Kölner Kunsthandwerk und die Wohnräume des Kölner Patriziats. Aber da wären noch andere fremde Meister zu nennen, die an dem Aufschwung der handwerklichen Künste beteiligt waren. Ich denke dabei an Wilhelm Vernukken. Er hatte vorher mit seinem Vater Heinrich an den Kaminen auf Schloß Horst gearbeitet. Und vielleicht, daß dieser oder jener Kölner Kamin auf ihn zurückzuführen ist*. Wie die Horster Kamine einen Kompromiß zwischen dem Einfluß der Utrechter Colyne-Schule und Antwerpener Stichvorlagen darstellen, so ist auch Vernukkens Kölner Rathausvorhalle ein Kompromiß von Colyne-Motiven und solchen des führenden Antwerpener Meisters, des Cornelis Floris. Der Einfluß Antwerpens und Belgiens überwiegt in Köln. Eine Reihe Meister aus Antwerpen, Lüttich, Namur, Roermond, Hasselt usw. finden hier Beschäftigung. Die Überlandverbindung der rheinischen Metropole nach den südlichen Niederlanden wurde wichtiger und bedeutungsvoller als die Stromverbindung und stellt auch in der Tat den wichtigsten Import des Kölner Kunstlebens dar. Die kirchliche Nachblüte Kölns im 17. Jahrhundert und die reiche Holzarchitektur mit ihrem Knorpelwerk verdichten diese belgischen Beziehungen, die dem Kölner Kunsthandwerk gegenüber dem am unteren Niederrhein eine eigene Note geben und sich auch im Profanbau äußern.

Abb. 272. Köln. Wendeltreppe. Haus „Zum Maulbeerbaum". Jetzt im Kunstgewerbe-Museum. Vgl. Abb. 273.

In den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts gewinnt die Barockfassade der neuen Kirchenbauten Einfluß auf die Formengebung des Bürgerhauses. Das bezeichnende Beispiel wäre das Haus „Zum goldenen Bären" (Severinstraße Nr. 15) vom Jahre 1676**. Die großkurvigen Schweifungen des Giebels gehen unfehlbar auf eine Anregung der Fassade der Jesuitenkirche zurück (Abb. 186). Der schöne Zwischengeschoßerker trägt eine ganz neue Note in das Kölner Bürgerhaus, die allerdings und merkwürdig genug nicht wieder angeschlagen wurde (Abb. 274). Die barocke Formengebung der Kartuschen und der Engelkopfkonsolen lassen keinen Zweifel über die Herkunft. Neu ist dann die symmetrische Aufteilung der Fassade, die Betonung einer Mittelachse und die rhythmische Belebung der Front in der Anordnung der Fenster.

* Renard: Köln, Abb. 146. — Dann andere Kamine im Kunstgewerbe-Museum.

** Renard: Köln, Abb. 169.

Abb. 273. Köln. Haus „Zum Maulbeerbaum“ vor dem Umbau. Aus den Mitt. d. Rhein. Vereins.
Vgl. Abb. 272.

Aber immerhin lebt noch in diesem Bau die alte Überlieferung des kölnischen und niederrheinischen Bürgerhauses weiter. Das im Jahre 1697 in der Sandbahn erbaute Haus „Zum Maulbeerbaum" zeigt aber den vollendeten Sieg des Einflusses belgischer Barockarchitektur (Abb. 273). Die Symmetrie und Gesetzmäßigkeit der Aufteilung hat die malerische, lediglich sich aus den Zweckforderungen der inneren Anordnung ergebende Gestaltung der alten Kölner Fassade abgelöst. Das Untergeschoß ist eine in den Verhältnissen der einzelnen Teile gesetzmäßig konstruierte Anlage. Dem von einem Rundbogen und kannelierten Säulen eingerahmten Portal entsprechen die beiden seitlichen Kellertüren mit ihrer architektonischen und dekorativen Einfassung. Über diesen die großen Dielenfenster, über dem Portal das ovale Oberlicht mit ovalem Bogengiebel. Eine Pilasterarchitektur mit breit ausladendem Gebälk rahmt das Ganze ein. An Türen, Pilastersockeln und Kapitälen, in den Bogenzwickeln und im Gebälk ein reicher und saftiger Knorpelwerkschmuck. Puttenköpfe in der Bogenstirn, Putten in den Bogenzwickeln und in dem reichgeschmückten Oberlicht, dessen Einfassung auch an den alten Entlüftungsöffnungen in den Giebeln anderer Häuser wiederkehrt (Abb. 245). Es ist eine überreiche Komposition. Dieses Juwel Kölner Barockarchitektur mußte mit zwanzig anderen Bürgerhäusern für den Neubau des Stadthauses fallen. Aber auch hier hat die pietätvolle Hand des modernen Baumeisters, F. Bolte, die für Köln einzigartige Fassade gerettet und in seinen Neubau in die nach der Sandkaule gelegene Fassade eingebaut*.

Mit dem Haus „Zum Maulbeerbaum" waren die Beziehungen zum alten Kölner Privatbau gelöst.

Abb. 274 Köln. Balkon vom Hause „Zum goldenen Bären" Severinstraße.

* F. Bolte: Die Verwendung alter Bauteile für Neubauten. Mitt. d. Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. VII. S. 131 ff. u. Abb. 51.

* * *

Die bereits im vorausgegangenen Jahrhundert beobachtete Scheidung der Bauweise am unteren Niederrhein und in den südwestlichen Teilen des Landes wird nach der politischen Teilung noch schärfer. Köln steht zwischen beiden. Während das Clever Land durch vielerlei Beziehung seinen Schwerpunkt künstlerischer Anregung im Utrechter und Gelder Land hatte, waren im Herzogtum Jülich und der Freien Reichsstadt Aachen bei der Natur der geographischen, politischen und Handelsbeziehungen künstlerische Einflüsse Belgiens und Nordfrankreichs bestimmend. Der jülichsche Schloßbau des 16. Jahrhunderts, das französische Chateau, gepaart mit dem Renaissanceschmuck Flanderns, war der bezeichnende Niederschlag.

Die Wege aus Jülich und Aachen führen nicht in ein Nachbarland einer unabsehbaren Ebene, bewohnt von einem Volk, das denselben langanhaltenden Atem hat. Lüttich, die Bischofstadt, mit dem benachbarten Aachen so vielfach verbunden, liegt überaus malerisch, eingeschlossen von Bergesrücken. Und der bewegten Linie des Horizonts paßt sich das Stadtbild an. Romantische Täler, schroff abfallende Felsen begleiten den Lauf der Flüsse. Und wo das Land nach dem Meere zu die Ebene aufsucht, begleiten es abnehmende Hügelwellen. Dieses Land hat einen anderen Rhythmus als die Niederlande der Generalstaaten. Einen anderen Rhythmus das Volk. Und selbst wenn Sprache und Herkunft den romanisierten Kelten, den Wallonen, nicht einen anderen Lebensrhythmus gegeben hätten, so hätte im Lauf der Jahrhunderte schon die Natur des bewegten Landes auf ihre Lebensäußerungen, auf ihr Temperament eingewirkt.

Die Sinnlichkeit des romanischen Blutes hängt an prunkender Pracht. Und der Reichtum der belgischen Landschaft nährte die Vorliebe für malerische Reize. Alles wird farbiger, reicher, bewegter denn in den Niederlanden und am unteren Niederrhein. Auch die bürgerliche Bauweise. Aber es ist freilich schwer, sich ein klares Bild des unter dem Einflusse Belgiens gewordenen Aachener und jülichschen Bürgerhauses aus der Zeit vor dem 18. Jahrhundert zu machen. Das Jülicher Land hat im 16. und 17. Jahrhundert entsetzlich gelitten. Aachen hat bei dem großen Stadtbrande von 1656 mehrere Tausend Häuser verloren und erhielt im 18. Jahrhundert ein ganz neues Gewand. Wenig ist nur aus der Zeit vor und kurz nach dem Stadtbrand erhalten. Aber ein ganz anders geartetes Temperament als im Clever Land spricht aus diesen wenigen Bauten.

Mitten auf der steil abfallenden Hauptstraße von Aachen-Burtscheid ragt zwischen den typischen Dreifensterhäusern ein breit gelagerter stattlicher Bau auf (Abb. 283). „Die Kron" genannt und schon im Jahre 1645 urkundlich erwähnt. Der Bau ist dadurch noch besonders interessant, daß er von vornherein als Wohn- und Fabrikgebäude gedacht war. Die Wohnräume liegen im Erdgeschoß zu beiden Seiten der breiten Diele hinter der Haustür und öffnen sich nach der Straße in breiten Kreuzfenstern. In den beiden Obergeschossen war die Tuchfabrik. Drei Fenstergruppen, in der Mitte zu sechs, an den Seiten zu je sieben eng aneinandergereihter, schmaler Fenster mit malerischer Sprossenteilung beleuchten die Arbeitsräume. Über dem Haupteingang schwebt im ersten Obergeschoß ein Hängeerker. Seine

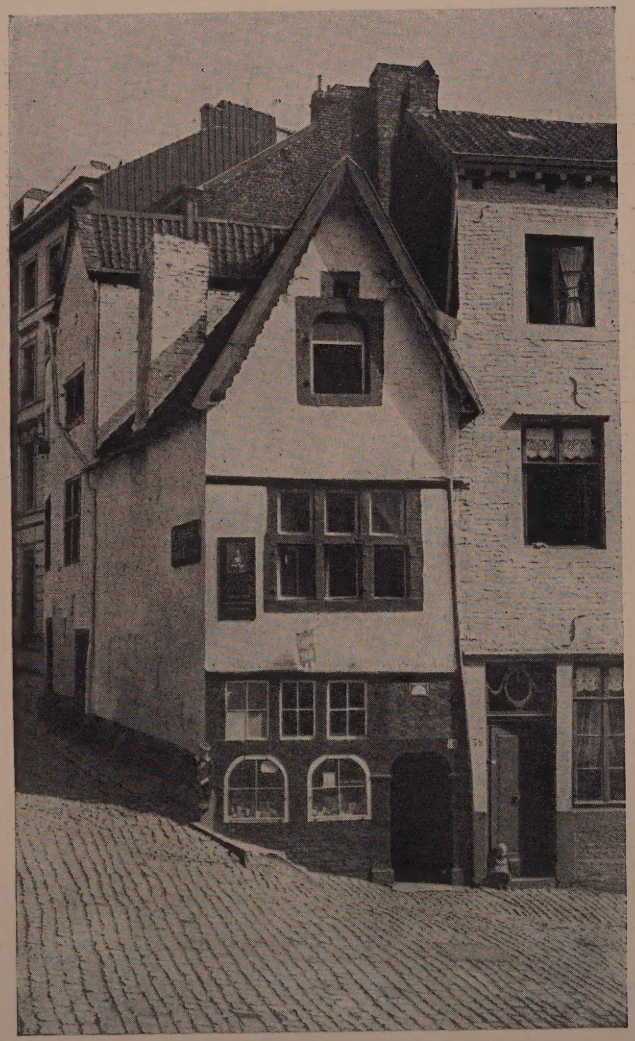


Abb. 275. Aachen-Burtscheid. Hauptstraße

Abb. 276. Aachen. Pontstraße Nr. 53

Abb. 277. Cornelimünster. Friedrich-Wilhelm-Platz Nr. 62.

Abb. 278. Cornelimünster. Friedrich-Wilhelm-Platz Nr. 155.

breite Form mit niedrigem Satteldach war uns im 16. Jahrhundert schon auf den jülichschen Edelsitzen zu Nothberg (Abb. 152) und an der Gymnicher Burg bei Nörvenich (Abb. 153) im Gegensatze zu den zierlicheren und schmäleren an Haus Elmpt im Clever Land (Abb. 151) aufgefallen. Im 17. Jahrhundert wird er beim Aachener Hausbau typisch. Auf dem wohlerhaltenen Friedrich-Wilhelms-Platz, dem früheren Benediktusplatz zu Cornelimünster, kehrt er an einigen Bauten in ähnlicher Gestalt wie an dem Burtscheider Haus „Zur Kron" wieder. Und auch mit völlig aufgelöster Front schmaler, eng aneinandergereihter Fenster. Bei dem Hause Nr. 155 vom Jahre 1670 ist er reizvoll zwischen der hohen Tordurchfahrt und der Haustür als Ausbau eines Zwischenstockwerks angebracht (Abb. 278). Bei dem Haus Nr. 62 über der Haustür (Abb. 277).

Die grundrißliche Aufteilung des Erdgeschosses ist beim Aachener Bürgerhause ebenfalls im wesentlichen anders als in Köln und am unteren Niederrhein. Zwischengeschosse, wie an dem stattlichen Haus Nr. 75 auf dem alten Benediktusplatz zu Cornelimünster, sind relativ selten*. Und wo sie vorkommen, sind sie meist durch örtliche Verhältnisse bedingt. Bei dem Eckhaus an der Burtscheider Hauptstraße, der „Kron" gegenüber, durch das abfallende Terrain (Abb. 275). Bei dem Haus Nr. 155 auf dem Benediktusplatz zu Cornelimünster durch die Tordurchfahrt (Abb. 278). Die einseitige Hängestube, die sich auch nach dem Vorhause in Fenstern und Türen öffnet — man denke an die Neußer Wirtshäuser (Abb. 209) —, ist sonst bei den erhaltenen Aachener Bürgerhäusern selten. Zwischengeschosse sind zu Oberlichtern geworden. So an dem Bremekampschen Haus vom Jahre 1657, das man in einen Zwickel des Rathauses an der Krämerstraße eingebaut hat (Abb. 284); bei dem Haus „Zum Großen Kardinal", Marktplatz Nr. 34, das noch die alte Ladeneinrichtung aus dem 18. Jahrhundert mit den schönen Tabaksporzellanfässern aufweist (Abb. 279); dann bei dem Haus Pontstraße Nr. 53, das 1573 erbaut worden, doch durch den Umbau vom Jahre 1659 seine heutige Gestalt erhalten hat (Abb. 276). An Stelle der malerischen Aufteilung der Fassade, bedingt durch Hängestuben, tritt in Aachen, zum wenigsten in den oberen Geschossen, ein Symmetrisieren, ein Ausbalancieren gleicher Farb- und Massenwerte, wenn möglich kongruent um eine Mittelachse. Das beste Beispiel ist die Fassade vom Haus „Zur Kron" (Abb. 283). Bei dem Haus „Zum Ackermann" in der Jakobstraße sind im mittleren Geschoß der vierfenstrigen Fassade nach den Seiten zu zwei Fenster nah aneinandergerückt. Genau über dem Zwischenfeld ist das Dachgeschoßfenster angebracht, flankiert von Entlüftungslöchern (Abb. 282). Ähnlich Pontstraße Nr. 53 (Abb. 276). Die neben der Speichertür hochgezogenen Fensterchen sind charakteristisch für die Aachener Bauweise und ebenfalls die mehrteiligen Gruppenfenster. Bei dem Haus „Zum Horn" in der Jakobstraße, vier Jahre vor dem Stadtbrande errichtet, rahmen zwei dreiteilige Fenster vier Kreuzfenster ein (Abb. 280). Oft wurden aber die Fenster noch enger aneinandergereiht und die ganze Fassade von ihnen aufgeteilt. Im Untergeschoß

* Abb. 63 bei Clemen: Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. IX. Band II. (Bearbeitet von Heribert Reiners.) Düsseldorf 1912.

Abb. 279. Aachen. Haus „Zum Kardinal“ Marktplatz Nr. 34.

Abb. 281. Aachen-Burtscheid. Torbau der Abtei

Abb. 280. Aachen. Haus „Zum Horn“. Jakobstraße Nr. 24.

Abb. 282. Aachen. Haus „Zum Ackermann". Jakobstraße Nr. 126.

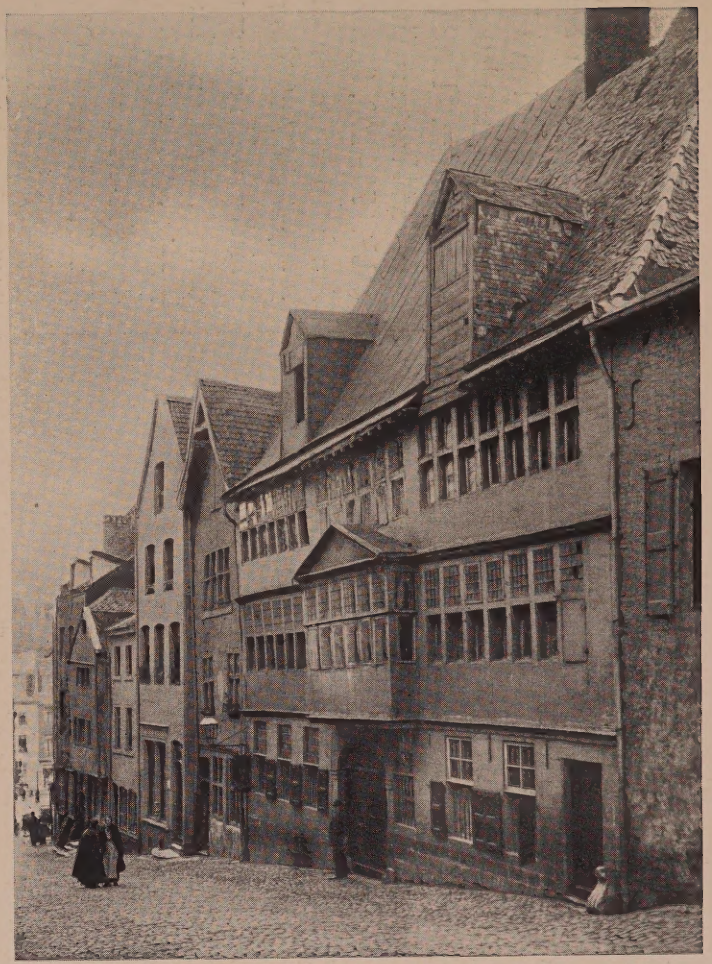


Abb. 283. Aachen-Burtscheid. Haus „Die Kron". Hauptstraße.
Vgl. Abb. 275

Abb. 284. Aachen. Bremekampsches Haus mit dem „Postwagen" am Rathaus.

des Bremekampschen Hauses und dem anstoßenden „Postwagen von Aachen", dessen gedrehte Holzsäulen zwischen den Fenstern wieder nach Lüttich weisen (Abb. 284), bei dem Haus Nr. 75 auf dem Benediktusplatz zu Cornelimünster usw. Häufiger bindet man drei Fenster zu einer Gruppe (Abb. 275–278, 280, 283–285). Am interessantesten ist aber die rhythmische Aufteilung mit verschiedenen Fenstergruppen. Bei dem „Großen Haus von Aachen", dem heutigen Kunstgewerbe-Museum, Pontstraße Nr. 13, ist im ersten Obergeschoß zwischen je zwei Doppelfensterpaaren ein breiteres Intervall, entsprechend im zweiten Obergeschoß zwischen den drei Gruppen von je einem Doppelfenster mit zwei einfachen Fensteröffnungen zur Seite (Abb. 285). Bei dem Bremekampschen Hause sind über dem völlig aufgelösten Untergeschoß im ersten Obergeschoß zwei dreiteilige Fenstergruppen, im zweiten Obergeschoß entsprechend zwei zweiteilige Gruppen (Abb. 284).

Und nicht allein das andersgeartete Temperament der Bevölkerung und der Einfluß des benachbarten Belgiens waren für die Aachener Bauweise bestimmend. Auch das andere Baumaterial. Der Backstein breiter in der Form als der holländische Klinker, gebrannt mit der Steinkohle des Wurmgebietes und in der Farbe leuchtender. Dazu ward für die Einfassung der Fenster, für die Profile und Eckverklammerung der Blaustein aus den Brüchen von Raeren und Cornelimünster verwandt. In dieser Verbindung des helleren Backsteins und des blauviolett schimmernden Blausteins hat die Aachener Bauweise ähnliche feine farbige Effekte

erzielt wie die Lütticher Bauten und die im mittleren Maastal. Statt des Blausteins aus Raeren und Cornelimünster nahm man in Belgien den von Namur, den übrigens auch Wilhelm Vernukken zum Bau seiner Kölner Rathausvorhalle verwandte (Abb. 188).

Ein Bau wie das um 1620 erbaute Torgebäude der Burtscheider Abtei könnte tatsächlich ebensogut in Lüttich stehen oder im Herzogtum Limburg, dem schmalen holländischen Länderzipfel von Roermond bis Maastricht, der zwischen Belgien und Preußen hängt. Dieselbe Farbenwirkung, dieselbe technische Behandlung (Abb. 281). Das breite Portal mit dem für das Abteiwappen durchbrochenen Giebel ganz aus Blaustein (Abb. 286). Die Fensterrahmen nur nach innen behauen, nach außen die Hausteinblöcke, wie bei der Eckverklammerung, überspringend überstehend, eine Darstellung von wirkungsvoller Fleckenwirkung. Die Horizontalbalken der Fensterrahmen laufen seitlich als Bänder über die ganze Fassade. Es entsteht für die Höhenmaße der Fenster ein gebundenes System, das jedem Fenster die Höhenlage angibt und höchstens gestattet, daß über dem Tor, das eine Verschiebung der Fassadengliederung bedingt, die Fenster auf dem mittleren Horizontalbalken der übrigen Fenster ansetzen (Abb. 281).

Der farbige Wechsel von Backsteinlagen und Blausteinbändern ist bei dem Torbau der Burtscheider Abtei auch im unteren Geschoß verwandt. Die neuen Fenster, die sich dem vorgeschriebenen System nicht fügen wollen, stören recht empfindlich. Im allgemeinen aber führte die Aachener Bauweise sonst das ganze Untergeschoß aus Blaustein auf (Abb. 285, 284, 275, 276). Und selbst bei den alten Fachwerkbauten, deren Oberbau man wohl mit Schiefer bekleidete. Das Haus sollte einen festen Unterbau erhalten. Das Füllwerk des Backsteins im oberen Geschoß und schließlich das Vorherrschen im obersten Stockwerk löst

Abb. 285. Das „Große Haus von Aachen". Pontstraße Nr. 13.

in Verbindung mit dem Wechsel der Fenstergruppen in den einzelnen Geschossen konstruktives Empfinden aus: Nach oben werden Aufbau und Gliederung leichter. Das „Große Haus von Aachen" wäre dafür ein Beispiel (Abb. 285). Dann das Haus „Zum Horn" (Abb. 280). Spätere Fenstereinbauten haben zwar das Unterhaus entstellt. Es wird wohl ähnlich wie bei dem „Großen Haus" gewesen sein, also ganz aus Blaustein. Das obere Geschoß wirkt wie ein langes Banner. Zwischen zwei schmäleren, horizontalen, roten Backsteinstreifen das breite, helle Band der Fensterrahmen.

Die Aachener Bauweise hat ihren Sinn für farbige Gliederung viel länger erhalten als das Land am unteren Niederrhein. Die Bauweise des Clever Landes ist wie die Landschaft ein Komponieren großer Flächen: der weite blaue Himmel und die stille Ebene, weite grüne Weiden, das Breite, Schwerfällige, Schweigsame der Bewohner, das hohe rote Pfannendach und die weißgekälkten Wände. Der temperamentvollere Aachener muß Farbe in die hellgekälkten Backstein- oder Bruchsteinwände bringen, will Klarheit über die konstruktiven Dinge haben. Der Blausteinunterbau, die Fensterrahmen, Profile und horizontale Hausteinbänder erscheinen dunkel getönt. Die Dachlinie nach innen von Zackenornamenten begleitet (Abb. 275, 276). Man sucht vergeblich am unteren Niederrhein nach einem Wegekapellchen von so freundlich farbigem Aussehen wie das zu Astenet mit seinem schönen Stabwerk und der klaren inneren Gliederung (Abb. 287). Das gekälkte Backsteinhaus Pontstraße Nr. 53 (Abb. 276) und das Eckhaus in der Hauptstraße zu Burtscheid (Abb. 275) mögen auch ein Bild der einstigen schmucken farbigen Fachwerkshäuser geben, die der große Stadtbrand beseitigte.

Abb. 286. Aachen-Burtscheid. Tor des Abteigebäudes Vgl. Abb. 281

Die Voraussetzungen für einen Wiederaufbau Aachens nach dem Brande waren ungünstig. Die Stadt, einst ein Hauptsitz der Industrie, geschützt durch Handelsverträge und kaiserliche Privilegien, war im 16. Jahrhundert mehr und mehr zurückgegangen. Die Reformation hatte der einträglichen Pilger-

fahrt zu den Heiligtümern Abbruch getan, daß nicht einmal die Kosten der Ausstellung der Reliquien und Kostbarkeiten mehr gedeckt werden konnten. Ein neuer Schlag war 1562 die Verlegung der Krönungsstätte nach dem zentraler gelegenen Frankfurt. Sechs Jahre später lag Wilhelm von Oranien vor der Stadt und verlangte 26 000 Reichstaler. Das Stift des Münsters mußte eine Reihe Pfründen eingehen lassen, um diese Schuldenlast zu tilgen. Die Kriege der folgenden Jahre haben die in dauerndem Rückgang befindliche alte Krönungsstadt immer wieder aufgesucht. Der große Stadtbrand machte 1656 das Maß der Leiden voll.

Günstiger als bei dem Bürgerhause ist das Bild, das uns das 17. Jahrhundert vom Schloßbau im Aachen-Jülicher Lande hinterlassen hat. Man muß indessen hier den geographischen Begriff vom Herzogtum Jülich weiter fassen als seine heutigen Grenzen. Bis 1801, dem ereignisreichen Jahr des Lüneviller Friedens, reichte das Herzogtum bis an die Maas. Die Territorialgeschichte des heutigen Herzogtumes Limburg, das teilweise einst zu Jülich zählte, ist kompliziert. Die Landesoberhoheit hat oft gewechselt. Aber die limburgisch-jülichschen Edelgeschlechter, die Leerodt, Cortenbach, Loë, Hoensbroech, Schaesberg, Weichs usw. bildeten durch jahrhundertalte Verschwägerung eine große Familie. — Was das Limburger und Jülicher Land im 17. Jahrhundert an Schloßbauten geschaffen, war die konsequente Weiterentwicklung der Bautätigkeit des Jahrhunderts Wilhelms des Reichen.

Der malerische Wechsel schmaler Hausteinbänder und Backsteinlagen am Treppenturm der Binsfelder Burg vom Jahre 1533 (Abb. 172, 173) offenbart die malerische Neigung flandrischer Baukunst. Man könnte auf Hermann van Waghemakers alte Fleischhalle aus den Jahren 1501 bis 1503 in Antwerpen hinweisen. Die jülichschen Kirchen zu Erkelenz und Bracheln gliedern in derselben Weise ihre Türme*. Der malerische kapriziöse Maßwerkschmuck an den Binsfelder Galerien (Abb. 172, 173) darf mit Recht an die Fassade des Brüsseler Brothauses (1514 bis 1525) und anderer belgischer Bauten erinnern.

Abb. 287. Astenet. Johannes-Kapelle.

* Clemen: Kunstdenkmäler der Kreise Erkelenz und Geilenkirchen. Bearbeitet von Edmund Renard. Düsseldorf 1904. Taf. II u. Abb. 79.

Abb. 288. Schloß Schaesberg. Gesamtansicht. Vgl. Abb. 292—295 u. 202.

Der Reichtum an horizontalen Hausteinbändern und Backsteinlagen verlor sich schließlich bei der malerischen Neigung flandrischen Geistes in das Bizarre. Der ältere Teil von Schloß Schaesberg bei Heerlen, also unweit der heutigen Grenze, und Herzogenrath, eine Anlage vom Jahre 1571, ist bis in den Giebel ganz und gar durchsetzt von Horizontalbändern (Abb. 288, 202). Ein Riesenzebra, das in der Landschaft steht. Der ältere Schloßteil von Johann von Schaesberg († 1579) und dessen Gattin Agnes von Eynatten († 1591), eine zweiflügelige Anlage mit Binnen- oder Außenturm, ein Typ, der hüben und drüben vorkommt, ist noch ein Übergangsbau. Sein Giebel war einst getreppt. Gotischer Maßwerk- und Bogenschmuck paart sich mit einem exakten Triglyphen- und Metopengesims*.

Es galt, Ordnung und System in das phantastisch bunte Spiel der Horizontalbänder zu bringen. Bei dem im Jahre 1595 vollendeten Rathaus zu Venlo, der einst geldernschen Stadt, haben die beiden schlanken achteckigen Ecktürme der Hauptfront neben der Hausteineckverklammerung Horizontalbänder, die hier und da von Fensteröffnungen einfach unterbrochen werden (Abb. 289). Bei der Fassade aber entsprechen die Horizontalbänder genau

* Grundrisse, geometrische Fassadenaufnahmen und Wiederherstellungsversuche bei Richard Klapheck: Der Schloßbau zu Raesfeld. Vierte Veröffentlichung des Westfälischen Heimatbundes (Westfälischen Kommission für Heimatschutz). Ernst Wasmuth A. G. Berlin 1916. — Geschichte der Herren und Grafen von Schaesberg von Ernst Tode. Manuskript auf Schloß Krickenbeck bei Kaldenkirchen.

den horizontalen Fensterbalken. Die breit verkröpften Profile und eine Pilasterstellung geben den einzelnen Stockwerken geregelte Verhältnisse. Die Gliederung der Mittelachse mit der Bogenhalle und dem Balkon ist gut. Der Giebelaufbau sitzt vortrefflich zwischen den beiden Ecktürmen. Die breit ausladende Freitreppe, gut auch in der Aufteilung des Unterbaues, und die Attika im Dachgeschoß rahmen den Aufbau geschickt ein. In dem schloßreichen Limburger Lande muß man das Rathaus zu Venlo zu den Schloßbauten rechnen. Es war Rathaus und „Prinzenhof". Die repräsentative Fassade erinnert an ein öffentliches Bauwerk. Aber der Gesamteindruck mit den Wehrerkern an der Rückfront bleibt doch der eines wehrhaften Kastells.

Bei den späteren Bauten ist das Verhältnis von Fensteröffnung und Horizontalbändern genau bestimmt. Johann Friedrich von Schaesberg hat um das Jahr 1650 die Burg seines Großvaters ausbauen lassen. Der neue Eckturm entstand (Abb. 288, 292). Der offene Hof ward zugebaut. Der räumlichen Verhältnisse und des Lichtes wegen mit niedrigeren Flügelbauten*. Der neue Turm hat, seinem abweisenden Charakter entsprechend, auf eine Horizontalgliederung ganz verzichtet, ebenso der neue anstoßende Flügelbau (Abb. 292). Nur ein breites, helles, horizontales Kaffgesims schließt den Sockel ab. Und die Kanten zeigen Hausteineckverklammerung. Aber der neue Vorderflügel mußte der alten reichen Giebelfront Rechnung tragen und gliederte seine Front mit Hausteinbändern. Aber diese werden bestimmt durch die Fensteröffnungen und laufen wie bei dem Torhaus der Burtscheider Abtei in die Querbalken der Fenster über.

Abb. 289. Venlo. Rathaus

Nach dem Hof zu öffnet der Ausbau von Schaesberg im Untergeschoß sich in offene Arkaden und bildet ein Schloßhofidyll von märchenhafter Schönheit, wenn auch die Dächer eingestürzt (Abb. 294), das Hofportal aus seinen Angeln gefallen (Abb. 295), wenn

* Vgl. den Wiederherstellungsversuch bei Klapheck: Schloßbau zu Raesfeld.

Abb. 290. Schloß Leerodt. Vgl. Abb. 291, 297.

Abb. 291. Schloß Leerodt. Hof. Vgl. Abb. 290, 297.

Abb. 292. Schloß Schaesberg. Herrenhaus. Vgl. Abb. 288, 202.

Abb. 293. Schloß Schaesberg. Vorburg. Vgl. Abb. 288, 313.

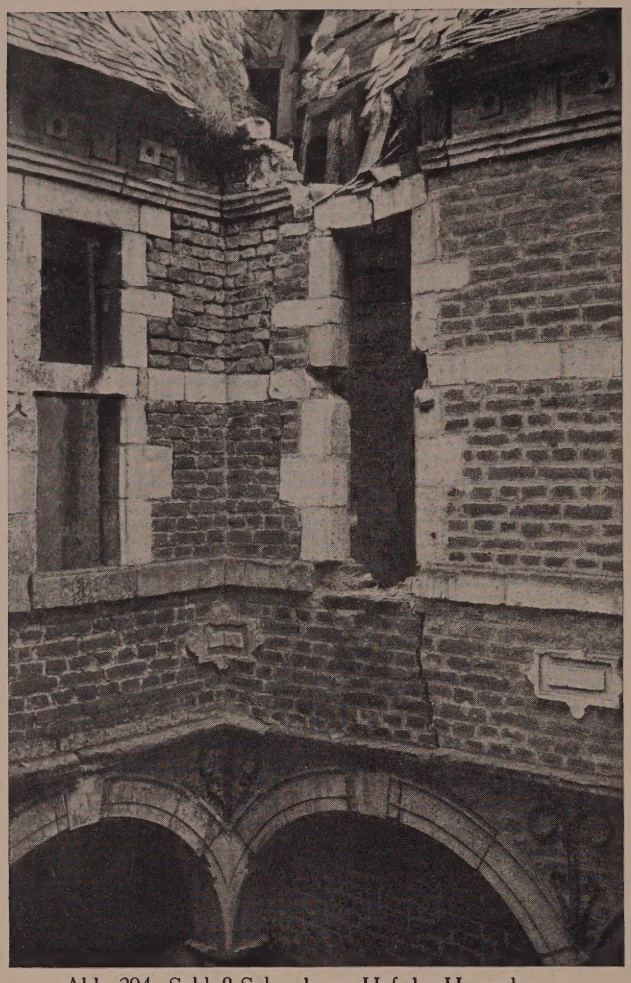


Abb. 294. Schloß Schaesberg. Hof des Herrenhauses. Vgl. Abb. 292, 295.

auch das Mauerwerk immer mehr unter der Gewalt der Stürme nachgibt (Abb. 288, 202), der Schutt am Boden mehr und mehr sich anhäuft und das Unkraut umherwuchert. Die Tage des schönen Schloßbaues sind leider gezählt. Jahrzehntelang unbewohnt, hat es Mangel an Pflege dem vorzeitigen Verfall preisgegeben. Die neueste Zeit, die unter den Fundamenten nach Kohle gräbt, wird dem Bau mit ihren Erderschütterungen bald den Todesstoß versetzen. Schade um den überaus schönen Hof! Bei den limburg-jülichschen Schlössern des 16. Jahrhunderts lag noch so viel Fremdartiges unvermittelt nebeneinander. Bei der Hoffassade zu Rheydt (Abb. 174) und bei dem Binnenhof und dem Ausbau auf Schloß Bedburg. Der französische Schloßbau eines Joist de la Court und heimische Bautechnik, heimische Bau- und Wohngepflogenheiten fanden erst im Jahrhundert des Großen Krieges im Herzogtum Jülich die vollendete Form des Zweckvollen und Sinngemäßen. An den Galerien zu Binsfeld (Abb. 172, 173) und vor allem zu Rheydt (Abb. 174) war ein Zuviel an Schmuck und Zierform. Der schöpferische Formenwille flämischen Geistes gab ihnen an den Schloßbauten des 17. Jahrhunderts die klassische Anpassung und Gliederung aus dem Tektonisch- und Materialsinngemäßen, die Schönheit eines abgeklärten Formempfindens. Malerische Neigung paart sich mit sinnvoller Zweckgestaltung. Schmuck ist nicht mehr Ornament und Kartuschenwerk. Schmuck ist farbige Belebung. Doch diese hat etwas Tektonisch-Organisches erhalten. Bei dem Schloßhof zu Schaesberg sind die Fenster abhängig von dem Arkadenrund, und die Horizontalbänder von der Fensterform. Und diese von den baulichen Verhältnissen (Abb. 294, 295). Nur in den Bogenzwickeln findet man einen Kartuschenschmuck. Die dunkle Backsteinfläche erschien hier zu groß und verlangte halt nach einem hellen Tonfleck innerer Belebung. Einen ähnlichen Schmuck zwischen dem trennenden Backsteinband zweier Stockwerke und eine verwandte Aufteilung der Fassade und der Fenster mit horizontalen Hausteinbändern hat das Haus Blanke in Heinsberg (Abb. 296).

Das Wesen der nordischen Baukunst liegt im Organischen, in dem Rhythmus der Bewegung, der absichtlich jede Symmetrie und Kongruenz zweier Baumassen vermeidet. Es ist seltsam genug, aber im Wesen nordischer Baukunst begründet, daß die symmetrisch gedachte Zweiturmfassade im unvollendeten Zustande, d. h. der eine Turm, nicht ganz bis zur Spitze ausgebaut, uns mehr anspricht als die ausgeführte Fassade. Es liegt in dem Unvollendeten eben mehr Bewegung der Umrißlinie. Die vollendete Symmetrie eines Rundbaues der italienischen Renaissance ist unserem Empfinden fremd. Man achtete aber bei uns wohl darauf, die Massen eines Baukörpers, wenn ihre einzelnen Teile noch so sehr in den Verhältnissen voneinander abwichen, im Gleichgewicht zu halten. Den hohen Schloßturm zu Schaesberg durch die entsprechend schweren Gewichtsmassen der breit gelagerten niedrigeren Flügelbauten. Die konzentrierte Anlage des Herrenhauses mit dem herausragenden Turm durch die breite Anlage des Vorhofes mit seinen drei kleineren Turmhauben (Abb. 292, 293, 288). Der Einfluß Frankreichs und Belgiens vermittelte später die Neigung italienischer Renaissance für den Rhythmus der Massen, für die Symmetrie und Kongruenz und klar gezeichnete geometrische Verhältnisse. Das Burtscheider Haus „Zur Kron" u. a. sind in der Fassadenaufteilung vollkommen symmetrisch angelegt. Der Schloßbau entwickelt die Symmetrie nun auch in seinen Grundrißlösungen.

Abb. 295. Schloß Schaesberg. Hof des Herrenhauses. Vgl. Abb. 294, 292.

Heinrich Wilhelm von Leerodt, der einflußreiche Hofmeister und Kammerpräsident am Hof zu Düsseldorf, begann im Jahre 1647 auf seinem Jahrhunderte alten Familienbesitz Leerodt bei Geilenkirchen mit dem Neubau eines Herrenhauses*. Eine rechteckige Hofanlage von vier Flügeln eingeschlossen. Die gleich breiten Seitenflügel entwickeln nach der Rückfront je einen vorspringenden Risalitbau

* Grundriß u. Situationsplan bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Erkelenz und Geilenkirchen. Bearbeitet von Edmund Renard. Abb. 107 u. 108.

(Abb. 290). Es ist kein vom Hauptbau sich lösender Turmbau. Wie bei Schloß Rheydt (Abb. 177), vor allem bei Bedburg (Abb. 178), wo auch im Material eine verwandte Gliederung wiederkehrt, eine Art Pavillon ohne besondere Turmhaube. Die Dachfirste und Gesimse laufen durch. Nach der Vorburg aber ist über den beiden ersten Fensterachsen noch ein drittes Geschoß angelegt, das eine reichgegliederte barocke, große Turmhaube schmückt (Abb. 297, 290). Der Eingangsflügel zwischen diesen beiden Turmhauben tritt etwas zurück. In der Auffahrt gewinnen so die ersten beiden Fensterachsen mit der Haube den Eindruck selbständiger Turmkörper (Abb. 297). Der niedrigere und schmälere Eingangsflügel mit der friedlichen Vesperglocke auf dem Dachfirst über dem schweren Hausteinportal mit den Wappen Heinrich Wilhelms von Leerodt und seiner Gattin Johanna Franziska von Cortenbach (Abb. 297) öffnen sich nach dem Binnenhof zu im Untergeschoß in Arkaden (Abb. 291). Über jeder ein kleines Doppelfenster. Wieder die durchlaufenden hellen Horizontalbänder und Gesimse und die wirkungsvolle Eckverklammerung. Die durchlaufenden horizontalen Fensterbalken sind aber nur noch bei dem Turmaufbau zu sehen. Die übrigen Fenster haben leider unschöne Änderungen erfahren. Im Jahre 1840 wurde einer der Seitenflügel und die Rückfront abgetragen. Sehr schade! Denn die künstlerische Wirkung des heute noch stehenden Teils ist zu sehr auf das angewiesen, was gefallen ist*.

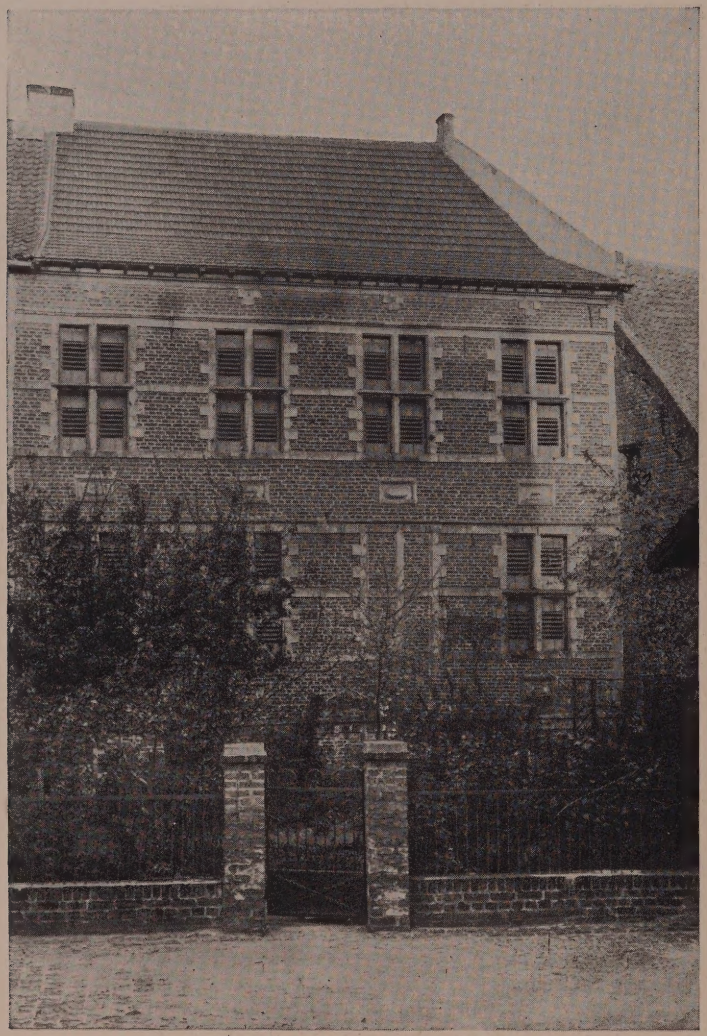


Abb. 296. Heinsberg. Haus Blanke.

Unweit Schaesberg mag ein anderer Bau eine Vorstellung von der einst symmetrischen Anlage von Schloß Leerodt vermitteln, obwohl er nicht wie Leerodt aus einem Guß geschaffen worden, auch nicht eine einheitliche Gliederung des Details hat und Rücksichten auf den früheren Zustand der grundrißlich-symmetrischen Aufteilung einige Schwierigkeiten bereitet haben.

* Grundriß, Situationsplan, Schnitte und geometrische Aufnahmen der Fassaden bei Klapheck: Schloßbau zu Raesfeld.

Abb. 297. Schloß Leerodt. Einfahrt in das Herrenhaus. Vgl. Abb. 290, 291.

Abb. 298. Schloß Hoensbroeck. Rückfront des Herrenhauses. Vgl. Abb. 299—305.

Drei verschiedene Perioden haben an ihm gebaut. Es ist das Schloß Hoensbroeck*. Hoensbroeck, nach dem sich eines der führenden Adelsgeschlechter des Limburger Landes nennt, war der Sitz der Ritter Hoen. Sie wohnten im Broecke, nannten sich Hoen zu Broecke, Hoen tze Broecke! Daraus ward später Hoensbroeck, von und zu Hoensbroeck. Hermann Hoen und seine Gattin Cecilia von Borne hatte von 1360 bis 1368 zu Broecke eine neue Burg errichtet. Als Adrian, erster Freiherr von Hoensbroeck, im Jahre 1643 einen dritten Bau auf dem alten Erbsitz aufführen ließ, mußte die Burg des Hermann Hoen bis auf den gewaltigen runden Eckturm fallen (Abb. 298). Drei Meter dick ist sein Mantel. Gänge und Wendeltreppen winden sich durch ihn hindurch. Acht volle Jahre hatte der Turmbau die Bauarbeiter beschäftigt. Seine acht Jahresringe heben sich heute noch deutlich ab.

Adrian von Hoensbroeck (1589—1675) nimmt in der Geschichte des Limburger Landes eine wichtige politische Stelle ein. Er war Kommissar der Valkenburger Ritterschaft. Seine großen politischen Verdienste belohnte der Kaiser mit dem Reichsfreiherrentitel. Das mütterliche Erbe erweiterte im Jahre 1643 noch seinen Einfluß. Seine Mutter war Adriana von Boedberg, deren einziger Bruder im Jahre 1643 kinderlos starb. Mit dem reichen Besitz der Boedberg mit Schloß Haag bei Geldern erbte Adrian von Hoensbroeck auch das Erbamt der Marschälle des Herzogtums Geldern. Der neue Reichtum erlaubte ihm den pompösen Neubau auf dem alten Stammsitz.

Adrian plante eine rechteckige Hofanlage mit zwei gleichen Seitenflügeln; jeder ein rechteckiger Bau mit einem größeren und kleineren quadratischen Wohnturm, in der Diagonale der Ecken einander gegenüber liegend. Die beiden kleineren kamen zu beiden Seiten des mittleren Torgebäudes, das in den Schloßhof führt (Abb. 299); die beiden größeren an die Ecken der Rückfront (Abb. 298, 300, 301). Gegenüber dem Torhaus verbindet an der Rückfront ein niedrigerer und schmaler Trakt die beiden Seitenflügel und erhielt genau in der Mitte nach außen einen kleinen Kapellenanbau (Abb. 298, 301). Nach dem Schloßhof öffnet der Verbindungs-

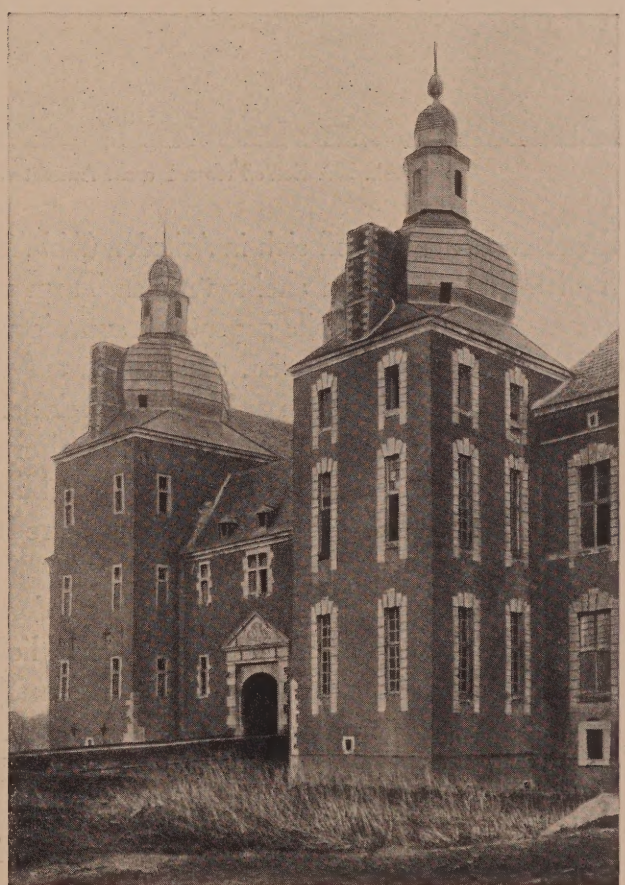


Abb. 299. Schloß Hoensbroeck. Einfahrt in das Herrenhaus. Vgl. Abb. 305.

* Rekonstruktion und geometrische Aufnahmen der Fassaden bei Klapheck: Schloßbau zu Raesfeld.

Abb. 300. Schloß Hoensbroeck. Ansicht vom Ort Hoensbroeck. Vgl. Abb. 304, 298.

flügel im Untergeschoß sich in Arkaden (Abb. 302, 303, 208a). Von der alten Burg wagte man freilich den wuchtigen altehrwürdigen Turm nicht niederzureißen. Seine Höhe bedingte die des an der anderen Seite gegenüber aufsteigenden. Er erhielt eine neue, im Geschmack der Zeit spitz zulaufende Haube, die ähnlich auf dem limburgischen Kastell Horn wiederkehrt*.

Der grandiose Ausbau auf Hoensbroeck nahm viele Jahre in Anspruch. Die fortgesetzten kriegerischen Unruhen störten den ruhigen Fortgang der Arbeiten. Französische und spanische Truppen lagen im Lande. Adrian mußte schließlich seinen Prachtbau verlassen. Er floh nach dem benachbarten Aachen und starb im Jahre 1675, fern von der Heimat, die er nicht wiedersehen sollte.

Man kann an dem Ausbau zwei verschiedene Bauperioden genau unterscheiden. Der neue äußere Eckturm an der Rückfront, der anschließende Flügelbau und der Verbindungstrakt mit der Kapelle zeigen noch die alte Fensterform (Abb. 301, 298); ebenso der linke Turm neben der Schloßbrücke und das Torhaus (Abb. 299). Nach dem Hof zu hat dieser Teil auch Horizontalbänder (Abb. 303). Der übrige Teil des Herrenhauses hat die Horizontalbänder abgelegt. Hohe französische Barockfenster mit Keilsteingiebeln beleuchten die Räume (Abb. 298–302), ovale Kuhaugen das Treppenhaus im rechten Flankierturm neben dem Torhaus (Abb. 302).

* Abb. S. 105 in Nederlandsche Kasteelen en hun Historie. Door W. A. Beelaerts van Blockland, H. E. van Gelder, W. Wijnaendts van Resants en K. Sluytermann. Deerde Deel. Amsterdam. Uitgevers Maatschappij „Elsevier" 1905.

Abb. 301. Schloß Hoensbroeck. Vgl. Abb. 298, 300.

Es ist der Teil, auf dem sich einst die mittelalterliche Burg erhob. Man darf annehmen, daß sie erst niedergelegt wurde, als der linke Seitenflügel mit seinen beiden Verbindungsbauten des Torgebäudes und der Rückfront vollendet waren.

Der spätere Flügelbau mit den barocken Fensterformen hat nicht den Reiz des älteren. Das Urwüchsige, das Malerische der alten Fensterrahmen und Schlagläden, die feste, verbindende Linie der Horizontalbänder fehlt. Auch der Backsteinton ist ein anderer. Er ist heller, hat nicht den warmen Ton des linken Flügelbaues (Abb. 299). Die Fenster wurden langweilig vornehm und nahmen in ihrer Größe dem Bau den wirkungsvollen Maßstab. Der Einfluß Frankreichs hat hier auch das heimische Detail verdrängt. Jahrelange Einquartierungen französischer Truppen mögen vielleicht diese neuen Formen in das Maastal getragen haben. Daneben mag der Einfluß des Hoensbroecker Erbsohnes Arnold Adrian (1631—1694) mitbestimmend gewesen sein. Möglich, daß sogar der jüngere Flügel auf Hoensbroeck erst von ihm aufgeführt worden ist. Er war lange Zeit am Hofe Ludwigs XIV. in Versailles Gesandter des Königs von Spanien. Seine Verdienste trugen dem Ältesten seines Geschlechtes im Jahre 1675 den Erbtitel eines Marquis ein. Wie sein Vater mußte auch er im Jahre 1691 von der alten Stammburg flüchten und starb bald nach der Rückkehr.

Es mag dahingestellt bleiben, wann und von wem der rechte Flügelbau auf Hoensbroeck aufgeführt worden ist. Wenn das Detail auch eine andere Sprache redet, so fügt der spätere

Ausbau sich aber doch als Baumasse einem alten einheitlichen Plane an. Die beiden Wohntürme neben dem Torhaus entsprechen einander in Grundriß, Höhe und Dachhaube (Abb. 301, 299). Selbst der Schornstein vor der Haube kehrt wieder. Die Rückfront ward, soweit das möglich, ebenfalls symmetrisch aufgeführt. Über dem Verbindungsflügel hinweg ragen, angelehnt an die Dachschrägen der Seitenflügel, die beiden kleineren Eingangstürme auf (Abb. 301). Die Satteldachlinien führen das Auge hinauf zu den spitzen Hauben der äußeren Ecktürme, die das Bild einrahmen.

Es ist etwas berauschend Schönes um diesen Bau, der so beherrschend aus dem wellenbewegten Lande aufragt, der von allen Seiten vollendet ist in dem Verhältnis der einzelnen Bauteile zueinander. An der Rückseite führt längs dem von Schilf überwucherten Burggraben die Landstraße vorbei (Abb. 298). Am Ende des Grabens, dort wo dieser umbiegt, wo das Pesthäuschen Wache hält, biegt auch die Landstraße um nach dem Orte Hoensbroeck. Es ist ein wunderbares Bild vom Orte Hoensbroeck auf das Kastell (Abb. 300). In der Mitte der alte runde Burgturm, von den anderen Ecktürmen, dann von dem Torhaus der Vorburg und dem Pesthäuschen flankiert. Die klar umrissene dunkle Silhouette der vieltürmigen Kastellanlage gegen den blauen Himmel. Graugrüne Baumstämme und grüne Baumkronen weben einen geheimnisvollen Schleier vor das Bild. In der weiten Nachbarschaft grüne Weiden und feierliche Stille.

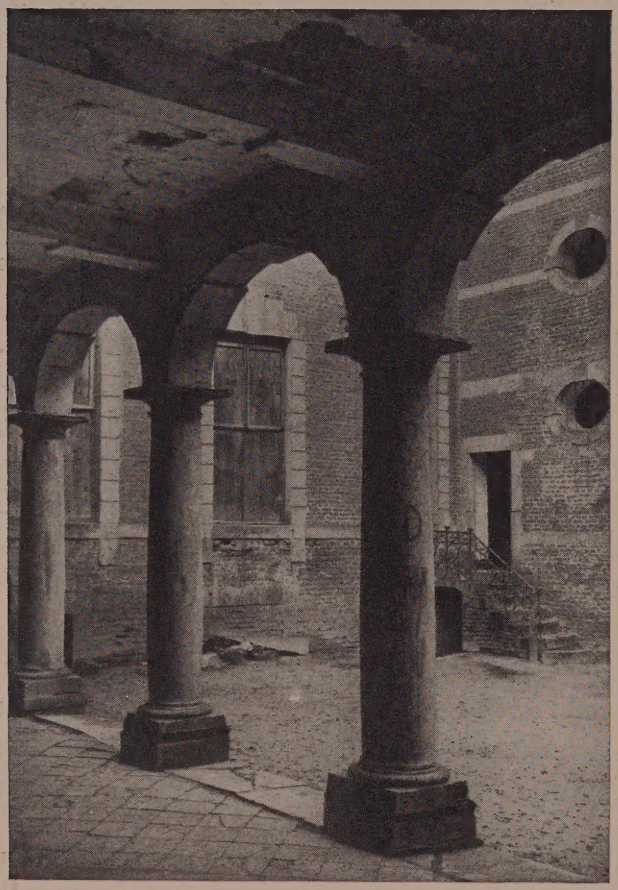


Abb. 302. Schloß Hoensbroeck. Hof des Herrenhauses. Vgl. Abb. 208a, 303, 305.

Über Graben und Brücke gelangt man durch das Torhaus in den ersten großen rechteckigen Hof der Vorburg, an drei Seiten von Wirtschaftsgebäuden bestanden (Abb. 300, 304). An der vierten Seite führt eine neue Brücke über den Schloßgraben in den zweiten Wirtschaftshof, der sich mit drei rechtwinklig zueinander gelagerten Flügeln zum Herrenhause öffnet. Eine dritte Brücke führt aus ihm zum Torhaus zwischen den beiden quadratischen Flankiertürmen, aus dessen Rund die einladenden Arkaden des Binnenhofes vom Herrenhause den Gast begrüßen (Abb. 299, 305). Dieser Hof ist das Reizvollste der ganzen Anlage und reich an abwechslungsvollen Bildern (Abb. 302, 303, 208a).

Schloß Hoensbroeck ist wie Schloß Schaesberg seit Jahrzehnten unbewohnt. Der fortschreitende Verfall der gewaltigen Anlage ist noch beklagenswerter als der auf Schaesberg. Kahl sind die Räume, allen Schmuckes beraubt. Die Böden sind teilweise eingefallen. Balkenzüge suchen im Inneren künstlich die Wände zu halten. Die Fenster sind vermauert. Nur in einem kleinen Winkel des Herrenhauses wohnen auf zwei, drei Zimmern kleine Köttersleute.

Kehren wir noch einmal nach Leerodt zurück! Die Einfahrt zum Herrenhause, das Torgebäude, von den beiden Ecktürmen mit schwerer welscher Haube eingerahmt (Abb. 297), ist doch recht nahe in der ganzen Anlage verwandt dem Torhaus auf Hoensbroeck (Abb. 299). Ebenso die Portale unter dem Doppelfenster. Im Giebel die Wappen der Bauherren. Darunter die Blende für die Zugbrücke. Im Hof zu Hoensbroeck auch an einer Seite Arkaden. Statt im Torflügel allerdings an der Rückfront. Aber sonst haben beide Anlagen den gleichen Grundrißgedanken. Die Mutter von Heinrich Wilhelm von Leerodt war Agnes von Hoensbroeck, die Schwester des Bauherrn auf Hoensbroeck. Diese verwandtschaftlichen Beziehungen der Bauherren auf Hoensbroeck und Leerodt verdichteten die aus politischen und kommerziellen Zusammenhängen gewordene nahe Verwandtschaft der Schloßbauten.

Abb. 303. Schloß Hoensbroeck. Hof des Herrenhauses.
Vgl. Abb. 208a, 302, 305.

Und ebenso sind wieder verwandtschaftliche Familienverhältnisse die Paten eines anderen Schloßbaues, der aus dem Kreise Limburg-Jülich weit über den Rhein hinaus in das münsterländische Grenzland getragen wurde. Der Schloßbau des Kaiserlichen Generalfeldmarschalls Alexander II. Grafen von Velen auf Raesfeld*. Alexander von Velen und Heinrich Wilhelm von Leerodt waren Vettern. Alexander I.,

* Grundrisse, Situationsplan, Schnitte, geometrische Aufnahmen und Rekonstruktionen bei Klapheck: Schloßbau zu Raesfeld.

der Vater Alexanders II. von Velen, war vermählt mit Agnes von Leerodt zu Honsdorff, der Schwester von Wilhelm von Leerodt, dem Vater Heinrich Wilhelms. Aus dem Erbe Winands von Leerodt, Wilhelms Vater, war Haus Honsdorff unweit Leerodt an die Velen gefallen. Alexander II. hat hier um das Jahr 1647, während Heinrich Wilhelm gleichzeitig auf Leerodt baute, einen Neubau aufführen lassen, der bei späteren Umänderungen im Jahre 1711 wieder abgetragen wurde. Im standesherrlich gräflich von Landsbergschen Archiv auf Schloß Gemen i. W. sind aber die alten Originalpläne, sieben Entwürfe für fünf verschiedene Bauprojekte für Honsdorff, noch erhalten. Außerordentlich wichtige Dokumente! Sie stellen gewissermaßen das Programm der limburg-jülichschen Bauschule um die Mitte des 17. Jahrhunderts dar. In diesen Plänen kehren die Schloßanlagen von Schaesberg, Leerodt, Hoensbroeck und Raesfeld wieder*.

Abb. 304. Schloß Hoensbroeck. Torhaus der ersten Vorburg. Vgl. Abb. 300.

Wie der Vetter Heinrich Wilhelm von Leerodt, der Jülichsche Kammerpräsident und Hofmeister am Herzoglichen Hofe zu Düsseldorf, wie Adrian von Hoensbroeck, der Kommissar der Valkenburger Ritterschaft und erster Erbmarschall des Herzogtums Geldern aus dem Hause Hoensbroeck, wie dessen Sohn Arnold Adrian, der Königliche Gesandte der Krone Spanien und erster Marquis von Hoensbroeck, so spielte auch Alexander II. von Velen eine wichtige politische Rolle. Er war General und Generalbevollmächtigter der Liga und als solcher unabhängig wie ein regierender Fürst. Der Dreißigjährige Krieg, Kontributionen und kaiserliche Dotationen hatten dem Generalfeldmarschall einen fürstlichen Reichtum

* Entwürfe für Haus Honsdorff, abgebildet bei Klapheck: Schloßbau zu Raesfeld.

eingetragen und seinen Landbesitz am Niederrhein, in Westfalen, in den Niederlanden und selbst an der Nahe beträchtlich vergrößert. Wie Wallenstein trachtete dieser Condottiere nach einer landesherrlichen Stellung. Der neue Besitz der Herrschaft Bretzenheim bei Kreuznach gab ihm Sitz und Stimme auf dem Deutschen Reichstag. Für seine zahlreichen Herrschaften hatte er eigene Gerichtsbarkeit. Seine Gattin stammte aus regierendem Hause, Anna Magdalena Gräfin von Bentheim; ebenso die Gattin seines Erbsohnes Ferdinand Gottfried, Anna Sophia Gräfin von Limburg-Stirum. Seine Tochter war dem regierenden Grafen Johann von Waldeck vermählt. Mit den benachbarten Fürsten, dem Großen Kurfürsten von Brandenburg, mit dessen Statthalter im Herzogtum Cleve, Fürst Johann Mauritz von Nassau, mit dem Fürstbischof von Münster, Christoph Bernard von Galen, und mit den führenden Männern des Dreißigjährigen Krieges, den Tilly, Hatzfeld, Piccolomini, Lesley, Suys, dem Marschall d'Estrades und den fremdherrlichen Gesandten auf den Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück u. a. stand er in regem Gedankenaustausch*. Schloß Raesfeld war der Hauptwohnsitz des Generalfeldmarschalls. Im Jahre 1643 hatte Alexander mit dem prunkvollen Ausbau begonnen. Im selben Jahre wie Adrian von Hoensbroeck. Zehn volle Jahre beschäftigte der Schloßbau auf Raesfeld einen großen Stab von Künstlern. Es ist das grandiose Gegenstück zu dem limburgischen Kastell Hoensbroeck. Fürsten und Gesandte waren hier Gäste des Generalfeldmarschalls. Darunter nicht geringere als der Große Kurfürst, Christoph Bernard von Galen und Johann Mauritz von Nassau.

Das alte Raesfeld, der Bau Alexanders I. vom Jahre 1606, dem die Hessenkriege böse mitgespielt hatten, war der übliche münsterländisch-niederrheinische Herrensitz mit hohem Satteldach und rundem Wehrturm an einer Ecke des rechteckigen Herrenhauses. Rechtwinklig schloß sich der niedrigere Wirtschaftsflügel an. Das hohe Herrenhaus wurde von Alexander II. beibehalten und sollte die Prunkräume fassen. An Stelle des Wirtschafts-

Abb. 305. Schloß Hoensbroeck. Portal des Herrenhauses. Vgl. Abb. 299.

* Höchst wertvolles, bisher noch nicht bearbeitetes und noch ungeordnetes Material auf Schloß Gemen i. W.

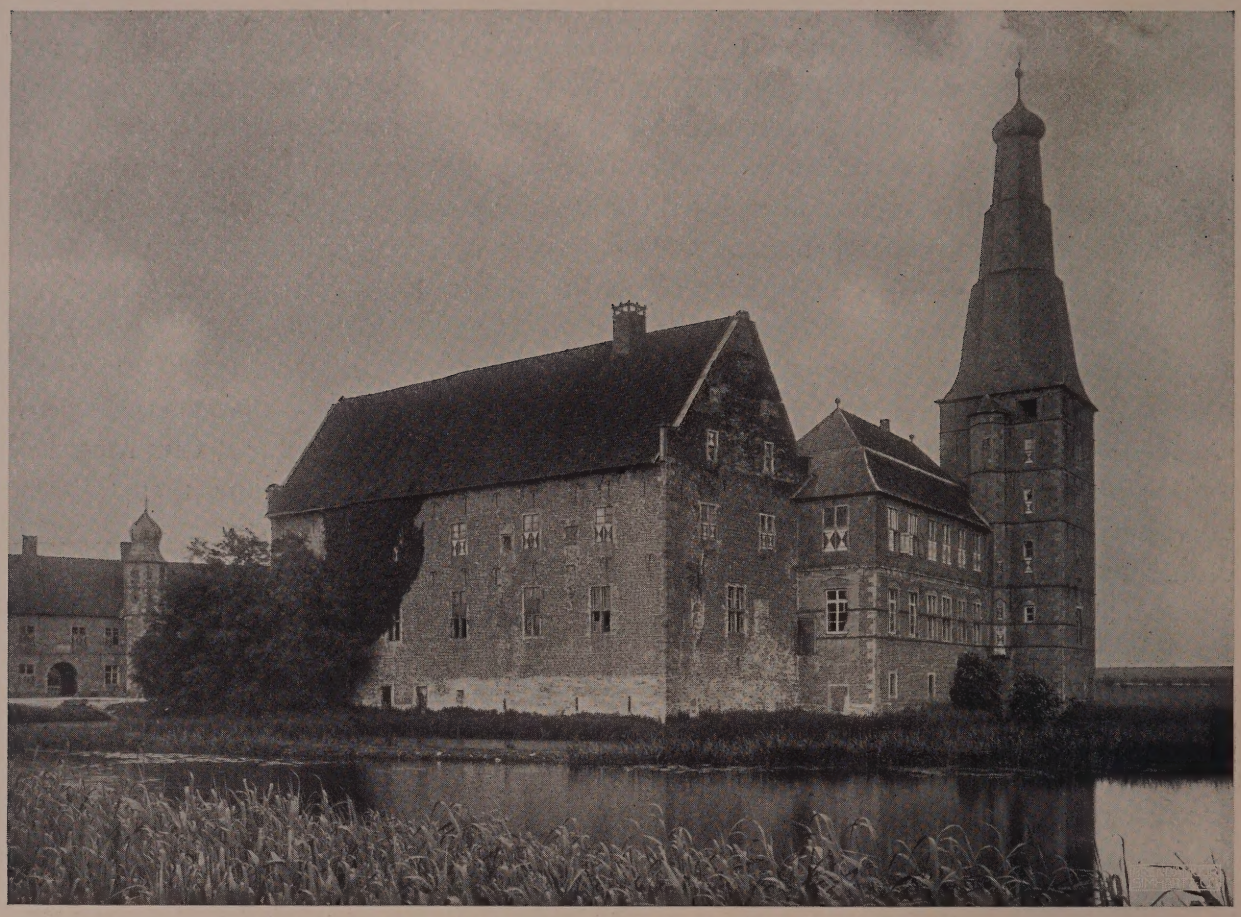


Abb. 306. Schloß Raesfeld. Heutiger Zustand. Vgl. Abb. 307.

flügels trat aber ein neuer Wohnhaustrakt mit gebrochenem Dach. Hier lagen die Hauptwohnräume. An der Außenecke ragt der gewaltige quadratische Wohnturm auf, der den alten 45 Meter hohen Rundturm auf Hoensbroeck noch um fünf Meter überragt (Abb. 306, 307)*. Der Eckturm auf Raesfeld erinnert in seiner Gestalt und Fenstergliederung lebhaft an den neuen quadratischen Außenturm auf Hoensbroeck (Abb. 298, 301). Aber seine hohe spitze Haube ist zweimal gebrochen, bevor hoch oben auf einem Knauf die Wetterfahne angebracht ist.

Still, verlassen, unbewohnt und seiner reichen Innenausstattung beraubt wie Schaesberg und Hoensbroeck liegt auch der Schloßbau zu Raesfeld da. Zwei Flügel und zwei Türme sind im Laufe des 19. Jahrhunderts wegen Baufälligkeit abgetragen worden. Der frühere Zustand ist aber an der Hand alter Aufnahmen und dem Zustande der Fundamente leicht wieder herzustellen. Der Hof des Herrenhauses ward einst mit zwei niedrigeren Trakten nach der Vorburg zu geschlossen (Abb. 307). Die Situation dieser kleineren Flügel, des Eckturms und des Giebels vom alten Hauptbau ist überraschend ähnlich der auf Schaesberg (Abb. 292, 288, 306, 307).

* Vgl. die geometrischen Aufnahmen beider Türme bei Klapheck: Schloßbau zu Raesfeld.

Der Schaesberger Eckturm war bedingt als Gegengewicht zu den übrigen Baumassen des Herrenhauses, dann der Turmanlagen an der Unterburg (Abb. 288, 292, 293). Ebenso auf Raesfeld. Alexander II. hatte getrennt vom Herrenhause auf einer eigenen Insel einen neuen Wirtschaftshof angelegt und einen langgestreckten Bau aufgeführt, der die Räume für die Verwaltung und Dienerschaft faßte (Abb. 307). An der einen Ecke ward rechteckig gegen den Hof vorspringend das Stallgebäude angebracht. An der anderen Ecke ragt wieder ein gewaltiger quadratischer Turm auf, oben mit einer Balustrade bekrönt. Es war das Observatorium des Schloßherrn, der wie Wallenstein an die Macht der Sterne glaubte und in seinen Diensten sich einen Seni hielt. Hinter dem sich verjüngenden Teil hinter der Galerie unter der flachen Haube war die astrologische Bibliothek. Der Zweck des Turmbaues bestimmte dessen Gestalt.

Abb. 307. Schloß Raesfeld. Ehemaliger Zustand. Wiederherstellungsversuch von Richard Klapheck. Vgl. Abb. 306.

Das Gleichgewicht der Gesamtbaumassen verlangte aber auf der Oberburg nach einem Gegengewicht. So entstand der gewaltige Eckturm mit dem zweimal gebrochenen Helm. Es ist etwas feierlich Eindrucksvolles. Trotz der gewaltsamen Unterbrechung durch die Turmvertikalen und der Belebung durch die schmalen Treppentürme überall Ruhe und Gleichgewicht, denn auch die einzelnen Teile von Herrenhaus und Unterburg sind in ihren Massen wohl ausbalanciert. Schweigend kreisen noch immer die Schloßgräben um beide Höfe und spiegeln das herrliche Bild der Baumassen wider (Abb. 307).

Der Baumeister war ein Mönch! Jacobus van Poucke aus Gent, der nach dem Eintritt in den Kapuzinerorden sich Pater Michaelis oder Michael von Gent, Michael a Gandavo, Michiel de Gand, Michaelis Gandensis nannte. Er wurde im Jahre 1585 geboren und starb 1657 in Venedig. Schon 1646 hatte er Raesfeld verlassen, da er auf Befehl seiner Oberen nach Rom mußte. Nach seinen Entwürfen, „so wie Patris Michaelis besteck solches mit pringt", haben zwei Meister aus Roermond, Jacob Schmidt und dessen Sohn

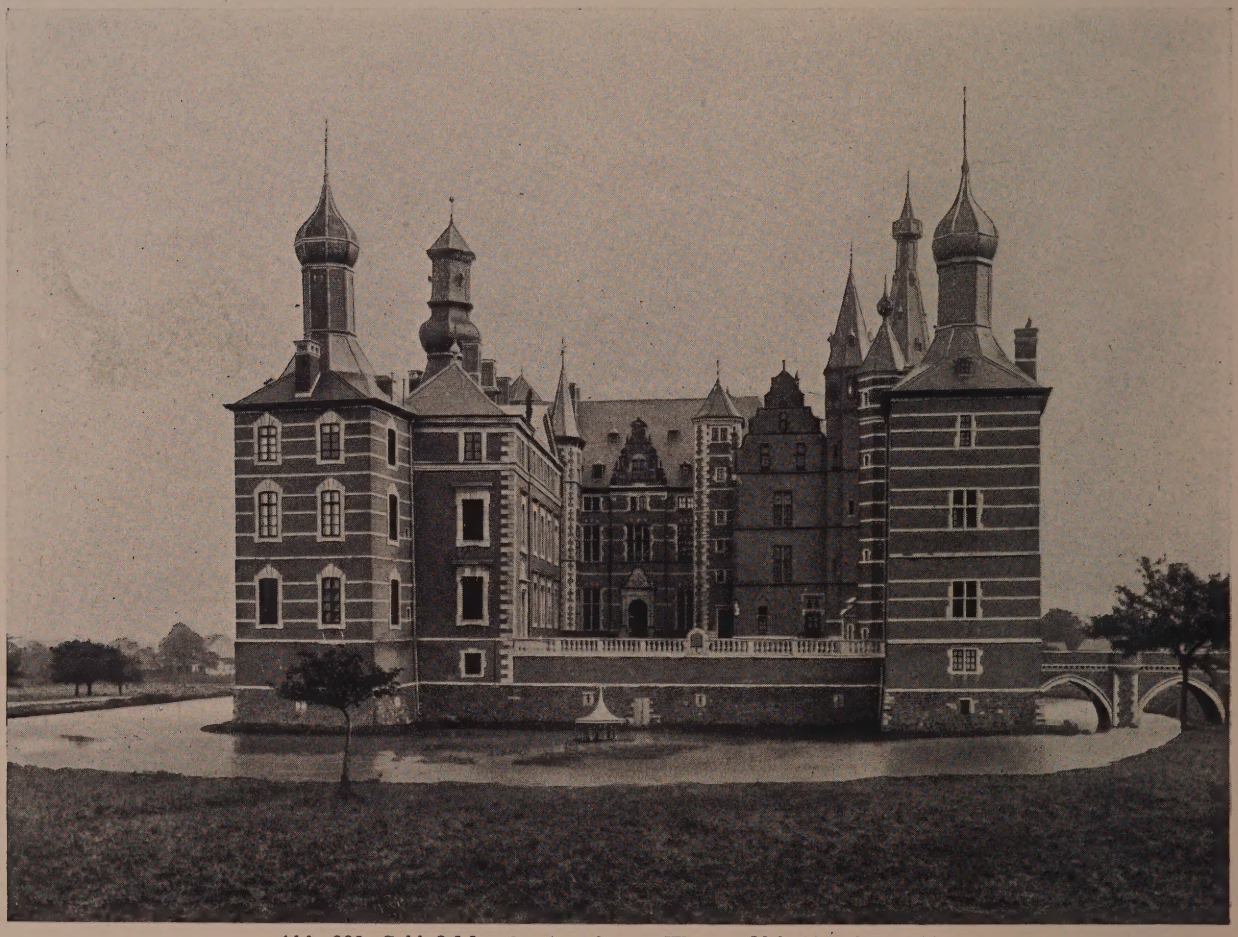


Abb. 308. Schloß Merode. Ansicht von Westen. Vgl. Abb. 309—311.

Johannes, den Bau vollendet. Meister Remigius Roßkotten aus Münster bearbeitete alle plastischen Details, Pilaster und Portale. Ebenfalls aus dem Maastal, aus Maastricht, kam der Meister, der die Prachträume ausschmückte, Maitre François Walschaerth. Vielleicht auch die anderen dekorativen Künstler: Rudolf Koiter, Regnir Henckelum, Andreas Petersen u.a. Der Meister der Entwürfe für den Schloßbau zu Honsdorff war Maitre Matzais Kousin aus Visé an der Maas. Der seltsame Sonderling im münsterischen Grenzlande, Alexander von Velens Schloßbau zu Raesfeld, ist ein versprengtes Glied der limburg-jülichschen Bauschule. Von belgischen und Maastalkünstlern erbaut. Die Verwandtschaft mit den Leerodt und die Bauprojekte für das jülichsche Honsdorff sind die Vermittler gewesen. Von den Baumeistern auf Schaesberg, Leerodt und Hoensbroeck wissen wir aber urkundlich nichts. Ob man vielleicht bei der Verwandtschaft der Bauherren und Bauten und der ungefähren Gleichalterigkeit an Pater Michael von Gent oder Maitre Matzais Kousin aus Visé denken darf? Schon möglich.

Der Reichtum im Wechsel horizontaler Hausteinbänder und Backsteinlagen hat bei dem Ausbau des jülichschen Schlosses Merode bei Dhorn im 17. Jahrhundert eine ganz besonders

Abb. 309. Schloß Merode. Ansicht von Süden. Abb. 308, 310, 311.

malerische Anlage geschaffen. Zwar haben auch hier wieder sehr verschiedene Zeiten an dem alten Sitz der Herren und Grafen von Merode gearbeitet. Das 18. Jahrhundert hat die wichtigsten Teile aus dem 17. Jahrhundert wieder verändert und teilweise ganz abgetragen. Die Wiederherstellungsarbeiten, zum Teil ein radikaler Ausbau in den Jahren 1901—1903, waren wenig glücklich. Im ganzen aber zeigt der Schloßbau heute noch von allen Seiten außerordentlich reich belebte, malerische und abwechselungsvolle Bilder (Abb. 308—311)*.

Merode ist entstanden aus einer Rodung im Echtzer Wald. Merode und die Herren von Merode werden schon im Jahre 1147 urkundlich erwähnt. Der Sitz ist bis heute bei derselben Familie geblieben, deren Haupt, Graf von Merode-Westerloo, Fürst von Grimberghe und von Rubempré ist und in Westerloo und Brüssel wohnt. Der heutige Zustand des Stammschlosses ist nicht mehr für dauernden Aufenthalt eingerichtet.

Im 14. Jahrhundert hatte der Herzog von Jülich die alte Burg teilweise zerstört. Von dem Neubau des 15. und 16. Jahrhunderts stammen heute noch die Außenmauern des Ostflügels und der starke, zweigeschossige, 15 Meter im Durchmesser zählende Batterieturm an der Nordostecke (Abb. 311). Aber die Fensterformen sind später verändert worden. Im 17. Jahrhundert begann ein neuer Ausbau. An der Westfront ragten die beiden quadratischen Wohntürme auf (Abb. 308). Die Hauben nach plötzlicher Verjüngung in eine hohe, achteckige Laterne mit Zwiebelhaube übergehend. Die Wände mit horizontalem Bandwerk gegliedert. Aber nur der Südwestturm hat die alten Fensterrahmen noch (Abb. 308, 309). Der Nordwestturm hat bei dem Umbau im 18. Jahrhundert neue Stichbogenfenster mit Keilsteingiebeln erhalten. Da ihre Öffnungen größer sind, ward das alte Verhältnis zu den Hausteinbändern gesprengt (Abb. 308). Die runde Form des Südostturmes über dem Batterieturm war durch dessen Form bedingt

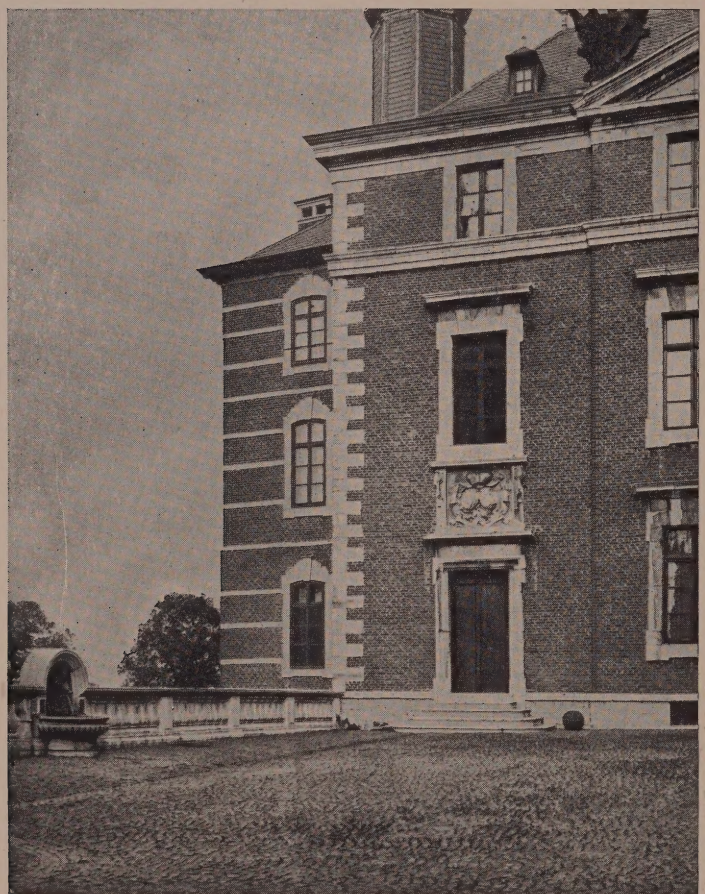


Abb. 310. Schloß Merode. Ansicht aus dem Hof auf den Nordflügel. Vgl. Abb. 308.

* Grundriß und Situationsplan bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Düren. Bearbeitet von Paul Hartmann und Edmund Renard. Düsseldorf 1910, Abb. 21. — Klapheck: Schloßbau zu Raesfeld.

(Abb. 309). Ebenso mögen fundamentale Voraussetzungen dem fünfeckigen Nordostturm die Gestalt gegeben haben (Abb. 311). Die spitze, zurückliegende Helmpyramide des Südostturmes mit dem schmalen Umgang auf der Turmplattform erinnert an den Helm von Haus Terworm bei Heerlen (Abb. 144). Die Haube des Nordostturms hat eine ganz bizarre Form; unter der Laterne einen birnförmigen dicken Knauf (Abb. 311).

Abb. 311. Schloß Merode. Ansicht von Nordosten. Vgl. Abb. 308, 309.

Der schmale, achteckige Treppenturm neben dem heute isoliert dastehenden Südwestturm (Abb. 308) ist erst neueren Datums. Ebenso die Ostfront nach dem Hof zu. Ehemals liefen von dem Südwestturm hohe, fast bis an die Haube reichende Mauerzüge nach beiden Seiten des Hofes und verbanden an der Westfront die Horizontalbänder der Türme. Als zu Anfang des 18. Jahrhunderts der neue Nordflügel aufgeführt wurde, fielen die Mauerzüge, bis auf einige Reste neben dem Südwestturm, die noch auf alten Aufnahmen vor der Wiederherstellung des Schlosses im 20. Jahrhundert zu sehen sind*. Aber auch sie mußten jetzt beseitigt werden, als man den schmalen Treppenturm anbringen wollte. Wir dürfen uns auch wohl den einstigen Nordflügel des 17. Jahrhunderts mit durchlaufenden, den Ecktürmen entsprechenden und den Fensterrahmen angepaßten Horizontalbändern vorstellen (Abb. 308). Damit rückt Merode in die nächste Nachbarschaft von Leerodt.

Der pompöse Ausbau des Nordflügels, inschriftlich im Jahre 1700 begonnen, stammt von dem berühmten Generalfeldmarschall Johann Philipp Eugen Reichsgrafen von Merode-Westerloo (1674—1732) und seiner Gattin Therese Prinzessin Pignatelli-Monteleone. Er wäre heute weit wirkungsvoller, wenn an den Türmen des 17. Jahrhunderts die alten Fensterrahmen noch vorhanden wären (Abb. 308, 310, 311) und wenn im Süden, an Stelle der erst zu Anfang unseres Jahrhunderts beseitigten Zugbrücke nicht ein neues Torhaus in den Formen moderner

* Aufnahme in den Kunstdenkmälern des Kreises Düren. Abb. 22. — Klapheck: Schloßbau zu Raesfeld.

Abb. 312. Haus Reimersbeck.

belgischer Gotik errichtet worden wäre (Abb. 309). Der imposante Nordflügel atmet vornehme Ruhe. Mit den farbenlustigen Einfällen der Horizontalbänder ist es vorbei. Die großen rechteckigen Fenster, an den Ecken verkröpft im Geschmack italienischen Barocks, dazu als Abschluß das schöne kräftige Deckgesims, verlangten nach großer, ungeteilter Ziegelfläche, auf der die Eckverklammerung wirkungsvoll sich abhebt (Abb. 310). Ein Risalit mit einem flachen Giebel zieht die drei mittleren Fensterachsen etwas vor den Bau. Über den beiden Hauptgeschossen läuft ein breites, stark profiliertes schönes Gurtband. Unmittelbar auf diesem setzen die Fenster des niedrigeren Obergeschosses an, durch deren oberen Horizontalbalken das noch ausdrucksvollere Hauptgesims läuft. Über dem Portal der Hoffront steht das Allianzwappen Merode-Monteleone (Abb. 310).

Die große Vorburg ist leider ganz abgetragen worden. Die alten Wasser- und Grabenanlagen sollen eingeebnet werden. Mit dem Spiegelbild der Schloßgräfte wird der stattliche Bau einen wesentlichen Reiz seiner Wirkung einbüßen.

Es wären dann noch andere Limburger und Jülicher Schloßbauten aus dem Jahrhundert des Großen Krieges anzuführen. Leider aber nur Reste noch. Spätere Zeiten haben die

Gesamtanlage in den meisten Fällen wesentlich geändert. Nur sind noch hier und da die alten Vorburgen erhalten. Ihr Hauptschmuck ist das Torhaus.

Es ist ein wesentlicher Unterschied in Gestaltung und Schmuck der jülichschen Torhäuser des 16. und 17. Jahrhunderts. Die heute dem Erbdrosten Grafen Droste zu Vischering gehörige Burg Setterich ist in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von dem bekannten jülichschen Marschall von Reuschenberg zu Setterich errichtet worden*. Das Torhaus der Vorburg erhielt eine reiche Türumrahmung, eigentlich einen selbständigen Anbau an den Torbau (Abb. 316). Aus Haustein ein rundbogiges Portal mit reichem Gesims. Darüber einen hohen Giebel mit Steinkugeln an den Ecken. Die Anlage geht auf den Kreis um Alessandro Pasqualini und Joist de la Court zurück. Man vergleiche die Tore in der Zitadelle zu Jülich (Abb. 111) oder das Tor am Hause des baulustigen und einflußreichen Marschalls von Reuschenberg, dem Setterichschen Hause in der Bongartstraße dort (Abb. 112). Ganz anders dazu das Torhaus der Vorburg auf Hoensbroeck vom Jahre 1643 (Abb. 304). Torbogen und Einfassung sitzen baulich organischer im Torhaus, das eine durchlaufende Eckverklammerung aufweist. Eine ähnliche Gestalt hat das Torhaus zu Meerssenbroeck, ebenfalls wieder bei Heerlen (Abb. 317). Um den Torbogen die Hausteinblende für die Zugbrücke. Darüber, wie bei Hoensbroeck und Schaesberg (Abb. 293), das Wappen des Bauherrn. Im Obergeschoß schmale Blenden für die Wippbalken der Zugbrücke. Auf Schaesberg sind diese Blenden eigens noch mit schöner Eckverklammerung eingefaßt. Diese typische Gestalt der Torhäuser in Limburg und Jülich kehrt auch sonst noch im 17. Jahrhundert verschiedentlich wieder. Auf Cortenbach bei Heerlen (Abb. 318), auf Leerodt und Trips**. Dann später noch, im Jahre 1716, auf dem Rittergute Hausen bei Lohn an dem Torbau der Maria Anna von Blankart (Abb. 315) und auf der Birgeler Burg, die statt der alten Hausteinfensterformen von Hausen schon die typischen Rahmen des 18. Jahrhunderts zeigt (Abb. 314). Die Vorburgen auf Leerodt und

Abb. 313. Schloß Schaesberg. Hof der Unterburg. Vgl. Abb. 293, 288.

* Grundriß Abb. 137 in den Kunstdenkmälern des Kreises Jülich.

** Abb. bei Clemen: Kunstdenkmäler der Kreise Geilenkirchen und Erkelenz. Bearbeitet von Edmund Renard. Düsseldorf 1904. Fig. 111, 133—135. — Klapheck: Schloßbau zu Raesfeld.

Abb. 314. Haus Birgel. Tor der Vorburg.

Abb. 315. Haus Hausen. Tor der Vorburg.

Abb. 316. Haus Setterich. Tor der Vorburg.

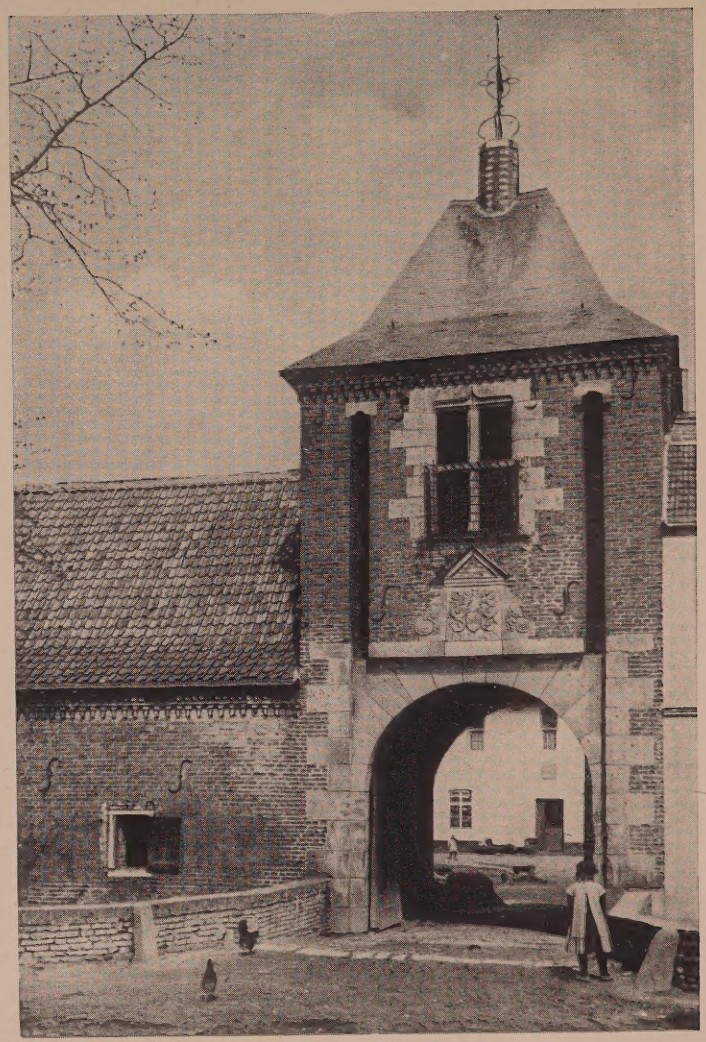


Abb. 317. Haus Meerssenbroeck. Tor der Vorburg.

Abb. 318. Haus Cortenbach. Vorburg.

Cortenbach sind auch in der Gesamtanlage verwandt. Unregelmäßig und stumpfwinklig die Grundrißgestaltung. Dem Torbau in einem Winkel zweier Flügel entsprechend an dem anderen Winkel ein quadratischer Turm (Abb. 318). Auf Leerodt ist dieser Eckturm leider abgetragen worden*. Heinrich Wilhelm von Leerodt hatte Johanna Franziska von Cortenbach zur Gattin. Die bauliche Verwandtschaft trifft auch hier wieder mit verwandtschaftlichen Familienbeziehungen zusammen. Und wenn das 18. Jahrhundert auf Cortenbach nicht ein neues Herrenhaus errichtet hätte, so wäre die Verwandtschaft beider Schloßanlagen vielleicht noch enger. Auch Meerssenbroeck hat sein altes Herrenhaus verloren (Abb. 317).

Die Anlagen der Vorburgen zu Leerodt und Cortenbach gehen noch in das 16. oder in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurück. Die auf Leerodt stammt zum größten Teil von einem Umbau vom Jahre 1616. Die späteren Vorburgen werden aber wie das Herrenhaus regelmäßiger angelegt. Schloß Hoensbroeck hat noch das Torhaus am Ende eines der Seitenflügel (Abb. 300). Die sieben Jahre später, im Jahre 1650, errichtete mächtige Vorburg zu Schaesberg legte aber das Torhaus genau in die Mitte des Frontflügels und an dessen Ecken quadratische symmetrische Pavillons mit reichgegliederter Barockhaube (Abb. 293, 313). Ähnlich ist die Vorburg auf dem Kastell Neuburg bei Gulpen, dann die auf Schloß Müllenark bei Schophoven

* Situationsplan von Schloß Leerodt Abb. 107 in den Kunstdenkmälern der Kreise Erkelenz und Geilenkirchen. — Klapheck: Schloßbau zu Raesfeld.

Abb. 319. Schloß Palandt. Vorburg. Vgl. Abb. 320.

vom Jahre 1670*. Diese regelmäßig, geometrisch angelegten Vorburgen mit der besonders betonten Mittelachse als Torhaus und symmetrischen Eckpavillons werden wie die regelmäßige Gestalt der Herrenhäuser auf das Vorbild Frankreichs zurückzuführen sein. Ich denke vor allem an König Franz' I. „Cour du cheval blanc", nach Napoleons Abschied von seiner Garde auch „Cour des Adieux" genannt, zu Fontainebleau**. Die Vorburg auf Schloß Burgau bei Niederau aus den Jahren 1685—1699 hat an Stelle der Eckpavillons noch recht altmodische schmale runde Ecktürmchen, die auf Konsolen ruhen (Abb. 136)***. Auf Reimersbeck bei Heerlen endigt vor dem Torhaus die Auffahrt der Allee (Abb. 312). Die breiten Seitenflügel ragen über den schmäleren und niedrigeren Mittelflügel hinaus. Ihre Köpfe wirken wie Pavillons.

Gegen Ende des Jahrhunderts des Großen Krieges gewinnen die Vorburgen an eleganterer und leichterer Gliederung. Und nicht allein, daß die Ecktürme jedes wehrhaften Charakters entbehren und einladende trauliche Pavillons geworden sind. Auch die Hoffassaden nehmen friedlichere Formen an. Johann Vincent Graf von Schellart hat im Jahre 1666 seine Vorburg auf Geysteren bei Meerlo mit Arkaden geschmückt. Der ganze Ausbau unter Johann Vincent von Schellart ist im höchsten Grade interessant. Graf Schellart stand in neapolitanischen

---

* Grundriß Abb. 195 in den Kunstdenkmälern des Kreises Düren.

** Vgl. W. H. Ward: French Chateaux and Gardens in the XVIth century. London 1909. Abb. 8 u. 9 u. Taf. IX. — Ward: The architecture of the Renaissance in France. London 1911. Vol. I. Abb. 62 u. 63.

*** Grundriß Abb. 168 in den Kunstdenkmälern des Kreises Düren.

Abb. 320. Schloß Palandt. Vorburg. Hofansicht. Vgl. Abb. 319.

Diensten und wünschte auf seinem niederländischen Familiensitz einen süditalienischen Cortile. Er baute in das unregelmäßige Polygon des Außenbaues seines Herrenhauses auf Geysteren einen quadratischen Hof, der sich im Untergeschoß in Arkaden öffnet*. Aber der fremde Import ist für die Baukunst des Landes bedeutungslos geblieben, war nur vielleicht eine neue Anregung für die Verwendung des Arkadenmotifs. Reicher noch als auf Geysteren kehren die Arkaden auf der Vorburg an Schloß Heltorf bei Düsseldorf, dem alten Sitze der Grafen von Spee, wieder (Abb. 321).

Die gewaltigste der regelmäßigen Vorburgen im Lande Jülich ist auf Schloß Palandt bei Weißweiler. Das Herrenhaus von Floris II. Grafen von Palandt-Kuylenburg, zu Anfang des 17. Jahrhunderts erbaut, rühmt Eissenbergs „Verzeichnis der jülichschen Rittergüter" im Jahr 1770 als eines der schönsten Schlösser des Landes**. Das Erdbeben vom Jahre 1755–1756 hatte den stattlichen Bau zerrüttet. Frühzeitig gealtert, zerfiel er vor und nach, bis er im Jahre 1828 abgetragen werden mußte. Das Erdbeben war aber die Veranlassung für den Bau der großen quadratischen Vorburg (Abb. 319, 320)***. Die einzelnen Flügel ganz schlicht aus Bruchstein mit einfachen Satteldächern. Schießscharten von Haustein eingefaßt. Die Eckpavillons durch Eckverklammerung und Fensterrahmen besonders hervorgehoben. Von großer

* Abbildungen in „Buiten". Amsterdam. 6. Jahrgang. 1912. Nr. 49. — Nederlandsche Kasteelen etc. Deerde Deel.

** Handschriftliche Aufzeichnung auf dem Gräflich von Mirbachschen Archiv auf Schloß Harff.

*** Grundriß Abb. 209 in den Kunstdenkmälern des Kreises Düren

dekorativer Schönheit und wirkungsvoll zwischen die beiden Eckpavillons gestellt der Torturm. Das geschieferte, gebrochene Mansardendach redet die elegante Sprache einer neueren Zeit, die bereits außerhalb des Jahrhunderts liegt, das uns hier noch beschäftigt. Ebenso die Grundrißformen des Torpavillons. Seine Ecken sind geschmeidig abgerundet. Aber die malerische Gliederung des Torbaues durch horizontale Backsteinlagen und Blausteinbänder redet noch altheimischen Dialekt. Blausteinpilaster tragen Giebel und Gebälk. Nach dem Hof zu ist die Gesamtgliederung reicher. Die Remisen zu beiden Seiten des Torhauses haben im unteren Geschoß dreiteilige Bogenstellungen aus Haustein erhalten (Abb. 320). Über dem mittleren Bogen sitzt oben im Dach je ein reiches Mansardendachfenster.

Von der Innenausstattung der glänzenden Repräsentanten der limburg-jülichschen Bauschule, die gleichsam Denkmäler der führenden Männer des Landes darstellen, Männer, denen Staatsklugheit und Energie die Unabhängigkeit der Aufsichselbstgestellten gaben, — von der Innenausstattung der Schlösser Schaesberg, Leerodt, Hoensbroeck, Honsdorff, Raesfeld und Merode wissen wir leider nur wenig. Schloß Schaesberg ist vollendete Ruine. Auf Hoensbroeck sind im rechten Flügelbau nur einige Reste von Friesen und Wanddekoration erhalten. Merode hat in der Hauptsache eine ganz moderne Einrichtung. Leerodt hat ebenfalls keinen seiner alten Kamine mehr. Der innere Umbau vom Jahre 1880 hat die Raumgestaltung verändert. Auf alten Schmuck brauchte man aber schon damals keinerlei Rücksicht mehr

Abb. 321. Schloß Heltorf. Hof der Vorburg

zu nehmen. Am besten sind wir noch bei dem verlassenen Raesfeld bestellt. Das alte Mobiliar ist zwar auch fortgetragen worden; aber es ist in einigen Räumen noch die alte Wand- und Deckenmalerei erhalten. Freilich teilweise erst aus späterer Zeit. Dann der große Saal mit dem prächtigen Kamin von Simon Mohr, in den Fensternischen die alte Figurenmalerei, längs der Wände eine Holzbalustrade. Mit den nach Schloß Velen geratenen Ausstattungsstücken, alten Ledertapeten und bemalten Türen usw. mag sich die Phantasie die einstigen Schloßräume auf Raesfeld zu ergänzen suchen*.

Das beste Bild einer Schloßausstattung am Niederrhein aus dem Jahrhundert des Großen Krieges gibt heute Schloß Haag bei Geldern (Abb. 322, 323, 325). Es mag als Ersatz für das gelten, was Schloß Hoensbroeck nicht mehr bieten kann. Adrian und Arnold Adrian von Hoensbroeck hatten als Erbmarschälle des Herzogtums Geldern und Drosten und Amtmänner der Vogtei und des Neeramtes das alte Boedberger Schloß auf das glänzendste ausgestattet. Ein Inventar vom Jahre 1685 nennt die vier Räume um den großen Speisesaal die rote, die gelbe, die blaue und die grüne Kammer. Sie sind noch im ganzen erhalten. Freilich hat das graziöse Jahrhundert des Rokoko die von männlicher Kraft zeugenden alten Kamine später durch zierlichere und elegantere Aufbauten ersetzt und auch hier und da das Mobiliar ergänzt. Aber der wichtigste Schmuck, der den einzelnen Räumen den Namen gab, ist noch vorhanden: die prachtvollen Gobelins. An den Wänden des Speisesaales flandrische Arbeiten, Antwerpener Erzeugnisse (Abb. 325). Große figürliche Darstellungen in den schweren Barockformen der Zeit, die so glänzend in ihrer Sprache mit der bewegten Darstellung der großen Eberjagd von Peter Paul Rubens und Franz Snyders gegenüber dem Kamin zusammen gehen. Szenen aus der römischen Geschichte: Romulus und Remus von der Kapitolinischen Wölfin gesäugt, die beiden Brüder, den Vogelflug verfolgend, die

Abb. 322. Schloß Haag. Vgl. Abb. 323, 325

* Abbildungen des großen Saales auf Raesfeld und des Raesfeldzimmers auf Velen bei Klapheck: Schloßbau zu Raesfeld.

friedenstiftenden schönen Sabinerinnen und eine Apotheose des Romulus. In den links vom Speisesaale und dem Vestibül gelegenen Räumen ebenfalls flandrische Gobelins mit dunkler Holzarchitektur (Abb. 322). Sehr wertvolle und gut erhaltene Arbeiten von wunderbarer Farbenwirkung. Szenen der antiken Mythologie mit reicher landschaftlicher und architektonischer Umgebung. Im Billardsaale rechts vom Speisesaal Szenen der Alexandersage. Es sind süddeutsche Arbeiten, und zwar aus späterer Zeit. Die gleichen Stücke kehren auf der fürstbischöflichen Residenz des Grafen von Schönborn in Würzburg wieder; eine Gräfin von Schönborn, Katharina Anna, die Franz Arnold Reichsgraf und Marquis von Hoensbroeck (1696—1759), vermählt war, hat diese Stücke nach dem Haag gebracht. Den kleinen Saal auf dem Haag schmücken wieder flandrische Gobelins, landschaftliche Szenen mit Tieren belebt (Abb. 323). Doch diese Aufzählung der Dinge kann gar kein rechtes Bild entwerfen. Unsere Schwarz-Weiß-Wiedergaben entbehren des wesentlichsten eines Gobelinraumes, der farbigen Wirkung. Man muß die vier um den Speisesaal sich aneinanderreihenden Prunkräume auf dem Haag sehen beim matten Licht der Kerzenkronen und erfüllt von festlicher Gesellschaft. Ein herrliches Bild!

Das Gegenstück wäre die Ausstattung des Schlosses Dyck, der Sitz der heutigen Fürsten zu Salm-Reifferscheid-Krautheim und Dyck, der in den Jahren 1656—1667 durch Ernst Salentin von Salm-Reifferscheid neu aufgeführt wurde und in den folgenden Jahrzehnten eine prächtige Ausstattung erhielt.* Auch hier unterscheidet man neben dem großen Gobelinsaal wie auf dem Haag zwischen der roten, gelben, grünen, blauen und roten Kammer. Im Außenbau hat die aus vier Höfen bestehende ausgedehnte, von breiten Gräben und einem malerischen Park umgebene Schloßanlage den Reiz, daß das 19. Jahrhundert an ihr weiter keine allzu große Änderung vorgenommen hat (Abb. 324).

Abb. 323. Schloß Haag. Kleiner Saal. Vgl. Abb. 322, 325.

* Clemen, Kunstdenkmäler des Kreises Grevenbroich. Düsseldorf 1897. S. 21 f.

* * *

Abb. 324. Schloß Dyck. Herrenhaus

Ganz anders die Entwicklung des Schloßbaues und der bürgerlichen Baukunst im Herzogtum Cleve nach der endgültigen Teilung der Herrschaft Wilhelms des Reichen. Die künstlerischen Beziehungen des Landes zu den benachbarten Niederlanden wurden noch enger. Utrecht und das Gelder Land traten zwar als bestimmende Faktoren Cleve gegenüber mehr und mehr zurück. Die Generalstaaten hatten einen neuen künstlerischen Mittelpunkt erhalten. Die Stadt am Y, Amsterdam, war die nunmehr vorherrschende Metropole des Landes geworden, die von allen Seiten die geistigen und künstlerischen Kräfte anzog. Hier lebten Baruch Spinoza (1632–1677), der Denker und Ethiker; Joost van den Vondel (1587—1679), der in Köln geborene Dichter; Rembrandt van Ryn (1606—1669), der Maler, siedelte im Jahre 1631 von Leyden dauernd nach Amsterdam über; Jacob van Kampen und Pieter Post, die beiden führenden Baumeister der Zeit, kamen aus Amersfoort und Haarlem. Damals kämpften die beiden mächtigsten Seestaaten, die Niederlande und England, um die Herrschaft der Weltmeere. An der Spitze der Flotten der Generalstaaten standen die in der Geschichte des Landes für alle Zeiten glänzenden Namen der Admirale de Ruyter, Tromp und de Witte. Das Glück der Waffen schwankte hin und her. Neu-Amsterdam, der Mittelpunkt der Besitzungen in Nordamerika, ward den Niederländern zwar entrissen. Und die Engländer tauften den Ort

New York um. Ebenso ging Neu-Holland, das im Jahre 1642 von Tasman zuerst umfahrene Australien, auch Tasmanien genannt, verloren. Aber Asien und Afrika gaben reichlichen Ersatz. Java wurde 1619, Kapstadt 1651 und Ceylon 1656 kolonisiert. Der Handel mit Persien und China wurde erschlossen und war in alleinigem Besitz holländischer Gesellschaften. Tausende von Schiffen trugen täglich die Kostbarkeiten Indiens und des fernen Orients in den Hafen von Amsterdam. Der fromme Mynheer war Großkapitalist geworden. Der neue Reichtum entwickelte Wohlleben und Luxus und ein stark hervortretendes Standesbewußtsein der begüterten Handelsherren.

Die bilderreiche Sprache Joost van den Vondels verherrlichte in seinen Hymnen auf die Schiffahrt den Aufschwung der holländischen Hauptstadt. Amsterdam ist ihm die Kaiserin der Städte, welche die Krone Europas trage; die Nieuwe Kerk die Perle unter den Gotteshäusern; Jacob van Kampens neuer pompöser Rathauspalast das achte Weltwunder.

Die holländische Baukunst der vorausgegangenen Epochen hatte in den Rat- und Gildenhäusern wie in den Tuch- und Fleischhallen einen ausgeprägt demokratischen Zug. Weder

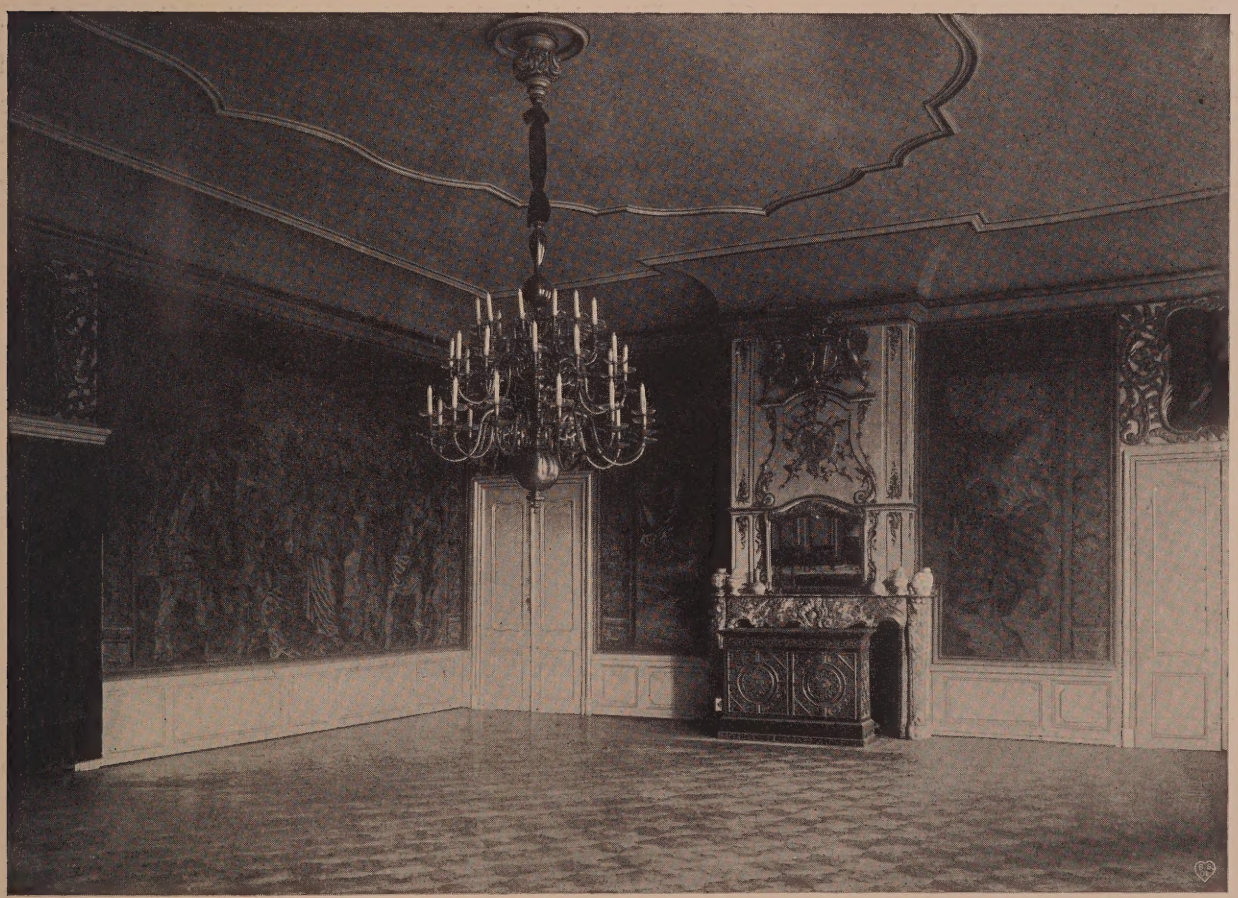


Abb. 325 Schloß Haag Großer Saal

Wilhelm I. von Nassau-Oranien († 1584) noch sein großer Sohn Moritz († 1625), der gewaltigste Stratege seiner Zeit, waren Kunstmäzene. Sie lebten in schlichten Prinzenhöfen. Die führenden Baumeister, Lieven de Key und Hendrik de Keyzer, waren einfache Zunftmeister und dementsprechend ihre soziale Stellung. Anders, als Friedrich Heinrich (1584—1647), der jüngere Bruder von Moritz von Oranien, die Statthalterschaft antrat. Der Sohn der Luise von Coligny hatte von seiner Mutter die Vorliebe für französisches höfisches Wesen geerbt. Und da er bald der Mittelpunkt des gesellschaftlichen und künstlerischen Lebens war, nahm die Kunst einen repräsentativen höfischen Charakter an. Mit der Bedeutung der Stadtfabriken war es vorbei. Kampen wie Pieter Post waren stolz auf den Titel „Architekt des Prinzen von Oranien". An Stelle des malerisch Bewegten, des bunt Demokratischen der anspruchslosen derben Geusenzeit trat das monumental Ernste und Strenge. Jetzt erst setzt sich der Einfluß der italienischen Renaissancekunst durch. Vignola, Palladio und Scamozzi wurden das Vorbild der holländischen Architekten; ihre Werke erschienen seit 1640 vielfach bearbeitet bei Cornelis und Justus Danckerts und J. u. C. Blaeu in Amsterdam.

In der glücklichen Zeit der Statthalterschaft Friedrich Heinrichs bezog der Kurprinz von Brandenburg und Jungherzog von Cleve, Friedrich Wilhelm, der nachmalige Große Kurfürst, die Universität zu Leyden. Aus des „Römischen Reiches Streusandbüchse", deren damalige Hauptstadt Berlin man sich als ein unscheinbares Nest vorstellen darf, wo das Gras noch in den Straßen umher wucherte und das Vieh zur Weide getrieben wurde, kam er in ein Land, dessen Reichtum und Kultur auf ihn wie eine Offenbarung wirken mußte. Sie war bestimmend für Friedrich Wilhelms spätere Kulturpolitik. Holländische Architekten und Ingenieure traten in seine Dienste, bauten in Berlin das Schloß aus und im Lande Kanäle, Brücken, Schleusen und Deiche. Die wichtigsten Plätze wurden nach holländischen Vorbildern befestigt. Und weiter waren es Holländer wieder, die in Brandenburg Handel und Industrie belebten*.

Von 1634—1638 hatte Friedrich Wilhelm in Holland geweilt, um Staatsverwaltung und Kriegskunst zu studieren. Er hat in diesen Jahren die See nicht lieben gelernt, „weil es meiner Natur gar zuwider ist und ich dieselbe nicht ausstehen kann", wie er im Jahre 1636 schrieb. Aber bei seinen späteren häufigen Besuchen in den Niederlanden hatte er doch erkannt, daß „Seefahrt und Handlung die fürnehmsten Säulen eines Estats und der gewisseste Reichthumb und das Aufnehmen eines Landes aus dem Commercium kommen". Welch ein Gegensatz in dieser Erkenntnis zu den feudalistischen Anschauungen, die noch am Hofe seines Vaters Georg

---

* Vgl. Friedrich Nicolai's Nachricht von den Baumeistern, Bildhauern, Kupferstechern, Malern, Stukkateuren und anderen Künstlern, welche vom 13. Jahrhundert bis jetzt in und um Berlin sich aufgehalten haben und deren Kunstwerke zum Theil daselbst noch vorhanden sind. Berlin und Stettin 1786. Theil II (1640—1688). Verzeichnis der Künstler unter dem Kurf. Friedrich Wilhelm dem Großen (abgedruckt bei Georg Galland: Der Große Kurfürst und Moritz von Nassau, der Brasilianer. Frankfurt a. M., 1893, S. 186 u. ff.). — Georg Galland: Eine kurfürstliche Ruhmeshalle und ihre Bildhauer. Repertorium für Kunstwissenschaft XIV., Heft 2.

Wilhelm herrschten! Friedrich Wilhelm gab sich nicht damit zufrieden, daß sein brandenburgischer Staat eine europäische Macht geworden war und fremdherrliche Gesandte um seine Gunst buhlten. Das Vorbild der Generalstaaten hatte es ihm angetan: Brandenburg sollte Kolonialmacht werden!

Im Jahre 1647 trat Artus Gyssels van Lier, der Rat von Indien, der einstige Gouverneur der Ostindiengesellschaft in Amboina, in seine Dienste. Pillau sollte brandenburgischer Kriegshafen und ein „zweites Amsterdam" werden. Zahlreiche holländische Kaufleute dachte man nach Preußen zu ziehen. Benjamin Raule aus Vlissingen schuf aus holländischen Mietsschiffen und holländischen Matrosen eine kurbrandenburgische Marine. Fünf Jahre vor dem Heimgange des Großen Kurfürsten flatterte an der Goldküste von Guinea die brandenburgische Flagge auf dem Fort Großfriedrichsburg.

Der Pate der brandenburgischen Kolonialmacht war kein geringerer als Friedrich Heinrich von Oranien, der seinem Freund, dem Kurfürsten, in der Persönlichkeit des Geyssels van Lier, einen seiner fähigsten Admirale zur Verfügung gestellt hatte. Und Friedrich Wilhelm, auf den er wie ein Magnet wirkte, war ihm mehr denn ein Freund. Er hatte seine Tochter, die fromme Luise Henriette, heimgeführt. Diese Verbindung mit einer Oranierin besiegelte, wie der Kurfürst selbst feierlich sagte, die langjährige Freundschaft für die Generalstaaten. Sie, die als echte Kaufleute nichts umsonst taten, die wegen einer Geldschuld Friedrich Wilhelms clevische Festungen besetzten, haben, weiß Gott, keinen treueren Freund gehabt, der, als England und Münster im Jahre 1665 die Niederlande bedrohten, wie Johann Moritz von Nassau-Oranien schreibt, „nächst Gott der Holländer höchster Trost war, von welchem sie Hilfe und Beistand zu erwarten haben". Hollands Gesandte waren stets gern gesehene Gäste am Hofe zu Berlin und Cleve. Amsterdam sandte eigens seinen Bürgermeister zur Gratulation, als dem Kurfürsten in Cleve der Kurprinz geboren wurde. Selbst der allzufrühe Heimgang der Luise Henriette und eine neue Verbindung Friedrich Wilhelms haben dessen Neigung für die Generalstaaten keinen Abbruch getan. Er war, als Wilhelm II., der Erbsohn Friedrich Heinrichs, im Jahre 1650 starb, der fürsorgliche Vormund des jugendlichen Wilhelms III., der den Ruhm des Hauses Oranien erben sollte. Seine letzte Parole war „Amsterdam".

Ohne das clevische Erbe, das man in den bewegten Tagen der Erbfolgekämpfe sichern wollte, wäre Georg Wilhelm von Brandenburg vielleicht gar nicht auf den Einfall gekommen, seinen Sohn studienhalber nach den Niederlanden zu schicken. Friedrich Wilhelm hat in diesen Tagen das Erbe aus der Herrschaft Wilhelms des Reichen lieben gelernt. Die Schwanenburg war sein Lieblingsaufenthalt geworden. Hier verlebte er von 1646—1649 die ersten Jahre seiner Ehe. Hier ward ihm der Thronfolger geboren. In den folgenden Jahren residierte er verschiedentlich in Cleve, empfing den Besuch seiner oranischen Verwandten, und fast immer war der Aufenthalt auf der Schwanenburg mit einem Abstecher nach dem Haag und Amsterdam verbunden. Der Aufenthalt vom Jahre 1666 war eines der glänzendsten Ereignisse im Leben des Kurfürsten. Alle Großmächte hatten außerordentliche Gesandte zur Schwanenburg

geschickt, um sich in dem von neuem drohenden Völkerkampfe die brandenburgische Unterstützung zu sichern.

In der Zeit der Abwesenheit des Kurfürsten führte Fürst Johann Moritz von Nassau (1604—1672) aus dem Hause Oranien die Statthalterschaft in Cleve. Der kurbrandenburgische Statthalter und Generalfeldmarschall der Generalstaaten wurde die bedeutungsvollste Stütze für die Kulturpolitik des Kurfürsten und für die Geschichte der Baukunst am Niederrhein im Jahrhundert des Großen Krieges eine der wichtigsten Erscheinungen. Er hat aus Cleve eine ganz neue Stadt geschaffen. Von allen Seiten kam man, um sein Werk zu bewundern*.

Der große Moritz von Oranien hatte im Jahre 1604 an Johann Moritz' Wiege auf dem alten Dillenburger Stammschloß Pate gestanden. Von dem großen General der Generalstaaten erbte Johann Moritz die Feldherrenkunst. Der prunkvolle Hof Friedrich Heinrichs nährte später seine Liebe für die schönen Künste und Wissenschaften. Im Jahre 1636, als er mit seinem Heere vor Maastricht und Nymwegen lag, besuchte ihn der Kurprinz von Brandenburg. Er war voller Begeisterung für diesen „zweiten General" der Niederlande. Eine innige Freundschaft verband seitdem die beiden Fürsten.

Kriegerischer Unternehmungsgeist und wissenschaftlicher Forschungsdrang führten Johann Moritz im selben Jahre nach der neuen Welt. Er wurde Gouverneur von Brasilien. Ein Stab von Künstlern und Gelehrten begleitete ihn: der Dichter Franziscus Plante, der später in der „Mauritiade" die Taten des Gouverneurs besungen hat; Willem Piso, der Naturforscher und Arzt; Georg Markgraf, der Geograph; Cralitz, der Astronom; Franz Post, der Maler; Pieter Post, der Baumeister. Kaspar Barläus hat die Reise und den achtjährigen Aufenthalt des Fürsten beschrieben, Franz Post das im Jahre 1647 bei J. Blaeu in Amsterdam erschienene Werk illustriert. Durch Einpoldern ward bald das Sumpfgebiet von Antonio Vaz in einen blühenden Hain verwandelt. Pieter Post baute den Prachtpalast des Gouverneurs mit Terrassen, Hallen und weit hinausragenden Türmen. Moritzstadt nannte sich der von Wällen und Gräben befestigte Ort. Brücken führten über den reißenden Fluß Beberibe. Vor der Stadt lag Johann Moritz' Lusthaus Boa vista. Moritzstadt, der Ort Recief und Boa vista bilden heute die Stadt Pernambuco. Die Heimkehr des Gouverneurs im Jahre 1644 glich dem Triumphzug eines Entdeckers. Zahllose Kisten und Käfige mit astronomischen und ethnographischen Aufzeichnungen, seltenen Pflanzen, Steinen, Bäumen, Tieren, Waffen, Büchern und anderen Kostbarkeiten brachte seine Flotte an Land. Er dachte im Haag, in dem entzückenden Haus vor dem Binnenhof am Vijver, dem wieder von dem altbewährten Reisebegleiter Pieter Post erbauten Mauritzhuis, sich in aller Muße gelehrten Studien hingeben zu können. Aber der Posten eines Kommandanten von Wesel, der damals von den Niederlanden besetzten clevischen Festung, ließ ihm dazu einstweilen keine Zeit. Im folgenden Jahre rief ihn der alte Freund, der Kurfürst von Brandenburg, in seine Dienste.

---

* Ludwig Driesen: Leben des Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen. Berlin 1849. — Georg Galland: Der Große Kurfürst und Moritz von Nassau, der Brasilianer. Frankfurt a. M. 1893. — Robert Scholten: Zur Geschichte der Stadt Cleve. Aus archivalischen Quellen. Cleve 1905, S. 38, 465 ff.

Der „Brasilianer" fand, als er im Jahre 1647 die Statthalterschaft in Cleve antrat, einen Ort vor, der von den Spaniern vollkommen verwüstet war. Nach wenigen Jahren war die hügelreiche Stätte und Umgebung, wie einst das Sumpfgebiet von Antonio Vaz, in eine blühende Gartenstadt verwandelt. Johann Moritz' Kommen war wie ein erfrischender Regen auf dürres Erdreich gefallen. Er war ein Lebenskünstler, ein Epikuräer, der alle Welt mit blühenden Gärten und heiteren Landhäusern beleben wollte. Der Generalfeldmarschall liebte mehr die Umgebung seiner Künstler und Gelehrten denn seiner Soldaten. Und wie ein Kind sich an den Dingen der Natur erfreuen konnte, so fand er seinen Genuß darin, in anschaulicher Muße durch seine Garten- und Landhausschöpfungen zu wandeln. Er wußte auch wie ein Kind nichts von Geld und Geldeswert. Er hatte, unvermählt, weder nach Weib noch Kind zu fragen, verschwendete in vollen Zügen seine Gelder für seine Jugendliebe, den Schloß- und Gartenbau und seine kostbaren Kunstsammlungen.

Die Schwanenburg zu Cleve hatte durch die Spanier am wenigsten zu leiden gehabt. Der Statthalter ließ die Gemächer mit Antwerpener Tapeten neu ausstatten und nahm einige bauliche Veränderungen vor, deren wir oben schon gedacht haben (vgl. S. 37, 41). An Stelle einer Terrasse ward neben dem Johannistor ein Querflügel aufgeführt (Abb. 34), das schöne Portal mit dem brandenburgischen Wappen, dem Kurhut und der Jahreszahl 1664 angebracht (Abb. 36), der obere Hof ganz (Abb. 35), der untere Hof nur an einer Seite von Arkaden umgeben (Abb. 39).

Die Instandsetzung und der Ausbau der Schwanenburg reizten übrigens Johann Moritz' Unternehmungsgeist weit weniger als der Einfall, die schöne Stadtsilhouette auf dem nach Kirmesdahl, dem alten Rheinarm, abfallenden Gelände von der Burg und dem Kanzleigebäude ab weiter auszubauen (Abb. 32, 33). Johann Moritz dachte an einen neuen Prinzenhof und ausgedehnte Gartenanlagen mit Lusthäusern. Der öffentliche Verkehr sollte hier ausgeschaltet bleiben und in die breite, etwas abseits gelegene, von Johann Moritz eigens angelegte und nach ihm benannte Nassauer Allee abgeleitet werden. Der Statthalter stieß aber auf allerhand Schwierigkeiten. Zunächst führte ein öffentlicher Weg durch den geplanten Park; und zweitens hatte die Nassauer Allee keine direkte Verbindung durch die Stadtmauer mit dem Inneren der Stadt. Da die Geistlichkeit auf bestimmte, durch die neue Toranlage an der Nassauer Allee geforderte Eigentumsrechte nicht verzichten wollte, griff Johann Moritz zu einer List: er ließ heimlich ein Tor anfertigen und über Nacht, während die frommen Stiftsherren im tiefsten Schlafe lagen, schleunigst ein Loch in die Stadtmauer brechen und das Tor einsetzen. Aber schwieriger war es, nun einen bequemen Zugang aus der Stadt zum Stadttor zu schaffen, der nur durch die Immunität des Kapitels führen konnte. Das Kapitel protestierte natürlich unter Berufung auf seine alten verbrieften Rechte gegen die Forderung des Statthalters, daß „der Kirchhof zum Markt hin gesteinstrasset und einige Kirchenhäuser, Gebäude und Mauern abgebrochen und darüber von der Kapitelsschule bis an das Nassauertor eine gerade gemeine Straße gemacht werde". Johann Moritz verließ sich wieder auf den gesunden Schlaf seiner

Abb. 326. Cleve. Der ehemalige Prinzenhof. Nach einem Stich von Hans de Leth. 18. Jahrhundert.

Widersacher. Über Nacht wurden die Kapitelsschule und Kirchhofsmauer abgebrochen, die Gräben zugeschüttet und über den Schulplatz und Kirchhof mit Pfählen eine neue Straße abgesteckt. Um der beglückten und überraschten Bevölkerung das frohe Ereignis in aller Frühe mitzuteilen, ließ Johann Moritz von sechs bis sieben Uhr zwei Kompagnien auf dem alten Kirchhof trommeln und pfeifen, so daß an einen Frühdienst in der Stiftskirche nicht mehr zu denken war. Johann Moritz konnte nun ungehindert seine Pläne verwirklichen.

Pieter Post und der Gouverneur von Maastricht, der General van Dorp, bauten den Prinzenhof (Abb. 326). Die Straße vom Torbau Wilhelms des Reichen an der Schwanenburg (Abb. 33, 34, 38), vorbei an den Arkaden des Kanzlergebäudes (Abb. 40), endigte an einer Tordurchfahrt (Abb. 326). Man betrat den von einstöckigen Flügeln bestandenen Hof. Rechts führte ein Tor zur Nassauer Straße und Nassauer Allee. Gegenüber ein anderes zum Park. In der Mitte der vierten Hofseite erhob sich das zweistöckige Wohngebäude, nach dem Kirmesdahl zu auf einer vorspringenden Terrasse zwei Eckpavillons.

Aber kaum vollendet, hatte Johann Moritz schon die Freude an seiner neuen Schöpfung verloren. Er hatte ja noch so viele Dinge für sein Cleve vor. Er dachte, die ganze Stadt mit Parks zu umgeben. Den Prinzenhof suchte er nur im Winter auf oder wenn dringende Geschäfte ihn in die Stadt riefen. Sonst lebte er in intimem Freundeskreise draußen in Lusthäuschen, mit denen er die waldumkränzten Hügel belebte.

Das Landhaus ist die eigenartigste Schöpfung der holländischen Baukunst der Zeit Friedrich Heinrichs und die letzte Form in der Geschichte des heimischen Kastellbaus. Bei den politischen Verhältnissen der Unruhe konnte sie sich erst spät entwickeln. Eine andere Schwierigkeit lag in den Bodenverhältnissen. Man mußte dem sumpfigen Wiesengelände erst künstlich Grund und Boden abringen. Malerische Hügellandschaften, in deren Baumreichtum der Italiener seine Villen hineinkomponierte, hatte der Holländer nicht. Aber dafür konnte er aus dem Reichtum der durch die Entwässerung des Landes gewonnenen Kanäle seinen Landsitzen einen besonderen Reiz geben: Haus und Garten mit einem System von Wasserarchitekturen umgürten. Das Vorbild Frankreichs schuf in Holland eine verfeinerte Gartenkultur. Aber dieses gab ihr mit den üppigen Pflanzenarten seiner Kolonien und den berühmten farbig leuchtenden Erzeugnissen der Haarlemer Tulpenzucht ein eigenes Kolorit. Zu jedem besseren Landsitz gehörten Gewächshäuser. In den Gärten sah man seltene Baumarten, in den Vogelhäusern überseeische Tiere. Lauben und Gartenhäuschen schufen lauschige Plätzchen. Der Bildhauer belebte die geradlinigen Heckenwege mit Göttern, Helden, Faunen und Nymphen der antiken Welt.

In der Rheinlandschaft des südöstlichen Gelder Landes lagen die Verhältnisse günstiger. Das Land war bewegter und hatte reichere Baumvegetation. Das waldbekränzte Hügelland von Cleve gab des Statthalters Gartenbauplänen die idealsten Voraussetzungen. Auch hier war wieder Pieter Post, der neben Philipp Vingboons und Simon Schynvoet zu den beliebtesten Gartenarchitekten Hollands zählt, Johann Moritz ein glücklicher Berater. Südlich hinter dem von Mauern, Toren und Hecken eingefaßten Lustgarten des Prinzenhofs (Abb. 326) erwarb der Statthalter verschiedene fremde Höfe auf der Anhöhe und baute das ganze Terrain systematisch aus. Moräste mußten trockengelegt, Alleen auf künstlichen Deichen angepflanzt werden. So entstand der Sternbusch, genannt nach den acht strahlenförmig im Mittelpunkt zusammenlaufenden Hauptwegen. Dort, wo der eine Weg von der Nassauer Allee in den Sternbusch einbiegt, ließ Johann Moritz auf vier umgestülpten und als Sitze dienenden Bombenkesseln eine Feldschlange aufrichten, auf deren Spitze die eiserne Statuette eines Kupido mit Pfeil und Bogen thronte. An anderen Stellen, von denen aus man einen besonders schönen Blick in das Land hatte, legte man künstlich malerische Hügel an. Der eine heißt heute noch „Kiek in de Pott", angeblich, weil der Fürst auf seinen frühzeitigen Morgenspaziergängen von hier aus sich überzeugen wollte, ob unten im Tale schon bei den Bauern der Schornstein rauche. Eine andere Lesart hört sich viel lustiger an: Der Statthalter interessierte sich unten im Tal für eine Clever Landschönheit. Wenn nun der Vater des Mädchens, dem das Interesse

des Statthalters nicht behagte, auswärts war, dann legte dieses die blanke Innenseite des kupfernen Kessels, des Potts, in das Fenster. Der Widerschein der Morgensonne meldete Johann Moritz, daß unten im Tale die Luft rein war.

Weiter nach Osten schlossen sich die Gartenanlagen von „Freudenberg" und „Berg und Tal" an. Am Rande einer waldigen Anhöhe von Freudenberg hatte der Statthalter sich ein Landhäuschen errichtet, wo er den Sommer zuzubringen pflegte. Das Haus enthielt unter anderem einen seltsamen Saal aus Baumrinde, Moos, Seemuscheln und Spiegelplatten. In diesem Buen Retiro glaubte der Brasilianer, umgeben von seinen südamerikanischen Sammlungen, sich in seine ehemalige Boa vista am reißenden Beberibe zurückversetzt. Unmittelbar an das Landhaus war eine halbkreisförmige Laube mit einem Kuppeldach angebaut, bekrönt von einem Helm und von vier Säulen getragen. Im Innern stand auf einem umgestülpten Bombenkessel mit zwei runden Vorstufen der Sessel des Hausherrn.

Gleichzeitig mit den Anlagen von Freudenberg und Berg und Tal schuf Johann Moritz am anderen Ufer von Kirmesdahl im Tale neue Gärten und Alleen, die sich vom Fuß des Schlosses bis Berg und Tal hinzogen. Eine schnurgerade Allee führte vom Schlosse nach den Fontänen und Wasserfällen am Papenberg, den wieder Johann Moritz mit Grotten, schönen Promenaden, Statuen und idyllischen Ruheplätzchen belebte. Eine schattige Allee führte weiter zum gegenüberliegenden Spitzberg usw.

Doch das alles konnte der Baulust und dem Unternehmungsgeist des Statthalters noch immer nicht genügen. Er hatte von Anfang an sein Augenmerk auf eine Verschönerung der westlichen Umgebung der Stadt gerichtet, den Ausläufer des zwischen Nymwegen, Goch und Cleve gelegenen Reichswaldes an der Kavariner Landstraße, und schon am dritten Tag nach seinem Einzuge in Cleve hatte er den Bürgermeister gefragt, wie uns die Magistratsprotokolle berichten: „ob er wohl im Haag gewesen und dort die Alleen gesehen? Hier in Cleve hätte der Wayenberg (d. i. der Teil längs der heutigen Tiergartenstraße bis zum Springberg) einen vortrefflichen Prospekt . . . . ob er nit einige Wege als vom Mühlenberg und Galgenberg (d. i. der 106 m hohe Clever Berg im Tiergarten, auf dem damals der Galgen stand) und sonsten bis zum obersten Teil dieses Wayenbergs gemacht werden möchten, so daß die Karossen unseres gnädigen Kurfürsten und Herrn und dero Komitats sonderbarer Recreation vor und nach zu gebrauchen, welches der Herr Burgermeister einem gesamten Magistrat vorzutragen auf sich genommen". Da aber die Stadt auf die Wünsche des Statthalters nicht einging, begann dieser zunächst mit dem Schmuck der Anlagen südlich vom Schloßberg an der Nassauer Allee, in dem Glauben, den Magistrat später schon gewinnen zu können, wenn erst diese Anlagen vollendet wären. Nachher ging dann auch die Stadt, allerdings nicht leichten Herzens und nicht ohne Beschwerden bei dem Kurfürsten, auf Johann Moritz' Wünsche ein. Und schon im Jahre 1657 konnte der Statthalter seinem Landesherrn berichten: „Der Ort, den zu des Churfürsten Delektation erwählet, falle so admirabel schön und angenehm aus, daß viele vornehme und auch geringe Leute aus Holland expreß kämen, um allein diesen Ort zu sehen. Alle verwunderten

sich, daß die Fontainen so hoch hätten getrieben werden können .... ein Ort, der weder in Frankreich noch in Italien seines gleichen habe." Die Anlage war Jacob van Kampen übertragen worden. „Monsieur van Kampen ist allhier", berichtet Johann Moritz weiter an den Kurfürsten, „kann selben von diesem Ort nicht abkriegen, ordonniert noch viele schöne Sachen, alles ohne Kosten".

Und so war der zweite Großmeister des holländischen Klassizismus, der Baumeister des Amsterdamer Rathauses, in die Dienste des Statthalters getreten. Die „Nachtigall von Amersfoort", wie Joost van den Vondel ihn genannt, der nicht nach materiellem Gewinn strebte, sondern nur zu eigener Freude sang. Reich und unabhängig, war er der uneigennützige Berater des Landadels und der Städte und einer der ersten, der die Kunst der Palladio und Vignola in die heimische eigene Sprache des durch das Material des Backsteins bedingten holländischen Klassizismus übertrug.

Sein neuer Tiergarten zu Cleve zählt sicherlich zu seinen interessantesten Schöpfungen (Abb. 327). Der Hauptschmuck war der Ausbau der natürlichen Schlucht am Springberg. Vor dem Hintergrunde der abgeholzten Bergwand, auf deren Höhe eine breite Allee hinauf zum Clever Berge führt, ward ein Amphitheater angelegt. Der Nachfolger des Großen Kurfürsten hat in den Jahren 1711 und 1712 das Theater noch besonders prächtig ausbauen lassen. In der Mitte mit einem achteckigen Kuppelbau. Zu beiden Seiten je vierzehn durch Pfeilervorlagen gegliederte und mit einer Galerie bekrönte Arkaden. Terrassenförmig begleiteten vier Bassins mit Springfontänen den Abhang und die Seitenwege hinunter zur Fahrstraße, zur Tiergartenstraße. Im obersten Bassin stand nachdenklich, mit lorbeerbekränztem Helm, die Rechte auf den Speer gestützt, auf einer Erdkugel die Marmorstatue der Minerva. An den vier Ecken des Sockels bliesen vier Delphine ihre Wasserstrahlen. Das folgende Bassin schmückte ein auf einem Delphin schwimmender Kupido, der aus einer Muschel Wasser blies, und zwei wasserspeiende Enten. Das dritte Bassin ein „Römer". Im untersten spie ein schwarzer

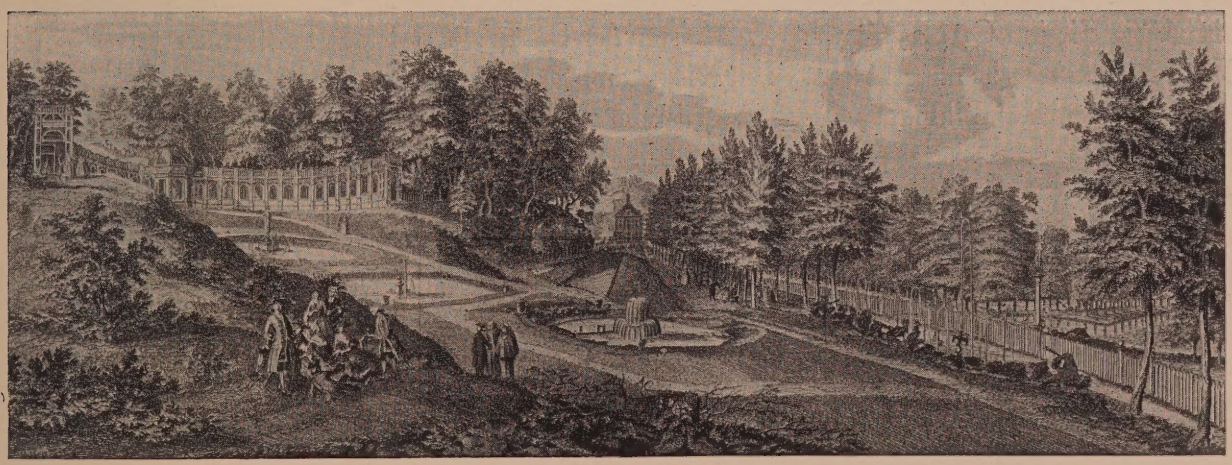


Abb. 327. Cleve. Der neue Tiergarten Ehemaliger Zustand. Nach einem Stich von S. Fokke um 1745.

Adler mit ausgebreiteten Flügeln einen hohen Strahl aus seinem Schnabel, während sechs kleinere Strahlen aus dem Bassin aufstiegen. Im Hintergrunde war an einem abgestuften Grottenwerk ein Wasserfall angebracht, der dem Munde zweier Tritonen und einer bizarren Maske entquoll. Ganz unten standen zwei heraldische Löwen mit den Wappen von Amsterdam und Holland. Jenseits der Fahrstraße erhob sich auf einer Säule der sogenannte Eiserne Mann, eigentlich kein Mann, sondern nur eine Panzerrüstung mit großen Sporen, einem langen Schwert und in der Rechten einen Streitkolben. Es soll die Rüstung des gefürchteten geldernschen Kriegsobersten Martin van Rossem gewesen sein. Doch damit war die Anlage am Springberg noch nicht vollendet. Johann Moritz plante, die Achse vom Amphitheater bis zum Eisernen Mann weiter bis zum alten Rhein auszubauen, dachte eine geradlinige Wasserverbindung nach Nymwegen zu schaffen. Der Kanal ist leider nur bis zur sogenannten Wasserburg vollendet worden. Genau über seinem Spiegel grüßt die Kirche von Hochelten herüber. Rechts von den beiden mittleren Bassins führte ein schattiger Weg an der Anhöhe an zwei Teichen und dem kleinen Lusthaus des Statthalters vorbei zu dem Hause des Fontänenmeisters. Und dazu kamen noch andere Häuschen, für den Hofgärtner, den Pförtner usw. An den Wegen wurden Statuen aufgestellt, in dem Teil am Kanal seltene Baumarten gepflanzt, die heute noch eine Sehenswürdigkeit darstellen. Und um nun die ganze Schöpfung und das umliegende Land überschauen zu können, ließ Johann Moritz durch den hochgelegenen Forst hinter dem Amphitheater breite Alleen schlagen. Auf dem Wayenberg liefen sternförmig zwölf Alleen zusammen. Er trägt seitdem den Namen Sternberg. Ein wunderbares Panorama breitet sich von dort zu unseren Füßen aus. Jede Allee hat ihr eigenes „Point de vue". Die eine den spätgotischen Kirchturm von Rhenen im Utrechter Land, die andere den Turm von St. Eusebius in Arnheim, die andere den Berg von Hochelten, die andere die Schwanenburg, andere Nymwegen, Kalkar, Gennep, Doesburg an der Yssel usw.

Joost van den Vondel hat die Gestalt der Minerva vom obersten Bassin der Fontänen am Amphitheater besungen. „Op de marmere Pallas van den Doorl. Vorst en Heere Joan Mauritius." „Fidias Quellyn" war der Meister der Statue. Die Stadt Amsterdam hat sie dem Fürsten zum Geschenk gemacht. Teilweise stammt aber auch der übrige plastische Schmuck von dem genialen Bildhauer des Amsterdamer Rathauses, von Artus Quellinus.

Später wandte sich das Interesse des Statthalters wieder dem Ausbau seiner Gartenanlagen im Südosten der Stadt zu. Er zog sich in die idyllische Einsamkeit von Freudenberg und Berg und Tal zurück. Er baute sich in Berg und Tal ein neues Lusthaus, schmückte diesen Sommersitz mit seinen zahlreichen antiken Sammlungen, die er als architektonische Schmuckstücke einbauen ließ. In nächster Nachbarschaft war sein privater sogenannter kleiner Tiergarten. Der Königsgarten faßte nur seltene Blumenarten. Und um ganz allein für sich leben zu können, ließ Johann Moritz sich hier oben in der Einsamkeit eine Kapelle errichten. In dem stillen abseits gelegenen Berg und Tal, unweit vom Papenberg, wollte er auch in einem verschwiegenen Waldtal, das Strauchwerk und Gräben einschloß, begraben sein. Noch zu

Lebzeiten ward das Grabmal aufgestellt. Auf einem künstlich geschaffenen Vorplatz eine halbkreisförmige Mauer mit Pfeilern gegliedert. Antike Urnen und Krüge schmückten den Aufbau. Antike Skulpturen, Altäre, Votivsteine usw. die Wände. Auch im Tode sollten ihn die umgeben, die er zeitlebens geliebt, seine Wälder, Gärten, seine Kunstschätze und der Gesang der Nachtigall. Und wie liebte dieser Naturfreund die Nachtigall. „Allhier am Schloß unter Ew. Durchlaucht Kabinet", schrieb er einmal an den Kurfürsten, „hat am Hang des Berges am 28. August ein Nachtigall des Morgens und Abends angefangen zu singen und continuiert darin annoch. Welches viele Menschen mit Verwunderung, ich auch selbst, angehört haben. Ut in litteris! Verhoffe, weil es ein lieblich Vögelein ist, was gutes bedeuten werde."

Die Beschreibung der Garten- und Landhausanlagen des Statthalters von Cleve trifft aber auf die heutigen Verhältnisse nicht mehr zu. Aus dem Prinzenhof ist ein Hotel geworden. Sein schöner Vorhof ist längst verändert und die Portale verschwunden. Den Lustgarten hat Maximilian Friedrich Weyhe, der Schöpfer des Düsseldorfer neuen Hofgartens, im Jahre 1814 wesentlich umgebaut. Auch hier fehlen die Portale, die Hecken und gradlinigen Wege. Der Kupido auf der Feldschlange auf der Nassauer Allee am Eingang zum Sternbusch wurde im Jahre 1702 von den Franzosen heruntergestürzt. Das Lusthaus auf dem Freudenberg ging schon im Jahre 1669 in Flammen auf. Am schlimmsten hat das Jahr 1794 die Residenz des Statthalters heimgesucht. Die Egalität mit ihren Genossinnen Libertät und Fraternität schossen das Wild im Tiergarten nieder, zerstörten das Amphitheater, die Gartenanlagen, Fontänen, Grotten und Skulpturen. Nur die Minerva blieb, wenn auch verletzt, erhalten. Maximilian Weyhe hat die zerstörten Gartenanlagen nur dürftig wieder in Stand gesetzt, Adolf von Vagedes um die wenig glücklich restaurierte Minerva einen offenen antiken Tempel gebaut (Abb. 328). Die Fontänen aber wurden leider nicht wiederhergestellt.

Abb. 328. Cleve. Minerva-Tempel im Tiergarten. Vgl. Abb. 327.

Dann das idyllische Berg und Tal. Hier hatten die Franzosen im Jahre 1702 sich selbst an dem Grabmal des Statthalters vergriffen und Urnen und Antiken beschädigt. Der verdienstliche Kammerpräsident von Buggenhagen hat später dafür gesorgt, daß die beschädigten Kunstwerke im Jahre 1792 auf der Schwanen-

burg Unterkunft fanden, bis sie dann mit den Resten der Antikensammlung Wilhelms des Reichen nach Bonn gelangten. Von dem einst vielgerühmten Königsgarten von Berg und Tal ist nichts mehr erhalten. Gras und Unkraut wuchern auf den ehemaligen Wegen.

Und dennoch üben die wenigen Reste, die von den Garten- und Quellenanlagen des Johann Moritz sich in das 19. Jahrhundert hineingerettet haben, noch immer eine große Anziehungskraft aus. Freilich, wir Rheinländer wissen nicht viel davon. Aber man frage die Holländer, die jährlich in Scharen und Extrazügen an den Bade- und Trinkanlagen Cleves Erholung suchen und von den waldumkränzten Hügeln das Auge über ein lachendes, anmutig belebtes Rheintal schweifen lassen. Die Tage Adolf von Vagedes, dieses ausgezeichneten niederrheinisch-münsterländischen Klassizisten vom Anfang des 19. Jahrhunderts, haben wieder neues Leben aus den Ruinen entstehen lassen und die Nachbarschaft mit gartenreichen Villen bevölkert.

Der Einfluß des kurbrandenburgischen Statthalters reichte weit über das Clever Land hinaus. Er war, wie Georg Galland, sein Biograph, sagt, „über drei Dezennien der Pförtner unseres Vaterlandes an der nordwestlichen Grenze, der von Jugend auf kein größeres Vergnügen kannte, als ›bauen, graben und pflanzen lassen‹". Er war der Vermittler zwischen dem Großen Kurfürsten und jenen holländischen Künstlern, die in der Mark eine Stätte reicher Betätigung fanden. Ja, er nahm selbst aktiv das größte Interesse an ihren Arbeiten, so daß die Erinnerung an den Statthalter in Berlin bis tief in das 18. Jahrhundert hinein wachgeblieben ist. „Überhaupt hat die Mark Brandenburg", berichtet im Jahre 1793 Königs ›Historische Schilderung von Berlin‹ „nächst dem Churfürsten, dem erwähnten Fürsten Johann Moritz, welcher ein Herr von edlem und wohltätigem Charakter war, der die ganze Welt verschönert haben wollte, wenn es von ihm abhing, in Absicht der Bekanntmachung und Fortpflanzung der Litteratur, Wissenschaften und Künste, sehr viel zu verdanken; sowie besonders eine Menge trefflicher Anlagen von und durch ihn in Berlin gemacht worden sind." Auch für den Ausbau von Potsdam zeigte er das lebhafteste Interesse. „Fürst Moritz ist schon acht Tage zu Potsdam", schreibt am 15. November 1661 ein Herr von Jena, „einen Entwurf zu machen, wie sie meinen, daß es recht zu bauen und anzulegen ist." Einige Jahre später tritt der Statthalter in der Neumark selbst als Bauherr auf. Er war Herrenmeister des Johanniter-Ordens geworden und baute sich ein Ordensschloß zu Sonnenberg*.

Es kann hier nicht der Ort sein, auf Johann Moritz' Bautätigkeit in der Mark weiter einzugehen, wie ich auch seine Schöpfungen in Holland und Brasilien nur flüchtig erwähnen konnte. Nicht unwichtig ist aber für die Geschichte unserer näheren Heimat der Einfluß seines Wirkens auf die Bauentwicklung am Niederrhein und im benachbarten Stift Münster.

Johann Moritz ist der Pate des blühenden Klassizismus, der mit der Thronbesteigung des Fürstbischofs Christoph Bernhard von Galen (1650—1688) im Münster Land beginnt. Cleve war der Vermittler zwischen Amsterdam und dem Stift und den dort im Dienste des Landes-

* Driesen a. a. O., S. 296 ff. — Galland: Der Große Kurfürst usw., S. 93 ff.

herrn tätigen Baumeistern Petrus und Gottfried Laurenz Pictorius, Johannes Quincken, Lambert von Corfey usw*. Wir beobachten auch in Münster die gleiche Wandlung der gesellschaftlichen Stellung der Künstler wie am Hofe Friedrich Heinrichs im Haag und Johann Moritz' in Cleve. Sie waren Hofkünstler und Ingenieuroffiziere. Der Landesherr war der Mittelpunkt des künstlerischen Lebens geworden. Der Zunftbetrieb in Bedeutungslosigkeit hinabgesunken. Christoph Bernhards Schloßbau zu Coesfeld** geht auf den Klassizismus der Jacob van Kampen, Pieter Post und Philipp Vingboons zurück. Die Rückseite des Merveldter Hofes zu Münster erinnert lebhaft an den Prinzenhof zu Cleve; die einstöckigen Reste der landesherrlich münsterischen Vorburg auf Sassenberg an die Hofflügel des Clever Prinzenhofes***. Wir wissen auch, daß Christoph Bernhard die Gelegenheit nicht vorübergehen ließ, einen der Meister Johann Moritz', der 1655 in Münster weilte, für die Anlage und den Ausbau des Coesfelder Schlosses um Rat zu fragen. Es war Heinrich Rusius oder Ruse oder Rüssen aus Amsterdam, kurbrandenburgischer Ingenieur und später dänischer Generalmajor, der damals an den Befestigungsarbeiten von Calcar, Lippstadt und Berlin beschäftigt war. Man wird die Zusammenhänge des münsterischen, clevischen und holländischen Klassizismus noch weiter verfolgen können, auch in der bürgerlichen Baukunst und der Plastik. Dem viel beschäftigten münsterischen Bildhauer Johann Mauritz Gröninger schwebte immer das große Amsterdamer und Clever Vorbild vor Augen, Artus Quellinus. Ich hoffe an anderem Orte auf diese Zusammenhänge eingehender, als es der Rahmen des vorliegenden Buches gestattet, zurückzukommen†.

Von der Raumausstattung, der Inneneinrichtung der Lusthäuser und Edelsitze am Niederrhein der Zeit des Johann Moritz ist nur eine dürftige Vorstellung geblieben. Nur Schloß Winnenthal (Abb. 42, 43) zeigt noch in einem seiner Räume die alte Stuckdecke vom Jahre 1660 (Abb. 329). Eine glänzende Arbeit, ein virtuoses Meisterstück mit großen, teils frei gearbeiteten weiblichen Figuren und Putten mit Festons. In der Mitte und in den Ecken gute allegorische Gemälde, wenn auch durch Übermalung etwas entstellt. In der Mitte der Mensch als Mittelpunkt der Schöpfung, ein nacktes Kind von reichgekleideten üppigen Frauen umgeben. In den Ecken Darstellungen der Jahreszeiten. Derber und fast an plastische Unmöglichkeiten der Reliefdarstellung grenzend ist die Decke im Erdgeschoß vom „Haus zum Großen Kurfürsten" in Cleve von Jan Hansche††. Die Arbeit wird älter sein als die auf Winnenthal. Die Figuren ragen frei aus der Decke heraus. Darstellungen der antiken Mythologie, Venus ein Pferd fütternd, Mars und Venus vor dem versammelten Olymp auf dem Ruhebette, Zeus

* Vgl. Kerckerinck-Klapheck: Alt-Westfalen, S. XXIV.

** Kerckerinck-Klapheck: Alt-Westfalen, Abb. 197, 198.

*** Kerckerinck-Klapheck: Alt-Westfalen, Abb. 201 u. 218.

† Der Westfälische Heimatbund (Kommission für Heimatschutz) hat eine neue Veröffentlichung über den frühen münsterischen Klassizismus, der Zeit von Christoph Bernhard von Galen bis Clemens August von Bayern, in Vorbereitung. Hier ist die erwünschte Gelegenheit gegeben, das baukünstlerische Lebenswerk des großen Oraniers in Holland, Brasilien, Cleve und in der Mark aus alten literarischen und zeichnerischen Aufnahmen ausführlich vorzuführen. Es ist dies die unumgängliche Notwendigkeit, um überhaupt den münsterländischen Klassizismus entwicklungsgeschichtlich zu würdigen.

†† Abb. 60 bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Cleve. Düsseldorf 1892.

die Europa entführend, Merkur mit sieben jugendlichen Bacchantinnen, Diana den schlafenden Endymion küssend, der Sturz des Phaeton. Dann die Wappen des damaligen Hausherrn, des Grafen von Mitzfeld und seiner Gattin geb. von Eichel. Im anschließenden Saale Szenen aus dem Leben Simsons. Eine ähnliche Decke, aber als Relief besser, finden wir im Hotel „Horion" auf dem Großen Markt.

Aber die wichtigsten Elemente der Raumausstattung fehlen leider doch auf Winnenthal, die alte Wandbekleidung. Mitten an einer Wand wird ehemals ein Kamin in strengen architektonischen Formen gestanden haben. Darüber ein Porträt oder ein Spiegel in entsprechender Umrahmung. Pieter Posts erhaltene Entwürfe könnte man zu Rate ziehen, wenn man den Kamin wieder herstellen wollte. Gobelins oder Tapeten, die damals zum erstenmal aufkamen, wie z. B. die Utrechter Velourtapeten mit ihren wirkungsvollen Mustern, rahmten den Kamin ein und schmückten die übrigen Wände. Oder auch eine Holzvertäfelung. Die Deckenkehlen wie Türen und Supraporten zeigten wieder architektonische Gliederung. Die Räume des Amsterdamer Rathauses, des Mauritzhuis oder des Huis ten Bosch im Haag*, dann der münsterländischen Edelsitze, des Merveldter und Beverförder Hofes zu Münster, des Hauses Borg bei Rinkerode, der Schlösser Lembeck und Nordkirchen müssen das Bild der einstigen Ausstattung der niederrheinischen Edelsitze ergänzen**.

Und ganz selbstverständlich mußte der Einfluß des holländischen Klassizismus und die Tätigkeit der führenden Hauptmeister in Cleve auch auf die Gestaltung des Bürgerhauses am Niederrhein einwirken. Das kleinbürgerliche Wohnhaus mit dem „voorhuis" und dem eingebauten Laden trat mehr und mehr zurück. Fenster und Portale wuchsen aus den alten gedrückten Verhältnissen zu großen rechteckigen Formen aus. Der Korridor wurde ein stattlicher Vorflur mit hellerleuchtetem Treppenaufgang. Die Fassade nahm repräsentativere Formen an. Der Treppen- und Volutengiebel kommt seltener vor. Meist wächst über der Mittelachse im Dachgeschoß ein Backsteinrechteck auf, oben mit einem Flachgiebel bekrönt. Von ihm laufen zu beiden Seiten flache Bögen mit Kränzen geschmückt zu den Ecken des obersten Wohngeschosses, die Vasen zieren. Tote Flächen schmückte man mit dekorativen Kränzen aus Früchten, Blumen und Seemuscheln; Festons, an zwei Punkten befestigt, so daß die Enden herunterbaumeln. Jacob van Kampen hat das Motiv zuerst an seinem Rathausbau zu Amsterdam verwandt. Es ist seitdem unzählige Male wiederholt worden. Die ovalen Dachfenster oder Inschriftentafeln rahmte man mit ähnlichen Kränzen ein. Cleve zeigt heute noch zwei charakteristische Vertreter des neuen Fassadentyps (Abb. 330, 331). Der eine ist leider später durch einen Ladeneinbau entstellt worden (Abb. 330). Dürftiger zeigt sich die

* Architectura Moderna. Amsterdam 1631. — Philipp Vingboons: Afbeeldsels der voornamste Gebouwen uit alle de Philipp Vingboons geordineert. I. Band. Amsterdam 1648. II. Band 1688. — Pieter Post: Huis ten Bosch. Amsterdam 1649. — Jacob Vennekol: Verscheydene Poorten en Portalen als Schoorsteenmantels etc. Amsterdam ca. 1660. — Jacob Vennekol: Afbeeldsels van t'Stadthuis van Amsterdam. 1661—1664. — Publikation der Arbeiten von Pieter Post. Haag 1664. — Het Trippenhuis 1664 u. 1669 usw.

** Kerckerinck-Klapheck: Alt-Westfalen. Abb. 235—247, 252, 253.

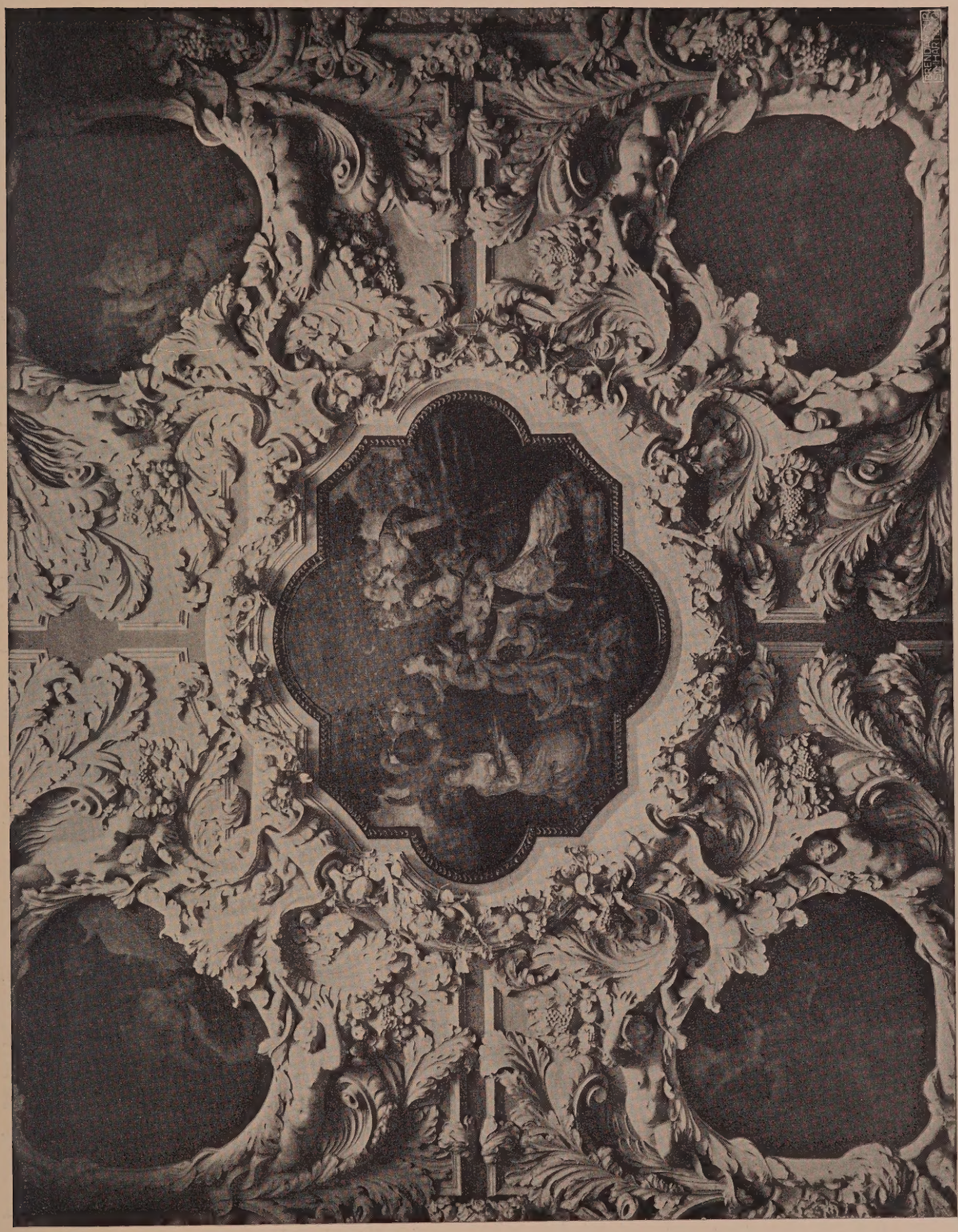


Abb. 329. Schloß Winnenthal. Stuckdecke. Vgl. Abb. 42, 43.

neue Fassade in Emmerich (Abb. 333), während Münster auf dem Roggenmarkt einen ausgezeichneten Repräsentanten hat. Die festlichste Form hat der Mittelrisalit an der fürstbischöflich münsterischen Landesburg zu Ahaus*.

Später, als die Fassade des Bürgerhauses mehr und mehr an Breitenentwicklung gewann, trat der Giebel zurück. Aus dem Zwang des Backsteinmaterials, das kein zu großes Relief gestattete und seine architektonische Wirkung nur in gut abgewogenen Verhältnissen suchen konnte, hatte sich eine wohltuende Ökonomie der dekorativen Gliederung entwickelt. Nur die Hauptachse, der Türrahmen mit dem darüber liegenden Fenster erhielt reicheren Schmuck, und zwar einheitlich durch beide Stockwerke gehend. Diese in Holland so häufig anzutreffende Schmuckform finden wir in Cleve auch auf dem Großen Markt wieder (Abb. 332).

Abb. 330. Cleve. Hauptstraße. Vgl. Abb. 331.

Das freistehende Haus um die Wende des Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des folgenden schließt sich ebenfalls eng an die Bauten des holländischen Klassizismus an. Jacob Sprenger führte 1724 an Stelle des im Jahre 1703 bei dem Bombardement der Stadt zerstörten Rathauses in Geldern einen stattlichen, fast quadratischen, zweigeschossigen Backsteinneubau auf (Abb. 339). Backsteinpilaster mit Hausteinkapitälen zieren die Ecken und rahmen mit einem Giebelaufbau auf jeder Front die Mittelachse ein. Vor der Hauptfront tragen Säulen den von einer Balustrade eingefaßten Altan. Echt holländisch ist das durchlaufende Hausteinhauptgesims. Und ebenso auf dem abgewalmten Dach die reizvolle Turmgliederung mit der rhythmischen

* Kerckerinck-Klapheck: Alt-Westfalen. Abb. 224 u. 206.

Verteilung der vier fialenartigen Schornsteine, der Mansardenfenster und Giebel. Noch ansprechender in den Verhältnissen ist das Pfarrhaus zu Rheinberg vom Jahre 1729, ein Bau des Abtes von Camp Stephan Broichhausen. Ein Haus, das in seiner „zeitlichen Stillosigkeit" wieder in die Bautätigkeit der Gegenwart zurückgerufen werden könnte, dessen Schönheit in der materialgerechten Gliederung der einzelnen Teile, der Aufteilung der Wandflächen durch Backsteinpilaster mit Giebeln, der Eckpilaster und des klar gegliederten hellen Hausteingesimses liegt (Abb. 334).

Der Große Kurfürst hinterließ seinem prunkliebenden Sohn, dem ersten Preußenkönig Friedrich I., große architektonische Aufgaben, in welchen das gehobene Staatsgefühl Brandenburg-Preußens seinen Ausdruck finden sollte. Neben Niederländern waren noch eine Reihe anderer Künstler in die Dienste des Berliner Hofes getreten. Der gefeierte Pariser Baukünstler François Blondel, der zweimal in Berlin der diplomatische Vertreter Frankreichs war; die beiden zu Berlin gestorbenen Römer Giovanni Maria Baratta († 1687) und Francesco Baratta († 1700); der große Andreas Schlüter aus Hamburg, Guilleaume Hulot aus Paris, Johann Friedrich Eosander Freiherr von Göthe aus Riga, Arnold Nering, L. Chr. Sturm, Jean de Bodt u. a. m. Aber auch in den niederrheinischen Besitzungen hatte Friedrich Wilhelm seinem Sohne große Aufgaben hinterlassen. Von dem prächtigen Ausbau des Amphitheaters zu Cleve war oben schon die Rede (Abb. 327). Wichtiger war die Ausführung der Pläne für Wesel, die noch aus den letzten Jahren des Großen Kurfürsten stammten.

Abb. 331. Cleve. Hauptstraße. Vgl. Abb. 330.

Wesel, die zweite Residenz im Herzogtum Cleve, hat ebenfalls dem

kurbrandenburgischen Statthalter Johann Moritz viel zu danken. Er hat die alte Burg der Clever Herzöge, die heutige Kommandantur, ausgebaut*. Das nach dem Hof gekehrte, von Pilastern eingefaßte und von einem Architrav mit Metopen und Triglyphen bekrönte Portal vom Jahre 1649 stammt von dem Ausbau des Statthalters. Im unteren Geschoß finden wir noch eine Stuckdecke mit dem brandenburgischen Adler.

Wesel war der wichtigste strategische Punkt am Niederrhein. Der Große Kurfürst faßte daher im Jahre 1680 den Plan, den oft berannten und gefährdeten Ort nach dem Systeme Vaubans stark zu befestigen. Der Entwurf von dem Ingenieurhauptmann Dupuy ist noch erhalten*. Im Jahre 1687 begann der Bau der Zitadelle. Im folgenden Jahre starb der Kurfürst. 1689 übernahm Hauptmann de Corbin die Bauleitung. Im Jahre 1700 ward das Clever Tor errichtet, 1718 der Torbau der Zitadelle, im selben Jahre das Berliner Tor begonnen. 1728 folgten die dahinter liegenden Magazingebäude. — Ich kann die weitere, an sich sehr interessante Geschichte der Festung Wesel übergehen. Kunstgeschichtlich wichtig sind für unsere Darstellung nur das Clever und das Berliner Tor.

Abb. 332. Cleve. Am Großen Markt.

Das Stadttor hatte, seitdem die Stadtmauer fortifikatorisch zwecklos geworden war und Bastionen den Ort beschützten, die Bedeutung eines Bollwerks verloren. Wir sahen das bereits bei der Anlage der Alessandro Pasqualini und Joist de la Court für die Veste Jülich (Abb. 111, 112, 115). Das Stadttor war ein lediglich dekorativer Abschluß der Hauptverkehrswege geworden, der, da Zweckfragen des Wohnens und der Verteidigung kaum noch mitredeten, einer der wichtigsten Vermittler des monu-

* Abb. 74 bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Rees, Düsseldorf 1892.

** Abb. 69 bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Rees

mental gestimmten Klassizismus wurde. In Amsterdam das ehemalige Heiliege-Weg Tor vom Jahre 1636, das Regulier Tor von 1655, dann 1658 das Muider-, Weesper-, Utrechtsche und Leidensche Tor. Dann wären die Torbauten zu Alkmaar, Utrecht, Rotterdam und Leiden anzuführen. Anfänglich verwandte man die knappen dorischen oder toskanischen Stilformen in Rustikaquaderung. Allmählich aber wurde die Gliederung eleganter und reicher und faßte noch Nebenräume.

Das Clever Tor in Wesel war einst ein gedrungener Barockbau und stand am Ende der Niederstraße mit breiten, schweren Pfeilern und gedrücktem Grätengewölbe*. An jeder der Außenseiten auf drei massigen Pfeilern ein Giebelfeld, nach der Feldseite geschmückt mit dem preußischen Adler, nach der Stadtseite mit einem vielgestaltigen Relief. Die Innenseite ist später an anderer Stelle als Fassade an das Wachtgebäude der Artilleriekaserne eingebaut worden (Abb. 335), nicht übermäßig glücklich. Es besteht gar kein organischer Zusammenhang zwischen dem Torrest und dem Wachthaus. Auch die Verhältnisse des Tores sind ganz andere geworden. Das Wuchtig-Kräftige ist verloren, da man die Pfeiler unterbaut und erhöht hat. Anfänglich waren über dem Giebel noch dekorative Plastiken geplant. Sie wurden indessen niemals aufgestellt, in den Jahren 1757 und 1763 von den Franzosen zerstümmelt und später verkauft.

Abb. 333. Emmerich.

In dem wirkungsvoll profilierten Giebelfelde hatte Friedrich I. sich auf einem Thron unter einem Baldachin als römischer Imperator darstellen lassen. Krieger reichen ihm den Lorbeerkranz. Ein Putto mit einem Füllhorn und Minerva

* Alte Aufnahme Abb. 73 bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Rees

mit dem Schild, Herkules mit Löwenfell und Keule und Mars umgeben ihn. Die Ecken füllen Trophäen.

Von künstlerisch ungleich größerer Bedeutung ist das Berliner Tor. Ein bedeutsames Denkmal der brandenburgisch-preußischen Geschichte am Niederrhein, das im 18. Jahrhundert allgemein Aufsehen erregt hat und als ein Meisterwerk der Ingenieurkunst galt (Abb. 336–338). „Ce qui mérite dans cette ville l'attention d'un voyageur, c'est la porte de Berlin. Je n'ai rien vu ailleurs de plus beau et de plus parfait en ce genre", schreibt 1732 der Baron von Pöllnitz in seinen Memoiren. Das Tor der Feldseite (Abb. 336) ist streng akademisch gehalten. Zwischen zwei Säulen stehen neben dem Eingang zu beiden Seiten auf hohen Postamenten die überlebensgroßen Statuen der Minerva und Herkules. Über ihnen schwebt je ein ovales Medaillon mit Girlanden umkränzt; das eine mit einem Adler, der der Sonne zustrebt; das andere mit einem Löwen. Über der Tordurchfahrt sind Vater Rhein und Jungfrau Lippe dargestellt. Ein klassisch strenges Metopen- und Triglyphengesims schließt die Säulenarchitektur ab. Über ihm eine hohe Attika mit einer Bronzeinschrift. Darüber eine wirkungsvolle Trophäe. Das preußische Wappen, eingerahmt von der Kette des Ordens vom Schwarzen Adler, von Fahnen und zwei posaunenblasenden weiblichen Gestalten. Indes, die Attika und die Trophäe stammen erst von der Restauration des letzten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts. Bis dahin schloß der Torbau unter der Inschrifttafel mit einem flachen Dach ab. Der Restauration lag aber eine alte Zeichnung vom Jahre 1791 zugrunde, die den Zustand bis zum Jahre 1792 zeigt. Aus der Attika wurden damals Grabsteine für den Judenfriedhof hergestellt*.

Abb. 334. Rheinberg. Pfarrhaus.

Von besonderem, technischen Interesse ist die Anlage der Durchfahrt. Das Gelände steigt nach der Stadt zu an. Pilasterstellungen und durchlaufende Sockel und Gesimse folgen dem Gefälle des Bodens. Der 3,30 Meter breite Eingang weitet sich zu immer größeren rechteckigen Räumen, in der Mitte zu einer mit einer Kuppel bekrönten und an den Seiten mit Nischen gegliederten Rundanlage von 8,30 Meter Durchmesser. Dann nimmt die Durchfahrt in demselben Verhältnis wieder ab bis zu dem 3,30 Meter breiten Eingang in die Stadt. Die ganze Durchfahrt mißt rund 25 Meter; die Breite des Gebäudes 17,32 Meter.

* Über die Restauration vgl. Otto Schultze i. d. Berichten über die Tätigkeit der Provinzialkommission für die Denkmalpflege in der Rheinprovinz. Düsseldorf 1900, X, S. 72 ff. Abb. 29: Zustand vor der Restauration; Abb. 31: Grundriß; Abb. 32: Schnitt. — Interessante Aufnahmen!

Reicher und eleganter ist die Stadtseite des Torbaues (Abb. 337, 338). Die Toröffnung liegt in einer Nische. Auf breiten seitlichen Mauervorlagen, die das reiche Profil über dem Tordurchgang weiterführen, flache rechteckige Reliefs mit Trophäen. Darüber auf einer Attika freistehende Trophäenaufbauten mit Panzer und Helm. Und über dem Durchgang zwei gefesselte Krieger neben einer Kartusche mit dem Namenszuge F. R., eingerahmt von Adlerfängen, der Kette des Schwarzen-Adler-Ordens und der Königskrone. Bis 1892 schlossen sich an die Front des Torbaues nach der Stadtseite zu beiden Seiten je drei Arkaden in Viertelbogenstellung noch an (Abb. 337), und zwar an jenem heute noch zu sehenden Seitenbogen (Abb. 338). Drei weitere Arkaden setzten frontal den Umgang fort. In den Zwickeln waren, nach der Feldseite zu, rechteckige Häuschen eingebaut, und der Stadtgraben zog am äußeren Rund der Bogenanlage vorbei. Das war einst ein grandioser Abschluß des Torvorplatzes!* (Abb. 337.) Über die Linien der geschweiften Flügel glitt das Auge hinauf zu dem hinausragenden Mittelbau. Die Schmucklosigkeit der Flügel gab der reichen plastischen Dekoration des Toreingangs das wirkungsvolle Relief. Auch hier hat das „neuzeitliche Bedürfnis" ein städtebauliches Juwel zerstört!!

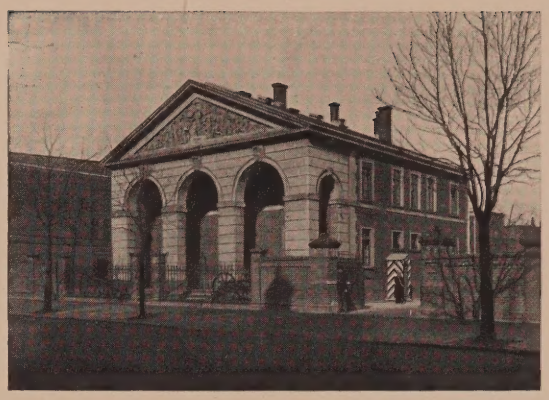


Abb. 335. Wesel. Clever Tor. Heutiger Zustand.

Der Meister des Berliner Tores war Jean de Bodt (1670—1745), der 1670 als Sohn eines Mecklenburgers in Paris geboren war, 1689 Wilhelm III. von Oranien nach England begleitete und 1700 nach Berlin kam. Der Gateway am Queens College zu Oxford mag ihm die Anregung gegeben haben, das Tor am Stadtschloß zu Potsdam im Jahre 1701 seitlich mit Viertelkreisen und frontaler Ecklösung zu entwerfen**. Über Potsdam gelangte im Jahre 1718 dann das Motiv nach Wesel. Daneben machen sich indessen am Berliner Tor und in der Darstellung der Trophäen auch Einflüsse von Andreas Schlüter bemerkbar. Die gefesselten Sklaven über dem Portal der Stadtseite erinnern an die Gestalten am Sockel des Denkmals für den Großen Kurfürsten auf der Schloßbrücke zu Berlin. Ebenso die rechteckigen Reliefs an den Pfeilern (Abb. 338) an verwandte Darstellungen am Berliner Zeughaus. Bei der stilistischen Verschiedenheit beider Torseiten aber an verschiedene Meisterhände zu denken, wie man wohl vorgeschlagen hat, halte ich nicht für nötig. Die strenge akademische Gestaltung des Außentores und die linienreiche Anlage des Innentores sind durch den Zweck bestimmt. Nach außen der feierliche Eingang in die Stadt. Nach innen der festlich heitere Abschluß des Hauptstraßenzuges.

---

* Abbildung des früheren Zustandes bei Clemen: Kunstdenkmäler des Kreises Rees, Abb. 70.

** Abb. 135 bei Cornelius Gurlitt: Geschichte des Barockstils und des Rokoko in Deutschland. Stuttgart 1889.

Abb. 336. Wesel. Berliner Tor. Feldseite. Heutiger Zustand.
Vgl. Abb. 337, 338.

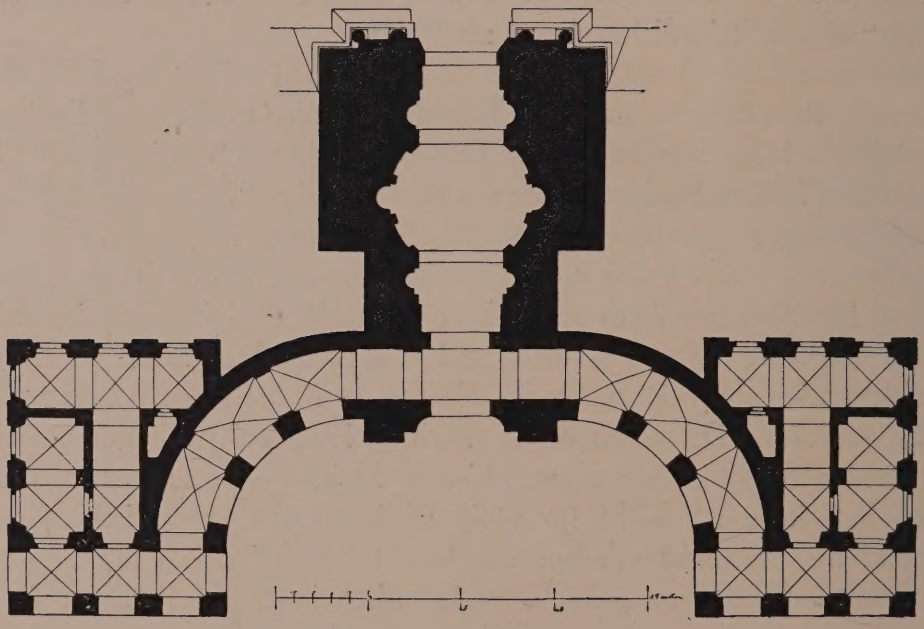


Abb. 337. Wesel. Berliner Tor. Grundriß der ehemaligen Gesamtanlage
vor der „Wiederherstellung". Vgl. Abb. 336, 338.

In dem Berliner Tor begegnen sich verschiedene Elemente. Einflüsse des französischen Hugenottenstils, dessen Hauptträger in England, Marot, Jean de Bodt kennen lernte; Einflüsse aus der Schule des Mansart in Paris, die Meister de Bodt aus seinen Lehrjahren mitbrachte; Einflüsse des holländischen Klassizismus und des großen Schlüters zu Berlin. Die Magazinbauten hinter dem Berliner Tor atmen aber wieder vollkommen die Ruhe der niederländischen Klassizisten (Abb. 336). Schlichte Backsteinbauten mit hellen Hausteinfensterrahmen. Quaderverklammerung an den Ecken. Das Berliner Tor hat über Berlin einen fremden Tropfen Blutes an den Niederrhein getragen, der indessen den Einfluß der Niederlande weiter nicht unterbinden konnte. Der Ausbau der Vorburg auf Schloß Wissen bei Weeze ist ähnlich den Magazinbauten in Wesel (Abb. 340). Die reichere seitliche Durchfahrt mit der Laube im Erdgeschoß könnte an eine holländische Stadtwage erinnern. Der Einfluß des holländischen Klassizismus beherrschte damals vollends den Unterrhein bis in die Umgebung von Düsseldorf und fand auch hier am Hofe der Herzöge von Jülich und Berg eine neue Heimat trotz der starken italienischen und süddeutsch-italienisierenden Einflüsse.

Abb. 338. Berliner Tor. Stadtseite. Heutiger Zustand. Vgl. Abb. 336 u. 337.

* * *

In Düsseldorf war im Jahre 1653 auf Wolfgang Wilhelm der ehrgeizige und prunksüchtige Pfalzgraf Philipp Wilhelm gefolgt. Er war wie sein Vater, der für hundert Goldgulden den bekannten Messekomponisten Egidio Hennio dann und wann im Jahre aus Lüttich nach Düsseldorf kommen ließ, nur um die Konzerte in der Hofkirche St. Andreas zu leiten, ein begeisterter Musikliebhaber. Er verstand es auch glänzend, fürstlichen Besuch mit seiner Oper und der Musikerschar um den Abbate Sebastiano Moratelli, seinen Hof- und Hausmusikus, zu unterhalten. Als einmal König Peter von Portugal in Düsseldorf bei ihm zu Gast weilte, komponierte Moratelli eigens für die Festaufführung die Oper „Das Kleinod Ceraunia von Ulissigone, jetzt genannt Lisbona". Dem hohen Gaste zu gefallen, läßt er Odysseus auf seinen Irrfahrten auch nach Portugal kommen, wo er Lissabon gründet. Eines Tages besucht ihn hier Kalypso. Aber Odysseus ist in dem frommen Lissabon unter den sittenernsten und strenggläubigen Portugiesinnen moralisch geworden. Er mag durch Kalypso nicht mehr an einstige Liebestorheiten

Abb. 339. Geldern. Rathaus.

erinnert werden und bittet sie daher freundlichst, wieder heimfahren zu wollen, „denn ich habe allhier meinen Sohn, dem von verliebten Eitelkeiten ein Exempel zu geben, mir nicht geziemen will"*.

Philipp Wilhelm war der Freund des Joachim von Sandrart, der viel für ihn tätig war und den er auch von Zeit zu Zeit auf seinem Gute Stockau mit einem Besuch beehrte. Neben Sandrart beschäftigte er auch noch die Maler Hamilton, Joseph Werner und Johann Spielberg. Der wichtigste für die Kunstgeschichte Düsseldorfs ist Spielberg, der Meister des Großen Schützenfestes im Rijks-Museum zu Amsterdam, des alten Gelehrten in der Galerie zu Augsburg und des Altarbildes an der Westwand von St. Andreas zu Düsseldorf**. Er ist auch für unseren Zusammenhang durch seine Mitarbeit am neuen Lustschloß zu Benrath wichtig,

* Walter: Geschichte des Theaters und der Musik am Kurpfälzischen Hof. 1898.
** Theodor Levin i. d. Zeitschrift des Düsseldorfer Geschichtsvereins XIX.

Abb. 340. Schloß Wissen Blick in die Vorburg. Vgl. Abb. 128, 130.

das Philipp Wilhelm von 1660 bis 1667 auf dem ehemaligen Sitz der Herren de Benrode und seit dem 13. Jahrhundert der Grafen von Berg für seine Gemahlin, die Pfalzgräfin Elisabeth Anna Magdalena, hatte aufführen lassen. Im folgenden Jahrhundert mußte es der Feuchtigkeit wegen abgetragen werden. Die Untergebäude blieben indessen stehen*. Ein Bild von Jan van Nikkelen in der Galerie zu Schleißheim und eine Darstellung in E. Ph. Ploennies „Topographia Ducatus Montani"** vom Jahre 1715 zeigen den Zustand der neuen Schloßschöpfung. Die beiden Bilder geben allerdings die Anlage nicht ganz genau wieder. Ich habe daher versucht, nach den allgemeinen und übereinstimmenden Angaben bei Nikkelen und Ploennies und den örtlichen Verhältnissen, das einstige Lustschloß Philipp Wilhelms wiederherzustellen und meine Entwürfe von meinem bewährten Schüler, dem Architekten Josef

* Grundriß des neuen Lustschlosses und des Parkes zu Benrath mit den alten Untergebäuden aus dem 18. Jahrhundert im zweiten Bande (Kap. VI, 3) dieses Buches.

** Ploennies: Handschrift im Kgl. Staatsarchiv zu Düsseldorf. — Die Ansicht vom alten Schloß Benrath abgebildet Deutsche Bauzeitung XLVI. 1912. Nr. 5. S. 49. Abb. 1.

Abb. 341. Benrath. Das ehemalige Lustschloß. Ansicht von Süden. Wiederherstellungsversuch von Richard Klapheck nach einer Skizze aus E. H. Ploennies' Topographia Ducatus Montani (1715). Gezeichnet von Jos. Andr. Hover. Vgl. Abb. 342.

Andreas Hover, für dieses Buch zeichnen lassen (Abb. 341, 342). Der Bau war, wie Ploennies berichtet, „von dem Kurfürsten absonderlich, wann die Jagdzeiten ankamen, dann und wann bewohnt, auf die Art eines ansehnlichen Jagdhauses eingerichtet, daneben mit vielen Altanen versehen, hatte einen großen Hof, ansehnliche Gärten, schöne Teiche und Gräben". Oder, wie Broys „Beschreibung der zur fürstlichen Oberkellnerei zu Düsseldorf gehörigen Schlösser" im Jahre 1771 angibt, „ein auf steinernen Bögen stehendes und mit einem Vorhof versehenes italienisches Halbschloß". Der Baumeister der reizvollen Schöpfung war der Fürstlich Pfälzisch-Neuburgische Kammerrat und Oberingenieur Johannes Lolio, genannt Sadler oder Saddeler, der 1663 zu Düsseldorf in dem Hause Altestadt Nr. 4 erwähnt wird und dort auch im Jahre 1679 starb*.

Das frühere Lustschloß zu Benrath ist einer der interessantesten Übergangsbauten vom alten, mit Burggräfte und Wehrtürmen geschützten Kastellbau zum einladenden Lustschloß,

* Ferber: Historische Wanderung durch Düsseldorf, I, S. 21.

das Gärten umgeben. Mitten aus dem heute noch erhaltenen langen Wasserspiegel* erhob sich einst der dreigeschossige rechteckige Bau. Pilaster rahmten die äußeren der sieben Fensterachsen der nach Norden, also nach der Stelle des neuen Lustschlosses aus dem 18. Jahrhundert, gerichteten Fassade ein; und vor deren ganzen Front lag, in den Weiher vorspringend, im Untergeschoß die von Balustraden eingefaßte Doppelterrasse (Abb. 342). An den Ecken der Südfront ragten Turmhauben über den wieder mit einer Balustrade geschmückten Dachfirst hinaus. Pilaster rahmten die Fenster unter den Turmhauben bis zum Untergeschoß ein und gaben damit den beiden Außenachsen der Südfront den Charakter selbständiger Turmkörper (Abb. 341). Dann der zwischen diesen risalitartig vorspringend angebrachte Hallenbau. Er erinnert an die Vorhalle des Kölner Rathauses (Abb. 185, 188) und hatte auch einen ähnlichen Zweck: es war die Eintrittshalle zum Treppenhaus und in den beiden Untergeschossen im

* S. Grundriß von Schloß und Park im zweiten Bande Kap. VI, 3.

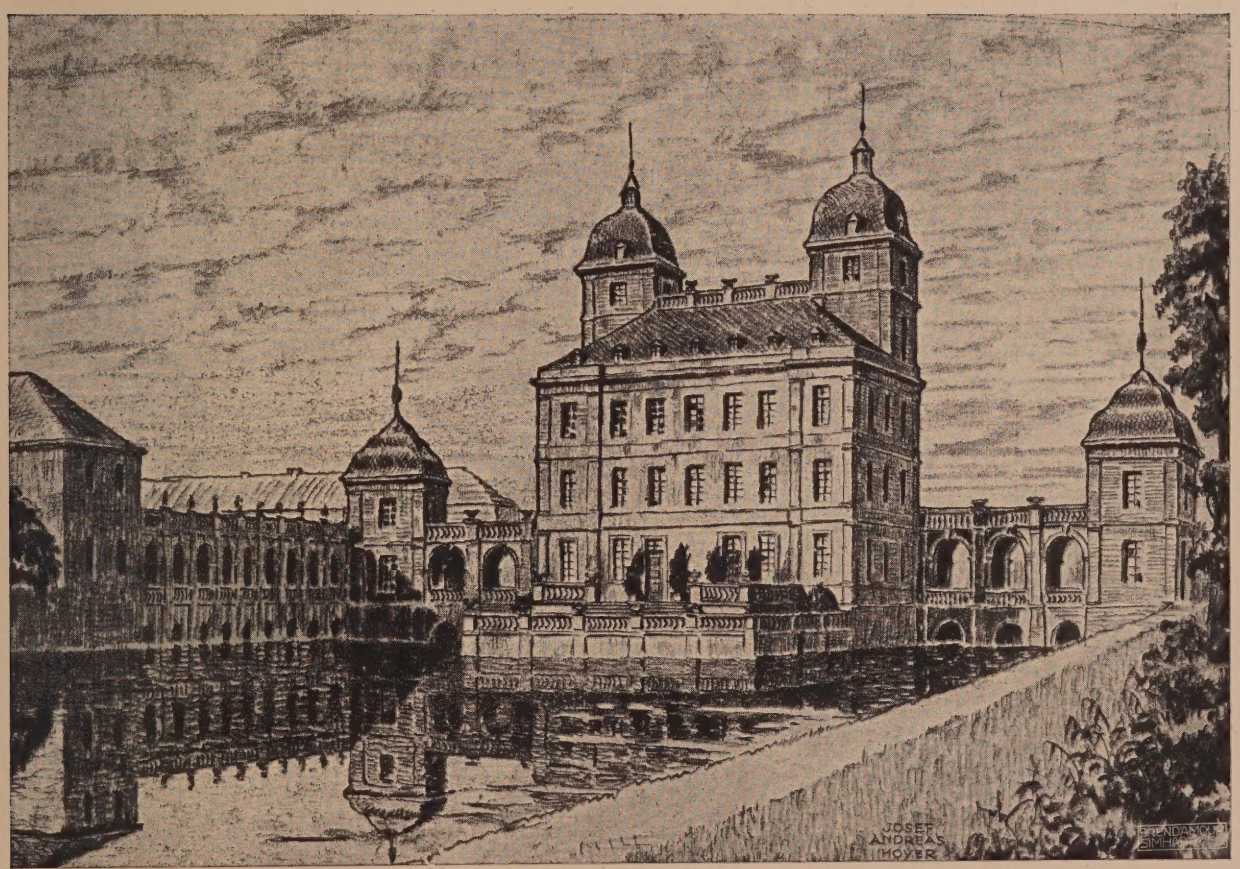


Abb. 342. Benrath. Das ehemalige Lustschloß. Ansicht von Norden. Wiederherstellungsversuch von Richard Klapheck nach dem Gemälde von Jan van Nikkelen. Gezeichnet von Jos. Andr. Hover. Vgl. Abb. 341.

Stile der Bibliothek Sansovinos zu Venedig in Arkaden mit Pilastergliederung geöffnet. Aus den unteren Arkaden des Vorbaus führte in den gleichen Zier- und Bogenformen eine auf Bogen ruhende Wandelhalle über den Schloßweiher in den Park, eine andere in den Hof der Wirtschaftsgebäude und Kavalierhäuser, setzte dort am Ufer den Arkadenreigen fort und verband so die rechtwinklig zueinander gelagerten drei Flügel des Hofes. Die Karossen des Herzogs fuhren aus dem Hof durch die Wandelhallen in den Vorbau, konnten dort an der Freitreppe den Fürsten erwarten, wenden oder die Fahrt in den Park fortsetzen. Aus der oberen Halle des Vorbaus gelangte man über die mit Balustraden eingefaßte Plattform über den Arkaden der beiden seitlichen Wandelhallen zu den kleinen Eckpavillons und durch den östlichen Pavillon über die Hallen am Ufer zu den oberen Geschossen der Nord- und Südflügel des Hofes. Aus den Brücken des alten Wasserkastells sind venezianische Hallen geworden; aus den Tortürmen anmutige Pavillons. Es ist sehr schade, daß diese interessante Anlage im 18. Jahrhundert fallen mußte — dieser seltsame Sonderling in der Geschichte der Baukunst am Niederrhein. Interessant ebenso in der Zweckmäßigkeit seiner Wandelhallen und der Verbindungen über der Plattform, wie in den schönen Verhältnissen der einzelnen Bauteile zueinander, der Turm- und Pavillonhauben und der Arkadenabschnitte, je drei Achsen am Hauptbau zusammengefaßt und durch Fenster unterbrochen. Von beiden Seiten gesehen, geben die Hallen mit ihren Fortsetzungen am Vorhof der Gesamtanlage die geschlossene Bildwirkung, in der die beiden Turmhauben mit der verbindenden Dachfirstbalustrade den Hauptakzent haben.

Und um auf den Maler Johann Spielberg zurückzukommen. Er hat beim Ausbau des Benrather Schlosses allerlei Verwendung gefunden. „Der Spielberg hat inmittelst ein Stukh in Arbeit genohmen, welches auff ein Camin khann gebraucht werden. Er hat auch noch ein ander dessein vor Benradt, wird es in ein Modell bringen," berichtet Max de la Marche, der Sekretär Philipp Wilhelms, am 24. Januar 1662 an seinen Herrn. Dann am 1. April desselben Jahres von „zwey verfertigten Modell in bede Sales nah Benradt unnd eine Schilderey auf ein Camin". Soweit sich diese Arbeiten auf den Wohnbau, den Hauptbau auf dem Wasserspiegel, beziehen, sind sie wohl schwer nur festzustellen. Wohl aber zeigt der Nordflügel des noch erhaltenen Vorhofs, die Orangerie, in zwei Sälen prächtige barocke Stuckdecken des 17. Jahrhunderts mit Malerei. Im ersten Saale in der Mitte Venus und Endymion und an den Ecken Liebesabenteuer der Venus (Abb. 343). Dazwischen braun in braun gemalte Jagdszenen. In der Mitte des Raumes einen schönen Kamin mit schwerem Stuckaufsatz (Abb. 345). Das Mittelbild ist leider verblichen. Die Darstellungen im zweiten Saale sind nur teilweise erhalten, mythologische Szenen mit einem Kamin. Es liegt nahe, in diesen nicht uninteressanten Resten von Deckenmalerei die Hand des Johann Spielberg zu vermuten. Allerdings reicht die Ausstattung von Schloß Benrath bis in die Zeit von Philipp Wilhelms Nachfolger hinein. Johann Wilhelm hatte als Resident der niederrheinischen Herzogtümer (1679 bis 1690) die meiste Zeit auf dem Lustschloß seines Vaters zu Benrath verlebt und den Orangerieflügel umgebaut. Vielleicht stammen auch die Stuckdecken und Kamine erst von ihm. Es wird aus

Abb. 343. Benrath. Orangerie. Teil der Decke aus einem der Säle. Vgl. Abb. 345. Aufnahme der Meßbildanstalt.

damaliger Zeit ein Luca Bonaveri aus Bologna angeführt, der eines der Zimmer teils al fresco, teils in Leimfarben ausmalte.

Von wem indessen die herrlichen Stuckarbeiten im Orangerieflügel stammen, wissen wir nicht. Sie sind außerordentlich nahe verwandt der Stuckdecke auf Schloß Winnenthal (Abb. 329); sowohl in der Aufteilung der Fläche, der Einrahmung der Bilder, den Blattranken und figürlichen Darstellungen, wie auch in den Malereien mit ihren Verkürzungen und Überschneidungen. Edmund Renard hat über das alte Lustschloß Benrath und die Stuckarbeiten in der Orangerie eine Arbeit angekündigt*. Sie wird voraussichtlich über die Meister genaueren Aufschluß bringen.

Der Zustand der Decken und Kamine in der Orangerie zu Benrath ist mehr denn unwürdig! Es ist ein empörender Skandal!! Neue Balkenzüge, die dem alternden Mauerwerk einen Halt geben sollten, haben den Stuck brutal zerstört! Die Feuchtigkeit der Räume und Mangel an Pflege lassen mit jedem Tag die alten Malereien mehr und mehr verblassen. Der Stuck bröckelt ab. In einigen Jahren ist die letzte noch erhaltene künstlerische Erinnerung an den prachtliebenden Philipp Wilhelm und das Werk, das gewissermaßen die glänzende Epoche des Kurfürsten Johann Wilhelm einleitet, zur Unkenntlichkeit entstellt. Aber hier sollten nicht allein die geschichtliche Pietät ein Wort zur Erhaltung der Stuckarbeiten einlegen, auch künstlerische und kunsthistorische Erwägungen! Der rein künstlerische Wert der Arbeiten ist heute noch bedeutend. Kunsthistorisch sind sie neben der Decke auf Winnenthal die einzigen Barockdekorationen der Art am Niederrhein. Die Stuckdecken im „Haus zum Großen Kurfürsten“ und im Gasthaus „Horion“ in Cleve können ja gar keinen Vergleich aufnehmen. Die Stuckarbeiten auf Johann Wilhelms Jagdschloß in Bensberg stammen erst aus dem zweiten Jahrzehnt des folgenden Jahrhunderts und sind, wenn auch an sich beachtenswerte Schöpfungen, nur dürftige Reste einer einst großen einheitlichen Dekoration**. Das 19. Jahrhundert hat sie vernichtet. Für das 20. Jahrhundert ist es Ehrenpflicht des Niederrheins, die Benrather Dekorationen vor dem Verfall zu retten!!!

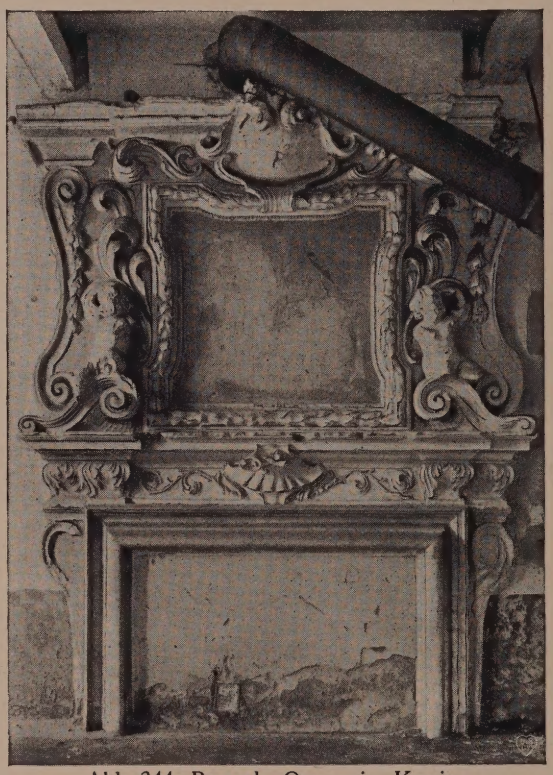


Abb. 344. Benrath. Orangerie. Kamin
Aufnahme der Meßbildanstalt.

* Vgl. Edmund Renard: Das neue Lustschloß Benrath. Jahresgabe des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft. Insel-Verlag 1913. Anm. 37.

** Ausführlich im zweiten Bande Kap. V dieses Buches.

Was könnte mit den Benrather Kunstwerken geschehen? Wenn sie an Ort und Stelle nicht zu erhalten sind, so mag man sie in ein Museum übertragen oder bei dem Neubau des Düsseldorfer Rathauses oder der Kunstakademie verwenden. Unter den zeitlichen Verhältnissen werden die Neubauten des Museums und Rathauses in Düsseldorf wohl etwas auf sich warten lassen. Aber die neue Kunstakademie war bei Ausbruch des Krieges schon im Bau. Es wäre zu erwägen, ob man die Benrather Decken und Kamine nicht hier verwenden könnte! Für die Kamine (Abb. 344, 345) kenne ich am Niederrhein überhaupt kein Gegenstück. Die nächsten Verwandten wären die jüngeren Arbeiten aus dem folgenden Jahrhundert von Antonio Rizzo in Westfalen auf Schloß Nordkirchen, Haus Borg bei Rinkerode und dem Beverförder Hof zu Münster*. Aber die älteren Arbeiten auf Benrath bleiben die reicheren und künstlerisch wertvolleren.

Man ist bisher den künstlerischen Interessen Philipp Wilhelms nicht ganz gerecht geworden, da er aus seinem Künstlerkreise nicht so glanzvolle Namen wie sein Vater aufweisen konnte, die Rubens und van Dyck. Aber er war, wie der englische Minister Clarendon berichtet, der 1654 seinen entthronten Herrn, Karl Stuart, an den Düsseldorfer Hof begleitete, „einer der gebildetsten Fürsten Deutschlands, ein Mann, der die feinen Umgangsformen der Franzosen mit dem ernsten Wesen der Deutschen verbindet". Leider fiel seine Herrschaft in eine traurige Zeit am Niederrhein. Das Land war verwüstet. Er konnte für Düsseldorf nicht das tun, was er wohl vorgehabt mag haben. In den letzten elf Jahren hatte er die Herzogskrone von Jülich und Berg seinem Erbsohn Johann Wilhelm übertragen und sich auf seine süddeutschen Besitzungen zurückgezogen. Besondere politische Beweggründe hatten ihn dazu geführt. Sein politischer Ehrgeiz hatte so manche Niederlage erlitten. Vor allem durch Kurbrandenburg. Er glaubte daher, durch günstige Heiratsverbindungen seiner Kinder zu Macht und Einfluß zu gelangen. Eine seiner Töchter wurde deutsche Kaiserin, die andere Königin von Spanien, die dritte trug die Königinnenkrone von Portugal. Sein Nachfolger sollte die österreichische Erzherzogin Maria Anna, die Stiefschwester des Kaisers, heimführen. Aber die Wiener

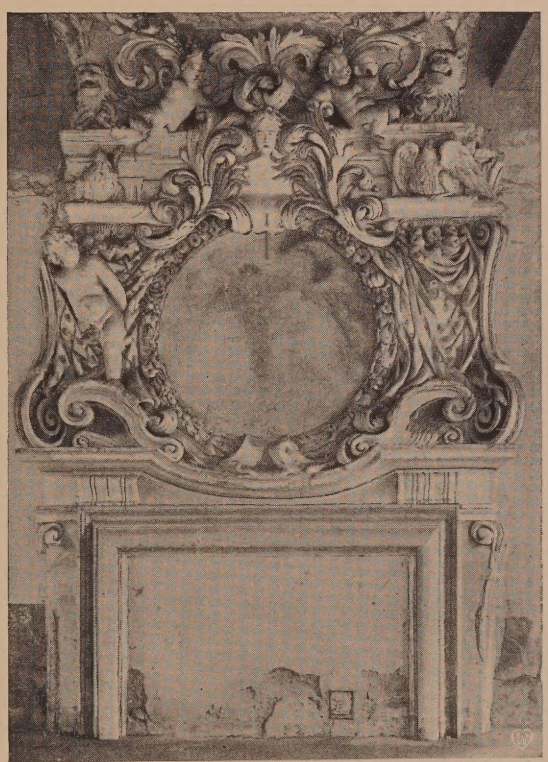


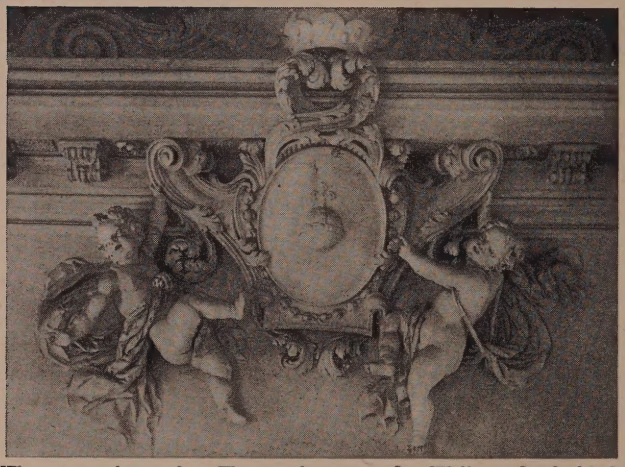
Abb. 345. Benrath. Orangerie. Kamin. Vgl. Abb. 343. Aufnahme der Meßbildanstalt.

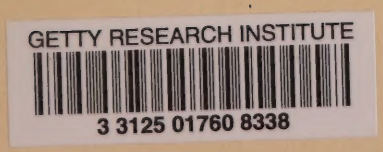
* Kerckerinck-Klapheck: Alt-Westfalen. Abb. 242—246.

Etikette hatte vorher zu verstehen gegeben, daß eine kaiserliche Prinzessin nur einem regierenden Fürsten die Hand reichen dürfe. Philipp Wilhelm mußte seinem Ehrgeiz kein leichtes Opfer bringen. Er trat im Jahre 1679 die Herzogtümer Jülich und Berg an seinen Erbsohn ab. Und dann erst fand die Hochzeit statt. Den Kurhut von der Pfalz mag er in späteren Jahren als eine erwünschte Entschädigung begrüßt haben. Doch Melacs Mordscharen verwüsteten das Land. Fern von der Heimat starb gebrochenen Herzens der Kurfürst zu Wien im Jahre 1690 am Hofe seiner österreichischen Verwandten.

In Düsseldorf begann indessen das herrlichste Kapitel der Kunstgeschichte vom Niederrhein. Ein goldener Leichtsinn, eine Lust an Farbe, Wein und Kränzen, an Opernszenen, Bildern, Statuen und kunstgewerblichen Kostbarkeiten herrschten in der Hauptstadt von Jülich-Berg. Maler wurden Ministre des beaux-arts, andere Künstler Chevaliers und Großgrundbesitzer. Es ist ein Kapitel, das in seinem bestrickenden Zauber ganz allein für sich behandelt werden will. Das Kapitel von Johann Wilhelm und seiner großen Künstlerschar am Hof zu Düsseldorf.

ENDE DES ERSTEN BANDES.



Wappenstück aus dem Treppenhaus von Jan Wellems Jagdschloß zu Bensberg.

83/RTR
2000
18370